Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

G. Maier

Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung

Dritte Auflage



B. G. Teubner in Leipzig



Ein vollständiges Verzeichnis der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" befindet sich am Schluß dieses Bandes.

ANuG allg. 400:709

Die Sammlung

„Aus Natur und Geisteswelt"

die nunmehr auf ein mehr denn zehnjähriges Bestehen zurückblicken darf und jetzt über 275 Bände umfaßt, von denen 60 bereits in zweiter bis vierter Auflage vorliegen, verdankt ihr Entstehen dem Wunsche, an der Erfüllung einer bedeutsamen sozialen Aufgabe mitzuwirken. Sie soll an ihrem Teil der unserer Kultur aus der Scheidung in Kasten drohender Gefahr begegnen helfen, soll dem Gelehrten es ermöglichen, sich an weitere Kreise zu wenden, dem materiell arbeitenden Menschen Gelegenheit bieten, mit den geistigen Errungenschaften in Fühlung zu bleiben. Der Gefahr, der Halbbildung zu dienen, begegnet sie, indem sie nicht in der Vorführung einer Fülle von Lehrstoff und Lehrsätzen oder etwa gar unerwiesenen Hypothesen ihre Aufgabe sucht, sondern darin, dem Leser Verständnis dafür zu vermitteln, wie die moderne Wissenschaft es erreicht hat, über wichtige Fragen von allgemeinstem Interesse Licht zu verbreiten. So lehrt sie nicht nur die zurzeit auf jene Fragen erzielten Antworten kennen, sondern zugleich durch Begreifen der zur Lösung verwandten Methoden ein selbständiges Urteil gewinnen über den Grad der Zuverlässigkeit jener Antworten.

Es ist gewiß durchaus unmöglich und unnötig, daß alle Welt sich mit geschichtlichen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien befasse. Es kommt nur darauf an, daß jeder Mensch an einem Punkte sich über den engen Kreis, in den ihn heute meist der Beruf einschließt, erhebt, an einem Punkte die Freiheit und Selbständigkeit des geistigen Lebens gewinnt. In diesem Sinne bieten die einzelnen, in sich abgeschlossenen Schriften gerade dem „Laien" auf dem betreffenden Gebiete in voller Anschaulichkeit und lebendiger Frische eine gedrängte, aber anregende Übersicht.

Freilich kann diese gute und allein berechtigte Art der Popularisierung der Wissenschaft nur von den ersten Kräften geleistet werden; in den Dienst der mit der Sammlung verfolgten Aufgaben haben sich denn aber auch in dankenswertester Weise von Anfang an die besten Namen gestellt, und die Sammlung hat sich dieser Teilnahme dauernd zu erfreuen gehabt.

So wollen die schmucken, gehaltvollen Bände die Freude am Buche wecken, sie wollen daran gewöhnen, einen kleinen Betrag, den man für Erfüllung körperlicher Bedürfnisse nicht anzusehen pflegt, auch für die Befriedigung geistiger anzuwenden. Durch den billigen Preis ermöglichen sie es tatsächlich jedem, auch dem wenig Begüterten, sich eine kleine Bibliothek zu schaffen, die das für ihn Wertvollste „Aus Natur und Geisteswelt" vereinigt.

Leipzig, 1909. **B. G. Teubner.**

Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen
2. Bändchen

Soziale Bewegungen und Theorien

bis zur modernen Arbeiterbewegung

Von Gustav Maier

Dritte Auflage



Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1906

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Die nachfolgenden Darstellungen verfolgen den Zweck, in die wirtschaftlichen Zustände, Gedanken und Entwicklungen vergangener Zeiten einzuführen und damit dem Verständnis für die Strömungen der Gegenwart zu dienen. Im Geiste des vorliegenden literarischen Unternehmens wollen sie ihr Ziel auf dem Umwege erreichen, daß sie ohne Aufwand von Gelehrsamkeit und ohne Voraussetzung einer solchen mitten ins volle Leben und Denken hineingreifen, getreu dem Dichterwort von der „grauen Theorie", dessen Wahrheit uns von der Erfahrung bestätigt wird. Der Lehrer, der in enger Schulstube seine Zöglinge mit den zahllosen Klasseneinteilungen der Pflanzen und Tiere ermüdet, wird sicherlich für den Unterricht in Botanik und Zoologie geringere Erfolge erzielen, als derjenige, welcher sie in die freie Natur hinausführt und durch deren anziehende Mannigfaltigkeit die Freude an der Welt und den Trieb zum Lernen anregt.

Viele Vertreter der strengen Wissenschaft sind dieser Methode noch abhold, weil sie allzusehr nur ihren eigenen Erziehungsgang und ihre nächsten Bedürfnisse in Betracht ziehen, weil sie die Wissenschaft als sorglich zu behütendes Eigentum einer Minderheit in Anspruch nehmen. Sie sind damit im Rechte, insoweit es sich um die eigentlich wissenschaftliche Arbeit handelt, die nur den Berufenen, tüchtig Vorgebildeten überlassen sein darf. Aber sie sind im Unrecht, sobald der Genuß dieser Arbeit in Betracht kommt, der in weitem Umfang das Eigentum der Gesamtheit werden muß, soll jene Arbeit überhaupt einen höheren Wert erlangen. So wäre es gewiß mißlich, wenn jeder Laie eine Dampfmaschine herzustellen sich vermessen wollte, aber es ist ein Bedürfnis der modernen Bildung wie der allgemeinen Wohlfahrt, daß jeder einen Begriff habe von ihrem Bau und von den ihr zugrunde liegenden Gesetzen. Es ist nicht nötig, daß alle Welt sich mit geschichtlichen oder theologischen Studien befasse, aber die Historiker und die Theologen verlangen selbst mit Recht, daß jeder Gebildete in der Geschichte seines Vaterlandes, jeder Gläubige in den Grundbegriffen seiner Religion bewandert

sei. Die Gesetze der Schwerkraft und der Bewegung der Himmelskörper mögen uns unbekannt und unverständlich sein, doch ist ein gewisses Maß von Himmelskunde für uns notwendig, wollen wir uns nur mit dem täglichen Leben auseinandersetzen. — Um wie viel dringlicher noch ist für jedermann, zumal in unserer Zeit, ein weitgehendes Verständnis für die verwickelten wirtschaftlichen Beziehungen, die die Menschen untereinander verbinden und die Voraussetzung ihrer gemeinsamen Wohlfahrt sind!

Der Erkenntnis dieser Beziehungen dient die Wissenschaft der National-Ökonomie. Das aus dem Griechischen stammende Wort „Ökonomie" bedeutet: „Haushaltsgesetz", wird aber in unserem Sinne nicht auf die einzelne, sondern auf die gemeinsame Wirtschaft angewendet. Jene Wissenschaft umfaßt also die Gesamtwirtschaft eines Volkes in der Untersuchung der ihr zugrunde liegenden Gesetze. Diese nun können nicht für sich allein betrachtet werden, sondern stehen in engster Wechselwirkung mit dem gesamten Staatsleben, weshalb Engländer und Franzosen die Volkswirtschaftslehre richtiger „politische Ökonomie" nennen. So anziehend ihr Gegenstand in der Vielgestaltigkeit des Lebens an sich ist, so muß doch diese Wissenschaft dem Neuling schwer und trocken erscheinen, weil sie sich zunächst zu befassen hat mit der rein gedankenmäßigen Feststellung von Begriffen, wie z. B. Wert, Preis, Arbeit, Kapital, Tausch, Geld, Lohn usw. So schreckt uns leicht das theoretische Studium ab, zum Schaden der reichen Anregungen, die wir daraus gewinnen könnten.

Die fast vollständige Vernachlässigung wirtschaftlicher Fragen in der Schule führt uns zu einem gedankenlosen Hinnehmen des einmal Bestehenden. Die Lasten und Sorgen des persönlichen Lebens trüben uns allzuoft den Blick für unsere Abhängigkeit von den Zuständen der Gesamtheit, und die natürliche Selbstsucht und Eigenliebe verhindern die Erkenntnis ihrer ausschlaggebenden Bedeutung. Dazu kommt, daß die Wissenschaft, um die es sich hier handelt, noch in ihrer Jugend steht: sie geht auf kaum mehr als hundert Jahre zurück. Zwar haben sich schon die Denker des grauen Altertums mit wirtschaftlichen Fragen ernst beschäftigt, aber sie sind über die Kritik und die Aufstellung von Systemen wohl niemals hinausgekommen. Der Untergang der antiken Kultur und der Aufstieg der Kirchenmacht in unserem westlichen Kulturgebiete begrub alles, was Wissenschaft hieß, in den Zellen der Klöster, und den be-

schaulichen Mönchen fehlte meistens der Antrieb, sich mit so weltlichen Dingen zu befassen, zumal die Kirche als Mittelpunkt aller Kultur einen Ausgleich der wirtschaftlichen Kräfte beförderte.[1]) Die große Auferstehungsperiode, die man die Renaissance nennt, beschränkte sich im wesentlichen auf den künstlerischen, philosophischen und etwa noch den rein politischen Gedankenkreis.

Die gleichzeitig auftretende religiöse Bewegung, die Reformation, blieb infolge ihres vorwiegend religiös-politischen Charakters in den wirtschaftlichen Anschauungen der Römischen Kirche stecken: die Weisheit der Obrigkeit, die Armenpflege und die Schädlichkeit des Wuchers sind ihre höchsten nationalökonomischen Gedanken. — Erst am Wendepunkte des Mittelalters, als infolge der Entdeckung Amerikas die Handelsbeziehungen sich erweiterten und mächtige Umwälzungen im täglichen Leben sich offenbarten, fing man an, sich eingehender mit wirtschaftlichen Fragen zu beschäftigen. Aber sie traten damit noch keineswegs in den Vordergrund des öffentlichen Interesses, sie blieben noch durch Jahrhunderte den Staatsmännern überlassen und galten als Bestandteil der Staatswissenschaft unter dem Namen der Cameralia. Als Wissenschaft im strengen Sinne sind auch diese Anfänge nicht zu bezeichnen, vielmehr als ein meist unsystematisches Tasten nach Maßregeln, die den absoluten Herrschern jener Tage den größtmöglichen Vorteil bringen sollten. Man fühlte dunkel und unbestimmt die Strömungen eines sich umbildenden Wirtschaftslebens und man sann darüber nach, wie man unter dessen Nützung die Völker reicher, d. h. steuerfähiger, und stärker, d. h. kriegstüchtiger machen könnte. Immerhin ist aus dieser an der Pforte der Neuzeit stehenden sog. Kameralwissenschaft die Nationalökonomie hervorgewachsen, ähnlich wie aus der unwissenschaftlichen oft schädlichen Beschäftigung mit Alchimie und Astrologie die Wissenschaften der Chemie und Astronomie entstanden sind.

Als im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts zur Entdeckung neuer Erdteile und zu den Anfängen eines Welthandels

---

1) Die Bedeutung des Mittelalters in wirtschaftsgeschichtlicher Beziehung soll damit keineswegs verkleinert werden. Allein sie besteht wohl gerade darin, daß es im Mittelalter zwar viel „soziale Praxis" aber wenig „soziale Bewegungen und Theorien" gab, und sie fällt daher nicht in den Rahmen dieses Buches. Immerhin finden sich nachstehend einige Literaturangaben zum Selbststudium.

noch die technischen Erfindungen hinzutraten, eine selbständige Großindustrie entstand, das Kapital sich mächtig entwickelte und immer größere Menschenmassen in seinen Dienst zwang, als so die gewerblichen Organisationen des Mittelalters gewaltsam durchbrochen wurden, als am Vorabend der großen französischen Revolution die philosophische und religiöse Aufklärung dem Denken auf allen Gebieten eine freiere Richtung gegeben hatte, da erst begannen die Versuche, auch das menschliche Gemeinschaftsleben wissenschaftlich zu ergründen.

Diese späte Entwicklung ist überaus merkwürdig: man sollte doch meinen, daß der zum Denken vorgeschrittene Mensch sich zu allererst mit den Grundbedingungen seines leiblichen Daseins und seiner gesellschaftlichen Wohlfahrt beschäftigt hätte. Aber genau das Gegenteil ist der Fall. Der zur Vernunft erwachte Sterbliche wendet sich zunächst mit seiner ganzen Denkkraft zum Übersinnlichen: er gestaltet sich die Gottheiten, begründet die eigene Unsterblichkeit und malt sich das Dasein jenseits des Todes aus. Hienieden setzt er sich selbst zum Zweck der Schöpfung, und seinen Wohnsitz, die Erde, zum Mittelpunkt der Welt. Die ganze Philosophie des Altertums, mehr noch ihre Fortsetzung durch die monotheistischen Kirchen, die christliche und die mohammedanische, stehen unter dem Banne dieser Weltanschauung, ja vermögen sich nicht einmal zu dem Gedanken der Menschheit zu erheben, sondern beschränken den Zweck der Schöpfung auf einzelne, durch Nationalität oder Religion ausgezeichnete Teile derselben. Dieser privilegierte Mensch ist der Sohn der Götter, ist zu ihrem Ebenbilde geschaffen, sein persönliches Schicksal ist durch göttliche Vorsehung bestimmt und durch sein Verhalten zur Gottheit und zu deren Vertretern auf Erden, den Priestern bedingt. Solche Anschauungen ließen eine Wissenschaft vom menschlichen Leben nicht aufkommen, sie mußte als Zweifel an der göttlichen Allmacht, als Ketzerei erscheinen.

Zudem verstand es die Kirche meisterhaft, auch die Wissenschaften in ihren ausschließlichen Dienst zu ziehen; was ihren Glaubenssätzen und Absichten entgegenstand, wurde einfach zum Schweigen gebracht: so konnte es z. B. geschehen, daß die schon einzelnen griechischen Philosophen und Mathematikern vertraute Kenntnis der Kugelgestalt der Erde und ihrer Stellung im Planetensystem auf $1\frac{1}{2}$ Jahrtausende aus dem Wissen der

Menschheit wieder verschwand, weil sie mit der von der katholischen Kirche vertretenen biblischen Überlieferung im Widerspruch stand. Freilich konnte es diese auf die Dauer nicht verhindern, daß die Entdeckungen neuer Erdteile zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts und die Bekanntschaft mit den Forschungen der Araber auch bei uns zu einer Wiederbelebung der Himmelswissenschaft und damit zu einer Entthronung unseres Planeten von der Weltherrschaft führten. — Auch die Stellung des Menschen in der Natur wurde nun in immer weiterem Umfange Gegenstand wissenschaftlicher Behandlung: man erkühnte sich, ihn mehr und mehr als ein Naturwesen zu betrachten und zu erkennen. An die Stelle der göttlichen Willkürherrschaft trat allmählich das auch vom religiösen Standpunkt aus höhere Prinzip der gesetzlichen Entwicklung.

Jetzt erst, nach Überwindung der alten Weltanschauung, fing man auch an, die Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens nach Zeit und Raum wissenschaftlich zu ergründen: als Voraussetzung mußte erst eine neue Wissenschaft der Zahlen, die Statistik, erstehen. Man untersuchte den Stand und die Bewegung der Bevölkerung, ihre Lebensweise, ihre Bedürfnisse und ihren Verbrauch, die Art und Ergiebigkeit ihrer Arbeit, den Stand von Gewerbe und Verkehr, die Verteilung des Besitzes u. a. m., und man sah bald bei der Vergleichung, daß ähnliche Zustände überall ähnliche Folgen hatten. So erkannte man deren absolute Gesetzmäßigkeit, indem man fand, wie z. B. von dem Ausfall der Ernten und den dadurch bedingten Preisen der Nahrungsmittel die Bewegung der Bevölkerung in Geburt und Tod abhänge, ja wie sogar scheinbar so zufällige und im Belieben des Einzelnen stehende Vorgänge, wie die Verbrechen, die Morde und sogar die Selbstmorde damit im Zusammenhang stehen und in erstaunlicher Regelmäßigkeit wiederkehren. Man schritt vor zur Ergründung der Ursachen und zur Erforschung der den Wirkungen zugrunde liegenden Gesetze, und endlich fing man an, nach Mitteln zur Verbesserung der als schädlich erkannten Zustände zu suchen. An diesem Punkte berührt sich dann die Nationalökonomie mit der Sozialwissenschaft, mit der Betrachtung jener Mißstände, deren Gesamtheit man gemeinhin unter dem Namen der „sozialen Frage“ begreift: man erörtert mit praktischem Endziel die beste und gerechteste Einrichtung des gesellschaftlichen Lebens.

Hatte man aber vordem die Eigenschaft des Menschen als eines Naturwesens gänzlich außer acht gelassen, so mußte jetzt durch die so plötzlich erkannten wunderbaren Regelmäßigkeiten, durch die entdeckten fast mathematischen Formeln des wirtschaftlichen Lebens die Würdigung der geistigen Einwirkungen mehr in den Hintergrund gedrängt werden; man wurde leicht zu dem Glauben geführt, das ganze menschliche Gesamtleben (das, was man die Geschichte nennt) müsse sich vorwärts und rückwärts berechnen lassen, wenn man nur die wirtschaftlichen Zustände genau kenne. So geriet man in die Gefahr der entgegengesetzten Einseitigkeit. Denn, wie der einzelne Mensch durch die gleichzeitige und wechselsweise Entfaltung seiner körperlichen und geistigen Tätigkeit vorwärts gebracht wird, so vollziehen sich auch die Strömungen in der Gesamtheit durch die Verbindung äußerer und innerer Wirkungen, und diese letzteren, die geistigen, offenbaren sich immer durch einzelne hervorragende Menschen, deren Auftreten und Einfluß eben nicht im voraus zu berechnen ist. Die kirchlichen Mißstände z. B., die hundert Jahre später zur Reformation führten, bestanden wohl in gleicher Stärke schon zur Zeit des Johannes Hus, aber es bedurfte der Verkörperung rettender Gedanken in den geist- und machtvollen Persönlichkeiten eines Luther, Zwingli und Calvin, um eine allgemeine bessernde Bewegung hervorzurufen. Der dunkle Drang der Massen wird in Einzelnen zu Wort und Tat. — So mußte wohl ein Gewaltmensch, wie der erste Napoleon, auftreten, um die morschen Staats- und Gesellschaftseinrichtungen des altersschwach gewordenen Europa zum Zusammenbruch zu bringen. — Das längst im deutschen Volke schlummernde Sehnen nach politischer Einheit konnte erst durch die rücksichtslose Kraftnatur eines Bismarck seine Verwirklichung finden. Gleicherweise verlangten auch auf wirtschaftlichem Gebiete die technischen Umwälzungen der Produktion und die Entstehung einer proletarischen Arbeiterklasse aus sich selbst heraus nach Reformen und Neugestaltungen, aber ohne das geistige Schaffen von Männern wie Adam Smith, Ricardo, Malthus, St. Simon, Lassalle, Marx und vielen anderen hätte sich die Bewegung wohl langsamer vollzogen und in anderen Formen. So wirken überall die Zustände und die Gedanken der Menschen wechselsweise aufeinander ein: Einzelne sind es immer, die die Verhältnisse und besonders die Mißstände mit besonderer Lebhaftigkeit erfassen, deren Gedankenrichtungen dann, auf die

Massen übergehend, den Willen dieser Massen bestimmen und so die Änderung und Besserung vorbereiten. Demgemäß werden sich die folgenden Betrachtungen sowohl mit den tatsächlichen Zuständen verschiedener Zeiten und Völker, als mit den Gedankengängen hervorragender Führer, Schriftsteller und Staatsmänner und mit den durch beide Faktoren hervorgerufenen Bewegungen beschäftigen.

Zwei Richtungen befehden sich ständig in der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit: die höchste Wohlfahrt der Gemeinschaft und die größtmögliche Unabhängigkeit des Einzelnen. — Die Natur hat jedem Wesen den Trieb der Selbsterhaltung eingepflanzt, der sich in dem Streben nach Freiheit, Unabhängigkeit und Glück äußert. Auf seinem Wege findet der Mensch andere seinesgleichen, die ihm zur Erreichung des Zieles hinderlich oder förderlich erscheinen: er wird suchen, die Ersteren zu überwinden oder zu beseitigen, die Letzteren seinen Zwecken dienstbar zu machen. Je mehr aber die Teilung der Arbeit fortschreitet, je mehr die Kultur steigt und der Natur ihre Kräfte und Produkte abzuringen sucht, desto mehr empfinden die Menschen auch die Vorteile der wechselseitigen Unterstützung und geraten so zum gemeinsamen Nutzen in immer größere gegenseitige Abhängigkeit. Sie ordnen sich Gemeinschaften unter: der Familie, dem Stamme, der Gemeinde, dem Staate. Aber an der Spitze dieser Gemeinschaften müssen wiederum Menschen stehen, die den natürlichen Trieb haben, deren Glieder zu ihrem persönlichen Vorteil zu unterdrücken und auszubeuten. Und hier liegen die Ursachen all des unsäglichen Elends, das uns in ständigem Kriege und ewiger Bedrückung die seitherige Geschichte der Menschen aufzeigt; hier liegt auch der Grund unserer heutigen „sozialen Frage". Denn zu allen Zeiten und unter den verschiedensten Verhältnissen steckt unter dem Mantel politischer und selbst religiöser Herrschaft das Werkzeug wirtschaftlicher Bereicherung, die auch die geistige Beraubung mit sich bringt. So handelt es sich auch bei der sozialen Frage unserer Tage nicht allein um materielle Werte, um die gerechte Verteilung des Arbeitsertrags u. dgl., sondern ebenso sehr um den Anteil am Besitz der höchsten Kulturgüter: Wissen und Bildung, Wissenschaft und Kunst. Es ist jeder selbstsüchtigen Herrschaft tragisches Geschick, daß sie an dieser Klippe zerschellen muß. Denn die Geschichte lehrt, daß die gewaltigsten Reiche der Ver-

gangenheit untergegangen sind, weil ihre Macht auf zu schmaler Grundlage ruhte, indem den wenigen Gebildeten und Begüterten die rohen und unfreien Massen gegenüberstanden; diese aber hatten an dem Bestehen der gemeinsamen Einrichtungen kein Interesse, und deshalb waren solche anscheinend so mächtigen Staaten weder im Inneren gefestigt, noch gegen den Ansturm von außen widerstandsfähig.

Diese Erkenntnis hat in der Neuzeit allenthalben eine demokratische Strömung begünstigt, d. h. eine solche, die eine breitere Grundlage des Staatswesens zu gewinnen strebt, indem sie allen Gliedern der Gemeinschaft gleiche Rechte und Pflichten zuteilt und infolgedessen auch eine möglichst gleichmäßige und gerechte Verteilung der materiellen und geistigen Güter verlangen muß. Und damit treten die sozialen Forderungen aus der stillen Gedankenwelt heraus auf die politische Bühne. Gleichwie der Geist vergangener Zeiten in der Ersehnung eines gemeinsamen religiösen Ideales aufging, so wird jetzt mehr und mehr die Welt ergriffen vom Denken und Arbeiten für ein Ideal des sozialen Lebens. Unsere ganze Zeitrichtung steht im Banne sozialer Gedanken, deren Pflege in vielen Kreisen bereits den Charakter einer religiösen Schwärmerei angenommen hat. Man will eine Möglichkeit höchster gesellschaftlicher Ordnung und wirksamster Gemeinarbeit ausdenken, dabei aber die Vorteile nicht aufgeben, welche die Vielseitigkeit der Einzelentwicklung dem Fortschritt gewährt. Wer da immer von dem wahrhaft religiösen Glauben an die steigende Vervollkommnung unseres Geschlechtes erfüllt ist, der muß hoffen, daß wir durch alle Irrwege hindurch in unablässigem Ringen jenem Schnittpunkte doch immer näher rücken, in dem das Wohlergehen der Gesamtheit auch das Glück und die Freiheit für den Einzelnen einschließen wird.

Allein wir sollen nicht nur hoffen, wir haben, jeder an seiner Stelle, die Pflicht, zur Erreichung dieses Zieles mittätig zu sein. — Dazu bedürfen wir des guten Willens, aber wir können das Wissen nicht entbehren, und die Geschichte ist unsere beste Lehrmeisterin. Wir müssen die sozialen Ordnungen vergangener Zeiten kennen lernen, dann finden wir, daß sie alle bei geringerer oder größerer Vollkommenheit das Merkmal der Herrschaft Einzelner oder Weniger über die große Mehrheit tragen, mit allen jenen Begleiterscheinungen der Verderbnis für die Herrschenden wie für die Beherrschten. Schon im frühen

Altertum hat man die Ursache dieser Erscheinung im Privateigentum gesucht, und die zur Abhilfe vorgeschlagenen Mittel bewegen sich daher im Gedankenkreise des Kommunismus, der vollkommenen Gemeinsamkeit in Erzeugung wie Verbrauch der Güter unter Ausschluß jedes Privatbesitzes. Die Tatsache, daß große Denker wie Plato und Aristoteles (die ersten griechischen Philosophen, von deren Beschäftigung mit wirtschaftlichen Dingen uns zusammenhängende Darstellungen überliefert sind) sich dabei auf das Eigentum an Sachen beschränkten und zu dem Gedanken der Verwerflichkeit der Sklaverei, des Eigentumes an Menschen, niemals gelangen konnten, wirft ein überraschendes Licht auf die Unvollkommenheit des menschlichen Denkens überhaupt, wie auf dessen Befangenheit innerhalb gegebener Verhältnisse. Die Eigenart der antiken Wirtschaft, in der in hohem Grade Erzeugung und Verbrauch dicht beieinander lagen, mußte zum reinen Kommunismus leiten, sobald das private Eigentum beseitigt werden sollte. — So erreichen denn alle diese Systeme scheinbar das soziale Ideal, aber sie vernichten es sogleich wieder, indem sie zu einer entsetzlichen, der menschlichen Natur widerstrebenden Öde und Gleichmäßigkeit der Lebenshaltung hinführen; ja sie stellen die ganze Kultur in Frage, indem sie logischerweise das kommunistische Prinzip auch auf die geschlechtlichen Beziehungen anwenden und damit zur Weibergemeinschaft führen. Immerhin aber sind selbst diese Systeme und Gedankenrichtungen für das Verständnis der Grundfragen und ihrer Lösung auch in der Gegenwart von hohem Werte.

Die großindustrielle Entwicklung der neuesten Zeit und die dadurch herbeigeführte Arbeitsteilung und immer fortschreitende Trennung der Produktion von der Konsumtion hat dagegen (indem sie alle Kreise der Gemeinschaft in ein immer engeres, unlösbares gegenseitiges Abhängigkeitsverhältnis versetzte) nicht nur die praktische Lösung der sozialen Frage viel dringlicher gemacht, sondern auch ganz neue Gedankenrichtungen hervorgerufen. Diese gehen im wesentlichen dahin, den Konsum wie bisher den Einzelnen freizulassen, den Privatbesitz an Gebrauchsgütern zu gestatten, dagegen aber die Produktion der Güter einschließlich des Verkehrs und der Verteilung zur alleinigen Aufgabe der Gesellschaft zu machen, oder (wie der technische Ausdruck des modernen Sozialismus lautet) die Produktionsmittel in gesellschaftliches Eigentum überzuführen. Diese Richtung

hat an und für sich gar keinen revolutionären Charakter: wir sehen sie ja auf vielen Gebieten unter dem Drucke einer total veränderten, die Konzentration gebietenden Produktionsweise gleichsam ganz von selbst Platz greifen, so in den Staats- und Gemeindebetrieben für das Verkehrs- und Sanitätswesen u. a. m. (unseren Posten, Eisenbahnen, Wasser- und Lichtanlagen, Staatsbanken, Monopolen usw.), so in der immer wachsenden Zahl und Ausdehnung großer privater Gesellschaften und Produktionsvereinigungen (Aktiengesellschaften, Genossenschaften, Kartelle, Trusts usw.). Die beste Lektion für die Erkenntnis, wie tief wir bereits in die Geleise des „gefürchteten" Sozialismus eingefahren sind, wäre wohl die, wenn man nur auf einen Tag alle seit 50 Jahren entstandenen Gemeinsamkeitsbetriebe stillstehen lassen könnte; der dadurch herbeigeführte Zustand (wir haben in der Schweiz beim Eisenbahnstreik des Jahres 1895 — und neuerdings in Rußland — davon einen Vorgeschmack bekommen) würde die heutigen Menschen zur Verzweiflung bringen.

Das Fortschreiten dieser sozialisierenden Vereinigungen führt aber unter den heutigen Verhältnissen infolge ihrer Eigenschaft als Privatbetriebe ebenfalls zu einer Erhöhung der Ungleichheit des Besitzes und befördert damit wiederum die Herrschaft der Wenigen über die Vielen; in den Staatsbetrieben aber unterbindet es nach ihrer heutigen Verfassung meistens die persönliche Freiheit, indem eine immer wachsende Anzahl von Bürgern zu abhängigen Gliedern der großen Staatsmaschine werden. Könnte die erstere Gefahr durch die Vergesellschaftung der gesamten Produktion beschworen werden, so würde doch die zweite dabei wohl noch bedenklich wachsen, solange nicht das Problem gelöst wird, wie sich die höchste Leistung der Gemeinschaft und die gerechteste Verteilung des gemeinsamen Arbeitsertrages und Besitzes vereinigen läßt mit der notwendigen Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Einzelnen. — Denn unsere westliche Kultur wurde erreicht und ist bedingt gerade durch eine weitgehende Individualisierung, durch die vielseitige Ausbildung und Wirkung der unendlich verschiedenen Fähigkeiten: all unsere großen Entdeckungen und Erfindungen auf wissenschaftlichem und praktischem Gebiete, unsere ganze Bildungshöhe in Literatur und Kunst verdanken wir der bestimmten eigenartigen Individualität hervorragender Menschen. Selbst der Sozialismus erkennt an, daß die großartige Entwicklung unseres Wirtschafts-

wesens dem Privatkapital zu verdanken ist; er ist nur der Meinung, daß dieses jetzt seine Mission erfüllt habe und einem gerechteren System Platz machen müsse. Dagegen sind die Vertreter der gegenwärtigen Ordnung der Ansicht, daß eine durchaus sozialistische Gestaltung der Produktion den Fortschritt unterbinden müßte. — In der Tat würde eine zu weitgehende, unserer Vergangenheit widersprechende Gleichmachung in der Lebenshaltung und vornehmlich in der Erziehung uns vielleicht in den allgemeinen relativen Glückszustand der Chinesen, aber auch in deren Kulturstillstand zurückwerfen. Denn im Gegensatz zu der unsrigen hat die Kultur des fernen Ostens seit Jahrtausenden sich aufgebaut und erhalten auf einer weitgehenden Gleichartigkeit der Menschen in Denken, Fühlen und Leben, einem Zustand, auf den wir ja mit nicht immer ganz gerechtfertigter Verachtung herabzusehen pflegen.

Diesen Bedenken entstammt nun eine andere Richtung des modernen sozialen Denkens, die des sogenannten wissenschaftlichen A n a r c h i s m u s. Dessen Gedankenkreis ist den meisten Mißverständnissen darum ausgesetzt, weil ein Teil seiner Träger einer sittlich verwerflichen Propaganda huldigt. Dies aber darf uns nicht verhindern, uns unbefangen mit ihm bekannt zu machen und auseinanderzusetzen, zumal der Anarchismus im letzten Grunde nichts anderes darstellt, als eine frühzeitige Reaktion gegen die Gefahren eines allzusehr gleichmachenden und die individuelle Freiheit unterdrückenden Sozialismus. Die anarchistische Lehre erstrebt das soziale Ideal auf dem Wege der unbeschränkten persönlichen Freiheit, in der Verwerfung jeder Einmischung und Bevormundung durch den Staat, ja in der endlichen Abschaffung des Staates selbst, im freiwilligen Zusammenschluß durch die einzige Macht der freien Überzeugung. Praktisch erscheint der Anarchismus bedeutsam durch die logischerweise von ihm angestrebte genossenschaftliche Organisation des wirtschaftlichen Lebens. Aber er setzt in seiner Theorie ein noch viel höheres, wenn auch in absehbarer Zeit kaum erreichbares Ideal der Einzelbildung voraus, als schon der Sozialismus. Doch kann er sich dabei immerhin auf die Macht der Sitte und der Gewohnheit berufen, die ja in der Tat durch jahrtausendelange Einwirkung überall die Menschen, oft sogar im Gegensatz zur Natur, für die zwanglose Übung des als richtig Erkannten erzogen hat.

Jede solche prinzipielle Richtung wird einseitig, muß es werden, weil sie genötigt ist, ihre Folgerungen und Forderungen auf die Spitze zu treiben. Aber die Spuren jeder Richtung vermögen wir unschwer auch im wirklichen Leben aufzufinden, oftmals da, wo wir sie am wenigsten vermuten. So begegnen wir dem sozialistischen Gedankenkreise in dem Staatssozialismus des so sozialistenfeindlichen heutigen Deutschland, und wir werden an die anarchistischen Theorien erinnert, wenn wir uns den jeder staatlichen Einmischung aufs äußerste widerstrebenden englischen Geist vor Augen halten. Das ist an sich schon ein Grund, sich mit den grundsätzlichen Strömungen recht nahe vertraut zu machen, zumal im Gegensatz zu einer noch nahen Vergangenheit diese Fragen aufgehört haben, rein gedankliche Spekulationen zu sein, vielmehr unter dem Drucke veränderter Verhältnisse in die erste Reihe der praktischen Betätigung und der politischen Erwägungen eingetreten sind. Denn auf den Kampfplatz der alten politischen und religiösen Parteien schreiten mehr und mehr Parteien mit rein wirtschaftlichen Zielen, die rein politische Theorie wird jetzt mit sozialen Dogmen durchtränkt und von Gemeinsamkeitsinteressen beherrscht, und anstatt der wenigen Denker und Führer ist es die Gesamtheit, die sich damit beschäftigt und dafür kämpft.

Wer da nicht zurückbleiben und verständnislos den kommenden Umwälzungen seines Lebenskreises gegenüberstehen will, der muß sich an der Hand der Wissenschaft und der Geschichte mit diesen Existenzfragen der Gesellschaft befassen, muß sich, frei von Vorurteil und Leidenschaft, ein eigenes Urteil zu bilden suchen. Dazu aber sollen die nachfolgenden gedrängten Schilderungen weniger eine Anleitung als eine Anregung bieten.

Der Begriff, den wir uns nach unseren mangelhaften geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Kenntnissen von dem Entwicklungsgange der Menschen zu machen pflegen, ist ein allzu einfacher, zumal unser Wissen sich fast ausschließlich auf unseren kleinen Erdteil bezieht, unter Hinzufügung der westlichen Teile Asiens und der Nordküste von Afrika. So stellen wir uns vor, daß die Menschen ursprünglich, je nach der Lage ihrer Wohnsitze, Jäger, Fischer, dann viehzüchtende Nomaden sind; allmählich machen sie sich ansässig, und treiben Ackerbau, zunächst Gemeinwirtschaft. Auf einer höheren Stufe entwickelt sich das

Privateigentum an Grund und Boden. — In den Urzeiten herrscht die reine Naturalwirtschaft, d. h. ein jeder erzeugt alles das, was er braucht; sodann tritt ein beschränkter direkter Tauschverkehr ein: man erwirbt das etwa Fehlende vom Überfluß des Nachbars. Die Erkenntnis von der Nützlichkeit der Arbeitsteilung dämmert auf, es entstehen die verschiedenen Berufe. Die Notwendigkeit einer sicheren und bequemeren Verrechnung führt zur Erfindung der Tauschmittel; als solche dienen zunächst das Vieh, dann leichter zu handhabende Gegenstände, wie Muscheln, Salz, Eisenstücke usw. Endlich gelangt man zur ausschließlichen Verwendung von Edelmetallen, zuerst in der Form von Stangen, Barren und Ringen, dann in der Gestalt der geprägten Münze: das moderne „Geld" hält seinen Einzug in den Wirtschaftsprozeß. Die Möglichkeit, dieses ohne Gefahr der Verderbnis anzusammeln, in Verbindung mit dem privaten Grundbesitz, eröffnet den Weg zur Bereicherung Einzelner, Stärkerer oder Geschickterer, das „Kapital" erscheint auf der Bildfläche. Die ursprüngliche Gleichheit des Besitzes schwindet, der Schwächere und Ärmere sieht sich genötigt, für den Reicheren zu arbeiten. Dies geschieht in der barbarischen Form der Sklaverei, des uneingeschränkten Besitzes des Menschen an Menschen, deren unzureichendes Material durch Kriege und Raubzüge ergänzt wird; dieser folgt die mildere Form der Leibeigenschaft, der Hörigkeit, bei der der Untergebene nur noch an den Grund und Boden gebunden, in seiner Berufswahl beschränkt ist und seinem Herrn Frondienste leisten muß. Dann kommt die „menschenfreundliche" Neuzeit, schafft jede Abhängigkeit ab und macht wieder alle zu gleichberechtigten, freien Bürgern. Gleichzeitig schwindet mehr und mehr die einfache, gesonderte Art der Tätigkeit, bei der jeder nur für sich selbst oder seinen allerengsten Kreis zu sorgen hatte; fortschreitend teilt sich die Arbeit, Gewerbe entstehen, und ein besonderer, den Austausch vermittelnder Handel. Immer vielgestaltiger werden die Beziehungen, bis endlich Technik, Großindustrie und Weltverkehr auftreten; damit wird die ganze Gesellschaft von Grund aus umgestaltet, das Kapital zur ausschlaggebenden Macht erhoben, und die große Masse gerät wiederum in eine neue Form der Abhängigkeit. — Die Annahme eines solchen stufenweisen Entwicklungsganges ist allen Systemen gemeinsam; der Unterschied zwischen den zwei großen Richtungen des Individualismus und

des Sozialismus liegt nur darin, daß die Letztere im heutigen Zustande wieder nur eine Übergangsform sieht, während die Erstere diesen an sich, ohne seine Mängel zu leugnen, als höchste erreichbare Stufe wirtschaftlicher Entwicklung betrachtet wissen will. Der Gesamteindruck des landläufigen wirtschaftlichen Wissens aber bleibt gemeinhin: „wie wir's so herrlich weit gebracht!"

In unserem begrenzten Kulturkreise mag sich ja die Entwicklung in einer derartigen Weise vollzogen haben, immerhin besitzen wir über die Urzeiten wenig beglaubigte Nachrichten. Dagegen ist es nicht berechtigt, diesen Kulturgang als einen allgemeinen anzunehmen, und noch viel weniger, die von uns erreichte Kulturstufe als die denkbar höchste anzusehen. Denn innerhalb der uns geschichtlich bekannten Zeitspanne bewegt sich die Menschheit auf und nieder in ständigem Entstehen und Vergehen, und wir begegnen den gleichen Erscheinungen und Wandlungen in der Vergangenheit, wie in der Gegenwart. Doch braucht uns die Erkenntnis dieses „Auf und Nieder" nicht zu entmutigen, denn aus allen seinen sich wiederholenden Irrgängen ergibt sich doch ein langsamer, wenn auch fast unmerklicher Fortschritt. So schlagen unablässig und millionenfach die Wellen an den Strand, ohne daß wir eine Veränderung wahrnehmen, aber nach Jahrhunderten und Jahrtausenden offenbart sich dem Forscher, daß das Meer vorangeschritten ist. — Solche Erkenntnis ist geeignet, uns einsichtiger, vor allem bescheidener zu machen, darum ist sie eine der wesentlichsten Bedingungen des wirklichen Fortschrittes.

Zur allgemeinen Literatur der Nationalökonomie:

Bücher, Karl, Die Entstehung der Volkswirtschaft. Tübingen 1898.
Conrad, Elster, Lexis usw., Handwörterbuch d. Staatswissensch. 6 Bde.
Schönberg, Gust., Handbuch der politischen Ökonomie. Tübingen.
Herkner, H., Die Arbeiterfrage. 4. Auflage. Berlin, Guttentag.
Roscher, Wilh., System der Volkswirtschaft 5 Bde. Stuttgart.
Schaeffle, A., Bau u. Leben d. sozial. Körp. 4 Bde. Tübingen 1875—1878.
Schmoller, Gust., Grundriß der allg. Volkswirtschaftslehre 2 Bde. Leipzig 1900, 1904.
Oncken, Wilh., Geschichte der Nationalökonomie. Leipzig 1902.
Adler, Geo., Geschichte des Sozialismus und Kommunismus von Plato bis zur Gegenwart. Leipzig 1899.
Lamprecht, K., Deutsches Wirtschaftsleb. i. Mittelalter. Leipzig, A. Dürr.
Janssen, Johann, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. Freiburg, Herder.
Roscher, W., Geschichte der deutschen Nationalökonomik. Stuttgart, Cotta.

Erstes Kapitel.

Orientalische Kulturvölker.

Ägypter, Babylonier, Assyrer usw. — Juden und Erste Christen. — Chinesen.

Nichts vermag uns in der Erkenntnis und in der bescheidenen Betrachtung der Gegenwart mehr zu bestärken, als ein Blick in die Geschichte des sogenannten Altertums, das doch in Wahrheit nichts anderes ist, als ein Abschnitt der allerneuesten Kulturperiode unseres Geschlechtes. Denn von den Millionen Generationen, die seit der Erhebung aus dem tierischen Zustand über die Erde gegangen sein müssen, haben wir geschichtliche Nachrichten über kaum mehr als — hundert. Auch von diesen sind etwa zwei Drittel dürftig und lückenhaft: selbst die Geschichte des vorletzten Jahrtausends — denken wir nur an die Zeit Karls des Großen! — ist noch vielfach von der Sage umflossen. — Dabei mußte gerade die Wirtschaftsgeschichte am allermeisten zu kurz kommen, weil die Urkunden der älteren Zeiten uns meist nur von den Schicksalen der Herrscher, von deren Kriegs- und Eroberungszügen und etwa noch den religiösen Anschauungen berichten.

Unsere ältesten Nachrichten beziehen sich auf Ägypten und Babylonien; die ersteren sind uns auf Denkmälern und in Gräbern erhalten, die letzteren gehen hervor aus Dokumenten, die man aus dem Schutte der alten Weltstadt Babylon ausgräbt, kleinen mit Keilschrift gravierten Kieselsteinen; da und dort reden gewaltige Bautenreste zu uns und beweisen augenfällig, daß das „hunderttorige" Theben, Memphis und Babylon Weltstädte waren, die hinter unseren heutigen keineswegs zurückstanden. Babylon bedeckte einen Flächenraum von etwa 500 qkm, reichlich 1 $^1/_2$ mal so groß, als das heutige London mit allen seinen Vorstädten; die Längenausdehnung des im schmalen Niltale eingebetteten Memphis betrug 30 km, und neben der Stadt der Lebenden zog sich in der Wüste eine Totenstadt von gleicher Ausdehnung hin. Babylon hatte vor fast 3000 Jahren seinen Tunnel unter dem Euphrat, von dessen Wellen es mit Hilfe von Kunstbauten ganz umflossen war; Theben war auf ungeheuren Mauern errichtet, so daß die Stadt beim Steigen des Nils auf einer Insel stand; und um Memphis zu bauen,

verlegte Menes um das Jahr 3200 v. Chr. das ganze Bett des Nils auf die östliche Seite des Tales — eines Stromes, der dort 2 km breit, im Winter 10—14 m tief ist und meist Ufer hat von 20—30 m Höhe. Die Bevölkerung dieser Städte muß in die Millionen gegangen sein; das Dasein solcher Riesenstädte beweist an sich schon das Bestehen einer sehr hohen Kultur, einer weitgehenden Arbeitsteilung in Gewerben und Verkehr, da eine auf niederer Stufe stehende, etwa vorzugsweise Ackerbau treibende Bevölkerung niemals solcher Mittelpunkte bedarf. Tatsächlich entfaltete dort schon die Technik, auf die wir uns in der Gegenwart so viel zugute tun, die allerhöchsten Leistungen; dies beweisen nicht nur die gewiß zum Teil sagenhaften Berichte von den hängenden Gärten und den kolossalen Brückenbauten der Semiramis, sondern die augenscheinlichen Tatsachen: daß 1400 Jahre vor unserer Zeitrechnung das moderne „Weltwunder" unseres Suezkanals bereits von ägyptischen Königen hergestellt, im 6. Jahrhundert v. Chr. von dem Perserkönig Darius erneuert, und zur Durchfahrt vom Mittel- zum Roten Meer benützt wurde; daß die Pharaonen die großartigsten Kunstbauten anlegten, um den machtvollen Nilstrom zu regulieren und dadurch das regenlose Land jahraus jahrein zu bewässern, und daß die seit mehr als tausend Jahren verödeten und zur Steppe herabgesunkenen Lande zwischen Euphrat und Tigris durch ein kunstvolles Kanalsystem zu einer Kornkammer der Erde gemacht waren. Während noch bis an die Schwelle der Neuzeit unsere europäischen Städte nachts im Dunkel lagen, führte in Ägypten Menkaura (im 4. Jahrtausend v. Chr.) die nächtliche Beleuchtung ein, und die Tempel von Babylon und Assyrien waren durch Naphtha erhellt. Die Phönizier leiteten für ihren Bergbau in Spanien das Wasser auf hundert und mehr Meilen kunstgerecht aus den Flüssen herbei. — Auf eigens gebauten Rollbahnen, die in ihrer Anlage an unseren Eisenbahnbau erinnern, haben die Ägypter die Riesenblöcke zum Bau der Pyramiden mittelst eines fein durchdachten Systems vereinigter Menschenkräfte, wie wir es in allen Einzelheiten auf den Denkmälern abgebildet sehen, stundenweit von der jenseitigen Talwand hergebracht; und sie haben diese Steine nicht etwa, wie wir es meistens tun, an der Außenseite der Berge gebrochen, sondern sie holten bessere Steine aus dem Inneren und schufen damit gleichzeitig grandiose Felsenhallen, die uns noch heute Staunen abzwingen. Die

Technik der Alten in der Fortbewegung großer Massen haben wir noch jetzt trotz der Dampfkraft kaum wieder erreicht: in den Zeiten des römischen Kaiserreiches war sie noch bekannt, denn in einem Steinbruch nahe bei Baalbek (Syrien) konnte ich selbst einen behauenen Block sehen von 370 cbm Inhalt und einem Gewicht von zirka 20000 Zentner, dergleichen im Fundamente der im 2. Jahrhundert n. Chr. erbauten Akropolis liegen und dort 7 m hoch hinaufgehoben worden sind. — Aus der Zeit der vierten ägyptischen Dynastie (zwischen dem 3. und 4. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung) besitzen wir Statuen von erstaunlicher Naturwahrheit und hoher künstlerischer Vollendung, hingegen 1000—1500 Jahre jüngere Bildwerke aus der Hyksoszeit einen tiefen Verfall des Geschmackes und der Leistung aufweisen.

Wenn uns auch der Zusammenhang der sozialen Entwicklungsgeschichte fehlt, so leiten uns doch diese Spuren schon zur sicheren Annahme eines sehr hohen Kulturstandes auch in wirtschaftlicher Beziehung, mit Schwankungen, die nicht minder stark und großartig waren als die der Neuzeit. Die Meinung, daß diese Kulturen ausschließlich oder doch vorzugsweise auf Sklavenarbeit beruhten, ist zweifellos ein Irrtum. Das alte Ägypten z. B. war um etwa 3000 v. Chr. ein fein organisierter Beamtenstaat mit einem so komplizierten, aus alten Papyrusrollen uns teilweise erhaltenen schriftlichen Verfahren, daß die modernste Bureaukratie daran ihre Freude haben kann. Dieser Staat beruhte ganz auf Naturalwirtschaft, d. h. alle Steuern wurden in Lebensmitteln usw. geleistet und die Beamten und Hofleute damit bezahlt. Die Priester aber werden allmählich zu Kapitalisten, wie dies uns die Inventarien in ihren Gräbern beweisen: nach Tausenden zählt ihr Besitzstand von Großvieh, der von Geflügel nach Hunderttausenden. Aber nicht nur Ackerbau und Viehzucht standen auf der vollen Höhe der Gegenwart, sondern die Gewerbe waren ebenfalls (wie uns die lebendigen Darstellungen in den Grabkammern von Sakkara lehren) aufs feinste getrennt und ausgebildet, und auch der Luxus stand in voller Blüte: der vornehme Ägypter befuhr den Nil in bequem eingerichteten Wohnschiffen, wie heute der reiche Engländer die Themse, und zu Memphis stopfte man Gänse, wie jetzt zu Straßburg i. E.

Doch waren immerhin Ackerbau und Viehzucht die wichtigste Grundlage der antiken Staaten. Wenn auch die Gewerbe hoch

entwickelt erscheinen, und an vielen Stellen ein lebhafter Handel aufblüht (so an den Küsten und auf den Inseln des Mittelländischen Meeres durch die schiffahrttreibenden Phönizier, am Rande der Wüste und besonders in Damaskus in Gestalt von Beduinenkarawanen), so war doch im Großen und Ganzen die Geldwirtschaft wenig entwickelt, und die auf die Dauer jede Kultur vernichtende übermäßige Bereicherung Einzelner ging meistens aus dem Grundbesitz hervor. Aber auch damals hat man schon die Notwendigkeit empfunden, Maßregeln zur Verhütung und Ausgleichung dieser Mißstände zu ersinnen. Ein eigentümliches Beispiel solcher Art liegt vor uns in der mosaischen Gesetzgebung, wie sie im 25. Kapitel des dritten Buches Mosis niedergelegt ist. Hier ist bereits in einer gewissen Umschreibung der Grundsatz des Sozialismus ausgesprochen: „Das Land ist mein, (Jehovas) und ihr seid Fremdlinge und Gäste vor mir!" Demgemäß sollen im sogenannten Jubeljahre, jeweils nach sieben mal sieben Jahren, also im fünfzigsten, alle inzwischen entstandenen Schuldverhältnisse hinfällig werden, alle verkauften Häuser und Grundstücke ohne Entschädigung in das Eigentum des früheren Besitzers wieder zurückkehren, und alle diejenigen Volksgenossen (auf „Fremdlinge" fand auch hier das Gesetz keine Anwendung), die sich in der Zwischenzeit in Schuldknechtschaft verkauft hatten, wurden wieder frei. — Die Gelehrten streiten darüber, ob diese Gesetze je zur vollen Durchführung gelangt seien, jedenfalls aber sind sie an und für sich schon ein überaus wertvolles Zeugnis für die sozialen Anschauungen einer so frühen Zeit. Praktisch scheinen sie denn auch ihren Zweck nicht erreicht zu haben, denn schon im 8. Jahrhundert v. Chr. klagt der Prophet Amos: „daß sie die Gerechten um Geld und die Armen um ein Paar Schuhe verkaufen", und hundert Jahre später faßt Jesaias das blöde Wohlleben von damals in die Worte zusammen: „Lasset uns essen und trinken, wir sterben doch morgen!" — Jene Gesetze konnten wohl auch den angestrebten Zweck nicht erfüllen, weil (abgesehen von der persönlichen Schuldknechtschaft) die Ausgleichung sich im teueren Kredit und auf Umwegen vollzogen hätte, wie dies gegenüber dem kirchlichen Zinsverbot unseres Mittelalters der Fall gewesen ist. Schon die mosaische Gesetzgebung sieht voraus, daß hierdurch die Käufe lediglich in langjährige feste Mieten verwandelt worden wären, wie ja auch z. B. in den modernen englischen

Großstädten die 50- oder 100-jährige Miete von Grund und Boden an die Stelle des Kaufes getreten ist; letzterer fällt dann mit allem Zubehör nach Ablauf der vertragsmäßigen Frist ohne Entschädigung wieder an den ursprünglichen Eigentümer zurück. Diese Einrichtung bewirkt, daß man im 49. oder 99. Jahre das betreffende Besitztum um den Preis einer einzelnen Jahresmiete kaufen kann.

Diese ganze Gesetzgebung hängt aber aufs innigste zusammen mit der eigenartigen Auffassung des Eigentumsbegriffes, wie sie im Orient im Gegensatz zum Westen bestand und noch heute besteht. Eine freigebigere Natur gewährt dort dem anspruchsloseren Menschen leichter den Lebensbedarf und zwingt ihn daher in weit geringerem Maße zur erwerbenden Arbeit. Daraus mußte, besonders bei tieferen Naturen, jene Unterschätzung der Arbeit und des Besitzes entstehen, die uns so augenfällig in der Lehre Jesu entgegentritt, und die denn auch bei den ersten seiner Anhänger zu einem tatsächlichen Kommunismus geführt hat. Dieser aber ist in seinen Ursachen und Grundsätzen weniger als eine soziale Erscheinung anzusehen, denn vielmehr als ein Ausfluß religiöser Schwärmerei und wahrhafter Bruderliebe innerhalb dieser meist aus Bedrückten und Armen bestehenden Gemeinden; für sie mußte das Eigentum jeden Wert verlieren, weil sie fest auf den nahen Untergang der Welt und auf das Erscheinen des jüngsten Tages bauten.

Eine wirtschaftlich viel weiter vorgeschrittene Kultur weist uns Babylon auf, das schon etwa um die Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. die Rechnung nach Gold und Silber kannte, und aus dessen Ruinen man aus noch viel früherer Zeit Dokumente ausgräbt, die sich in allen Rechtsformen auf Kauf und Verkauf, zinsbare Darlehen, Ehekontrakte, Erbschaften, Mieten, Lohnfragen usw. beziehen. Die Wahrscheinlichkeit liegt nahe, daß die Wissenschaft aus diesem Material späterhin ein klares Bild der babylonischen Wirtschaftsordnung wird herstellen können.

Auch die späteren Weltreiche der Assyrer, Meder und Perser zeigen Erscheinungen einer ähnlich hohen Kulturstufe. — Eine Wechselwirkung unter den verschiedenen Nationen, die auch in volkswirtschaftlicher Hinsicht vielfach bedeutsam ist, tritt durch den damals geübten Gebrauch ein, bezwungene Völker im Interesse der Sicherheit in das Land der Sieger überzuführen und dagegen eigene Volksgenossen auf dem eroberten Gebiete

anzusiedeln. So wurden z. B. die Bewohner des Reiches Israel nach Assyrien, die des Reiches Juda durch Nebukadnezar nach Babylon versetzt, Alexander der Große gründete mitten in Vorderasien griechische Städte, und noch $1\frac{1}{2}$ Jahrtausende später verpflanzten die siegreichen Mongolen eine Anzahl Einwohner von Damaskus, vornehmlich die berühmten Waffenschmiede, nach Samarkand. Es ist für die antike Auffassung vom Werte der verschiedenen Bevölkerungsklassen bezeichnend, daß man gemeinhin diese Deportation auf die Besitzenden beschränkte, das niedere Volk dagegen in der Heimat zurückließ. —

Doch von allen diesen mächtigen Völkern ist auf unsere Zeit nichts gekommen, als Schutt und Ruinen: ihr Streben nach außen, nach der „Weltherrschaft", in Verbindung mit dem inneren Rückschritt durch Luxus und Verweichlichung, hat sie alle gestürzt, sie sind schließlich von der griechisch-römischen Kultur überwunden worden, und selbst die Schauplätze ihrer einstigen Blüte verwüstete nachher der Fanatismus des Islam.

Nur ein einziges Volk ist uns gleichsam als ein lebendiges Beispiel antiker Ordnung aufbehalten geblieben, die Chinesen. Noch vor 250 Jahren waren sie und ihr Land der westlichen Wissenschaft gänzlich unbekannt: auf den europäischen Landkarten jener Zeit prangte China, die Wohnstätte von etwa 400 Millionen Menschen, mit einem großen weißen Fleck, wie noch unlängst das Innere von Afrika. Und doch besaßen sie eine Jahrtausende alte relativ hohe Kultur. Diese zeigt in ihrem jetzigen Stande ein Bild, das sich merkwürdigerweise in der politischen und wirtschaftlichen Organisation den Theorien unseres sogenannten Anarchismus außerordentlich nähert. Die Regierungsform ist ein durch eine allmächtige Gelehrtenhierarchie gemilderter Despotismus, der aber nur ein Minimum von wirklicher Regierungstätigkeit ausübt. Die Chinesen sind daher gewöhnt, sich soviel als möglich selbst zu helfen, das Genossenschaftswesen steht in höchster Blüte: zu jedem Zwecke, nicht nur für wirtschaftliche Aufgaben oder gegenseitige Hilfe, sondern auch für sittliche Ziele, wie für die Bekämpfung lokal auftauchender Spielsucht, oder für polizeiliche und sanitäre Vorkehrungen, wie Vernichtung von Diebes- und Räuberbanden oder Verhütung von Krankheiten, gründen sie örtliche oder zeitliche Verbände, die nach Erreichung

ihres Zweckes wieder aufgelöst werden. Jeder Chinese gehört mindestens einer solchen Genossenschaft an. Man kennt dort keinen Schulzwang, ja beinahe keine öffentlichen Schulen, der Staat kümmert sich nur um das Prüfungswesen; aber Erkenntnis und Gewohnheit haben es dahin gebracht, daß Wissenschaft die öffentliche Achtung begründet, daher allgemein ist, und jeder Chinese mindestens lesen und schreiben kann. Denn der Gelehrte allein trägt bei ihnen den Marschallsstab der höchsten Staats- und Ehrenstellen in seiner Schreibtafel, sie wollen lieber vom Schreibpinsel, als vom Säbel regiert werden. Die Schriftstellerei ist bei ihnen lediglich Ehrensache und bringt nichts ein; die Bücher sind erstaunlich billig, und ganz China ist sozusagen eine große Bibliothek. — Das chinesische Strafgesetzbuch kennt mildernde Umstände, Begnadigungsrecht, Berufung, Freiheit der Person. Eltern und verheiratete Kinder leben meist in einem gewissen Familienkommunismus in einer Haushaltung zusammen, weshalb auch die Heiraten meist schon beim Eintritt der Reife geschlossen werden. Die ganze Kultur ruht auf der Familie, deren geschichtliche Einheit durch eine genaue und sichere Chronikführung begründet ist und im Ahnenkultus zu einem religiösen Ausdruck gelangt. — Ihre Anspruchslosigkeit ist eine ganz außergewöhnliche: ein Chinese kann mit 20 Pfennigen den Tag leben, und der Tagelohn schwankt zwischen 50 Pfennigen und einer Mark. Daher sind auch die Gegensätze zwischen Arm und Reich lange nicht so scharf, wie bei uns: in China gilt einer für arm, der keine Sänfte hat, zu Fuße gehen muß und nicht mindestens 10 Morgen Land sein eigen nennt. Schon Confucius, der große religiös-sittliche Reformator Chinas (500 v. Chr.), sagt: „Es kam nie vor, daß die Eltern eines vermöglichen Mannes Not litten." — Der Grund und Boden ist außerordentlich stark parzelliert, gewöhnlich in Gütchen von 1—3 Hektar, solche von 15 Hektar und darüber sind selten, und große Latifundien eine verschwindende Ausnahme. Der Ackerbau gilt als der höchste Beruf und steht auf einer sehr hohen Stufe: Reis- und Getreidebau wird durchaus als Gartenkultur getrieben, und sechs- bis achtmalige Ernten im Jahre sind bei günstiger Lage keine Seltenheit. Auf sozialem Gebiet haben denn auch die von uns so sehr verachteten Chinesen nicht minder großartige Schöpfungen aufzuweisen, wie die übrigen antiken Völker, sie übertreffen sogar diese in ihrem Hauptgebiet, im Ackerbau, so

z. B. in der Anlage gewaltiger Bewässerungssysteme, und in der Terrassierung der Gebirge bis auf eine Höhe von 2000—2400 m. Ihre gewerbliche Technik beruht mehr auf natürlicher Eingebung, als auf theoretischem Studium; trotzdem sind sie in den wichtigsten Industriezweigen die Lehrmeister des Westens geworden. Ihre Eisenindustrie war schon Staatsmonopol zur Zeit des Plinius.

Aus dieser verhältnismäßig glücklichen Verfassung des Wirtschaftslebens begreift man, warum sich dieses Volk bisher gegen unsere europäische Kultur so hartnäckig abgeschlossen hat, und eine interessante Entwicklung wird unseren Enkeln bevorstehen, nämlich die, wie sich diese beiden einander so entgegengesetzten Zivilisationskreise schließlich auseinandersetzen werden.

Die Dauerhaftigkeit und der unverminderte Bestand dieser einzigartigen Kultur sind um so merkwürdiger, als dieselbe keineswegs von schweren Kämpfen und Umwälzungen verschont geblieben ist. So sind denn auch Bewegungen, denen wir in Europa als einem Ergebnis unserer allermodernsten Entwicklung ratlos gegenüberstehen, in jenem Reiche des Ostens längst durchlebt und in gewissem Sinne überwunden worden. Vor mehr als 800 Jahren, als bei uns noch die Kaiser mit den Päpsten kämpften, wurde in China bereits die soziale Frage wissenschaftlich erörtert und auch politisch, wenigstens vorübergehend, „gelöst". Im Jahre 1069 unserer Zeitrechnung, unter der Regierung des menschenfreundlichen Kaisers Shen-tsung, wurde durch dessen Minister Wang-ngan-she, einen überzeugten Sozialisten, eine Reform durchgeführt, wonach der Staat über Alles und Jedes verfügte. Der Staat wurde gewissermaßen der einzige Ackerbauer, Gewerbs- und Handeltreibende, zu dem ausgesprochenen Zwecke, „den Arbeitern zu Hilfe zu kommen, damit sie nicht von den Reichen aufgefressen würden". Die Behörden hatten täglich die Preise aller Waren und Lebensmittel festzustellen; eine Reihe von Jahren sollten nur die Reichen Steuern zahlen, um mit dem daraus gebildeten Reservefonds die Armen, Alten und Arbeitslosen zu unterstützen. Auf Grund wiederhergestellter alter Rechte und Gewohnheiten wurde der Staat Besitzer alles Bodens, er leistete seinen Bauern zinsfreie Vorschüsse an Saatgetreide, die nach der Ernte zurückerstattet werden sollten. Regierungskommissäre bestimmten, was auf jedem Acker gebaut werden sollte, damit das Land den möglich höchsten Ertrag liefere. Da so der Staat den Ackerbau überwachte und die Preise der

Lebensmittel festsetzte, so konnte weder Mangel noch Teuerung eintreten; fiel an irgend einem Punkte des Reiches die Ernte schlecht aus, so hatte die höchste Ackerbaubehörde in Peking, die von den Provinzialbehörden ständig Berichte und Statistik erhielt, für den Ausgleich aus anderen Gebieten zu sorgen.

Dieses System bestand tatsächlich durch mehr als 30 Jahre, wurde aber zu Anfang des 12. Jahrhunderts infolge der wachsenden Opposition der Reichen durch den konservativen, geistvollen Minister Sse-ma-kuang wieder aufgehoben. Die modernen Sozialreformer aller Richtungen aber könnten gewiß in den offiziellen chinesischen Geschichtsbüchern, die in ihrer umständlichen Berichterstattung auf Jahrtausende zurückreichen, ein reiches Material finden: die Abhandlungen und Proklamationen der beiden einander feindlich gegenüberstehenden Minister über die Vorzüge ihrer Systeme klingen beinahe wie Parlamentsreden von gestern. — Die Sozialisten wurden im Jahre 1129 aus dem Reiche vertrieben, aber manches von den Errungenschaften ihrer kurzen Herrschaft blieb dem Volke erhalten, wie dies die noch heute relativ gleichmäßige Verteilung des Besitzes beweist. Die Geschichte bestätigt, im Widerspruch mit dem Tadel der konservativen Partei, daß das Reich unter der Regierung des volksfreundlichen Kaisers Shen-tsung an Blüte zugenommen habe: die Anzahl der wohlhabenden steuerzahlenden Familien hatte sich auf über 17 Millionen vermehrt.

Als im 13. Jahrhundert n. Chr. die furchtbaren Stürme der mongolischen Eroberung über das chinesische Reich hinweggegangen waren, verlegte der Großkhan seine Residenz von Karakorum nach Peking. Auf den Trümmern der Vernichtung aber, welcher fünf Millionen Menschen zum Opfer gefallen waren, erblühte rasch wieder das frühere Leben, und die chinesische Zivilisation nahm die ungeheueren rohen Horden der Mongolen in sich auf „wie einen Eimer süßen Wassers der Große Ozean". Über den damaligen Zustand Chinas berichtet uns der berühmte venetianische Reisende Marco Polo, der zwischen 1272 und 1292 ein halbes Menschenalter am Hofe des Großkhans Kublai, eines Enkels Dschengis-khans, verlebt hatte. Seine denkwürdigen Schilderungen wurden in Europa lange für Märchen gehalten, sind aber jetzt fast in allen Teilen bestätigt worden. Freilich mußten es die eingebildeten Europäer jener Tage für Phantasien nehmen, wenn Polo ihnen erzählte von der großen chinesischen

Mauer, die auf 1700 km Länge bei einer Breite von 5—7 und einer Höhe von oftmals 10 m das Reich im ganzen Nordwesten umgab; vom großen Kanal, der auf Entfernungen von über 3000 km die Ströme des Landes verband, die jahrhundertlange Arbeit von Millionen von Menschen darstellend; von einer Stadt, die 1200 Brücken zählte und von 1 600 000 Familien bewohnt war; von breiten, steingepflasterten, mit Bäumen bepflanzten Landstraßen; von einer Staatspost, mit 200 000 Pferden, 10 000 Posthäusern und einer großen Menge von Relaisreitern, die im Tage 250 italienische Meilen (etwa 430 km) zurücklegten; von Jagdgesetzen und Fremdenbüchern; von staatlichen Kornmagazinen, wie die biblische Sage sie dem Pharao zuschreibt; von einer großartig organisierten Armenpflege; von einer geordneten Volkszählung, die durch ständige Tafeln an allen Häusern mit Angabe sämtlicher Bewohner und sogar der Anzahl der Pferde täglich zu übersehen war; von Palästen, die an Umfang und Pracht den Vatikan weit überragten und allein in ihrer Vorhalle Raum für 10 000 speisende Personen boten; von einem strenge geordneten Münz- und Banknotenwesen; von einem geregelten Finanzhaushalt, der dem Großkhan jährliche Einkünfte von 17 Millionen Dukaten sicherte, und von einer überaus vielseitigen industriellen Entwicklung. Tatsächlich sind auch durch Marco Polo's Schilderungen unzählige Anregungen in die damalige europäische Welt hineingetragen worden, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß die größte und folgenschwerste Erfindung der neuen Zeit, die Buchdruckerkunst, ebenfalls mittelbar durch ihn angeregt worden ist, da er von festen Stempeln erzählt, mit denen die chinesischen Banknoten hergestellt wurden. — In allem Wesentlichen aber zeigt die Kultur Chinas heute noch dasselbe Gesicht, wie zur Zeit des Marco Polo: es ist ein weitverbreiteter Irrtum, sie sei absolut stillgestanden oder gar zurückgegangen; sie erhebt sich nur auf breiterer Grundlage als die unsere, schreitet deshalb langsamer vorwärts, ist aber vielleicht gerade darum auch dauerhafter und beständiger. Ihre Wurzeln liegen so tief im Volkstum, daß selbst nachlässige und schlechte Regierungen, wie die der seit zwei Jahrhunderten herrschenden Mandschudynastie, ihr nicht schaden konnten. Mit dieser Schilderung ihrer Eigenart und ihrer Vorzüge ist diese Kultur keineswegs als ein Ideal für uns hingestellt: Roheit und Aberglauben üben ihren

traurigen Einfluß in China gerade wie bei uns. Es ist jedoch besser, die Vorzüge auswärts und die Fehler daheim zu erkennen, als umgekehrt.

Diese kurzgefaßten Ausschnitte aus dem Leben ferner Zeiten und Länder beweisen gewiß vor allem, daß auch auf wirtschaftlichem Gebiete das alte Wort eine Wahrheit ist: „Nichts Neues unter der Sonne!"

Literatur.

Niebuhr, M. C. Nikolaus von, Geschichte Assurs und Babels. Berlin 1858, Hertz.

Gobineau, Comte de, Histoire des Perses d'après les auteurs orientaux, grecs et latins, Paris 1869.

Rawlinson, George, The five great monarchies of the ancient world, 4. Auflage, London 1879.

Lenormant, François, Manuel d'histoire ancienne de l'Orient, 9. Auflage, Paris 1881—83, deutsch von M. Busch, Leipzig.

Meyer, Eduard, Geschichte des Altertums, I. Bd., Stuttgart, Cotta.

Gützlaff, Geschichte des Chinesischen Reiches, herausgegeben von Karl Friedr. Neumann. Stuttgart, Cotta.

Huc und Gabet, Wanderungen durch das Chinesische Reich, deutsch von Karl Andrée. Leipzig 1855, Carl B. Lorck.

v. Samson-Himmelstjerna. Die gelbe Gefahr als Moralproblem.

Zweites Kapitel.

Der platonische Staat.

Unter den Geisteserzeugnissen, welche die soziale Entwicklung der Menschheit beeinflußt haben, ragen die Werke des größten griechischen Philosophen weit hervor; von ihnen zieht sich eine Kette durch zwei Jahrtausende bis auf die Gegenwart, ja man darf Plato sogar als einen Ahnherrn des modernen Sozialismus bezeichnen. Geboren 427 v. Chr. zu Athen, hat er sich in einem achtzigjährigen, der Wissenschaft und dem Menschenwohle gewidmeten Leben über alle Gebiete des Daseins verbreitet, besonders auch in zwei bedeutsamen Werken über die sozialen Aufgaben des Staates. In der Form philosophischer Gespräche hat er uns den Entwurf von zwei verschiedenen idealen Gemeinwesen hinterlassen, die beide im entschiedenen Widerspruch mit der ganzen Ordnung seiner Zeit standen, indem sie auf einer

Verdammung des Privateigentums und des persönlichen Reichtums beruhten und somit zum Kommunismus hinführten.

Im Gegensatz zur orientalischen Kultur mit ihren Großstaaten hat sich die griechische in kleinen städtischen Gemeinwesen ausgebildet. Ihre ursprüngliche Grundlage, der Ackerbau, der eine ruhige, geschlossene Hauswirtschaft mit relativ wenigen selbständigen Gewerbetrieben erzeugt, wird bald durchbrochen durch die Ausdehnung des Wirtschaftslebens, gleichwie dies z. B. in Europa am Ende unseres Mittelalters der Fall gewesen ist. Die Hellenen ziehen hinaus zur See, gründen Kolonien an allen Gestaden des Mittelmeeres und treten in nahe Beziehungen zu Ägypten und den Ländern des fernen Ostens. So werden fremde Erzeugnisse bekannt und begehrt, der Handel bildet sich aus, und um Tauschwaren zu gewinnen, führt er die Gründung einer weitverzweigten Industrie herbei, nach dem Bildungsstande der Griechen vorwiegend Kunstindustrie. In seinem Gefolge erscheint der Geldverkehr und damit die Geldwirtschaft. Die Klasse der reichen Industriellen und Kaufleute schiebt sich zwischen den herrschenden Adel und das ackerbauende Volk hinein und gelangt im Staate zu steigender Bedeutung. Korruption und Luxus ändern zugleich die einfachen alten Sitten.

Während andere griechische Staaten, wie Kreta und Sparta, an ihren kommunistischen Einrichtungen in gleichmäßiger Verteilung des Gemeindelandes, Ausschließung des Metallgeldes und in gemeinsamer Speisung ihrer Einwohner auf Staatskosten noch festzuhalten suchen, steht das fortschrittliche Athen im Vordergrunde jener Wandlung. Hier ging Hand in Hand mit einer künstlerischen Veredelung des Lebens und einem glänzenden Aufschwung der politischen Macht die Entwicklung zur Volksherrschaft vor sich, die eine Zeitlang unter der Leitung eines einzigen Mannes, Perikles, dem Ideal der Demokratie nahezukommen schien. Perikles (493—429 v. Chr.) verfolgte in seiner äußeren Politik die Einigung Griechenlands als nationalen Bundesstaates unter der Vorherrschaft Athens — ein Ziel, dessen Erreichung ihm nicht gelang, da er die Macht Spartas nicht brechen konnte —, aber in der Vorbereitung für den unausbleiblichen Entscheidungskampf der beiden Staaten führte er Athen auf die Höhe seiner Machtentwicklung. In seiner inneren Politik erstrebte er die Überwindung der Aristokratie, um durch Ausgestaltung eines freiheitlichen Staatswesens Athen zu seiner

Führerrolle für Griechenland zu befähigen. Es gelang ihm, den aristokratischen höchsten Gerichtshof, den Areopag, in seinen Befugnissen wesentlich zu beschränken, Geschworenengerichte, wie auch eine allgemeine Reform des gesamten Gerichtswesens einzuführen und die Teilnahme der Bürger an der Regierung durch Bezahlung der bis dahin unentgeltlichen öffentlichen Dienste zu sichern. Obwohl Perikles dem Volke die Herrschaft übergab, blieb er doch selbst der eigentliche Leiter des Staates, ohne jemals oberster Beamter zu sein, einzig gestützt auf die Macht seiner Persönlichkeit, auf seine Unabhängigkeit und die Lauterkeit seiner Bestrebungen. Aber er selbst konnte schon fühlen, daß sein Volk zur Ausübung einer solchen Macht noch nicht die genügende sittliche Bildung besaß; es gelang den Umtrieben seiner Gegner, ihn, wenn auch nur auf kurze Zeit, beim Volke in Ungunst zu bringen, und so trat denn, als mit ihm die Seele dieses glänzenden Aufschwunges dahingeschieden war, auch wirklich ein allgemeiner und tiefer Verfall ein. Niedrige Geister bemächtigen sich der Volksgunst, Gewinnsucht und Eigennutz erheben sich zu führenden Mächten, rasch wird die Demokratie zur Herrschaft der Schlechtesten, der Luxus und das Wohlleben der Reichen stecken die Massen an, die warnende Weisheit verfällt der Verbannung und dem Giftbecher, und Alleinherrscher wird der Besitz. Kein Wunder, wenn da die Besten am Heile des Vaterlandes verzweifeln, sehnsuchtsvoll auf einfachere Zeiten und Staatsformen zurückblicken und den versinkenden Zeitgenossen den Spiegel alter Ideale vorhalten.

Zwei Jahre nach dem Tode des Perikles geboren, steht Plato als einsamer Denker und Prophet vor dem Rätsel einer niedergehenden Kultur. Der vornehmste Schüler des Sokrates[1]) sucht nach der besten Staatsform und beschenkt die Welt mit seinem tiefsten Werke, dem Gespräche: „Der Staat, oder was

1) Sokrates 469—399 v. Chr. erhob als erster die griechische Philosophie über die naturphilosophischen und theologischen Untersuchungen, indem er dieselben aufs wirkliche Leben anzuwenden lehrte und nur als Mittel zur ethischen, sittlichen Bildung der Menschen gelten ließ. Alle Tugend besteht für ihn im Erkennen, und die Unwissenheit ist das größte Übel. Auf seinen Lehren, die er nicht aufzeichnete, sondern nur im Kreise seiner Freunde und unter dem Volke mündlich verbreitete, baute sein Schüler Plato weiter, nachdem Sokrates selber seine freien, über seine Zeit hinausstrebenden Gedanken hatte mit dem Tode büßen müssen.

ist Gerechtigkeit." Nach seiner Art geht er dabei als gründlicher Denker zu Werke und schildert zunächst die Entstehung des Staates als wirtschaftliche Notwendigkeit. Die Erkenntnis der Vorzüge der Arbeitsteilung schafft zur Befriedigung des Nötigsten die ursprünglichen Gewerbe des Landwirts, des Baumeisters, des Webers; bald treten neue Gewerbe hinzu: Zimmerleute, Schmiede und Hirten; die Notwendigkeit des Austausches schafft den Markt und den Händler, den Kaufmann und die Schiffahrt; diese ruft wiederum viele Nebengewerbe hervor, und endlich schließt der Beruf des Lohnarbeiters den Kreis. Die durch den Luxus verfeinerte Lebensführung erzeugt das Bedürfnis nach dem Arzte, der Künstler krönt das soziale Gebäude. Bald wird das eigene Gebiet zu enge, der Besitz des Nachbars reizt, Krieg und Eroberung erscheinen als Aufgaben des Staates. Da jeder Beruf eine besondere Naturanlage und Erziehung erfordert, so braucht das Gemeinwesen zum Schutz und Trutz eine besondere Kriegerkaste, diese wird zum vornehmsten Stand, zum „Wächter" des Staates.

Platos Ideal ist ein aristokratisch-kommunistischer Erziehungsstaat, an dessen Spitze die Weisesten stehen. Wo diese nun fehlen, da bildet sich, wie in Sparta und Kreta, die Timokratie heraus (die Herrschaft der Ehrgeizigen). Die Lust am Gelderwerbe steigt bei den Oberen und auch bei der dieselben nachahmenden Menge, die Tugend und die wahre Ehre sinken im Werte. An die Stelle des Ehrgeizes tritt die Erwerbsgier, man bewundert den Reichen und erhebt ihn zu den höchsten Staatsämtern; so entsteht die Oligarchie (Herrschaft der Wenigen), die auf den Besitz begründete Verfassung, bei der nur die Reichen herrschen, die Armen aber im Staate fortleben ohne Anteil an dessen Wohlfahrt. Wo Bettler sind, da müssen im Verborgenen auch Diebe und Beutelschneider sein; ein solcher Staat aber ist nicht mehr ein Staat, er besteht aus zwei Staaten, dem der Armen und dem der Reichen, die sich ständig bekriegen. (Plato zeichnet hier schon mit wenigen Strichen den modernen Klassenstaat und Klassenkampf.) Die herrschenden Reichen arten aus und erschlaffen, und dies kann den Beherrschten auch nicht entgehen; die wachsende Zahl der Armen wird mißmutig, unzufriedene Elemente selbst aus der höheren Klasse stellen sich an ihre Spitze, die ungerechten Regenten werden beseitigt, es erscheint die Demokratie (Herrschaft des

Volks). Ein gleicher Anteil an Pflichten und Rechten wird eingeführt, die Ämter werden durch Volkswahl und bald auch durchs Los vergeben. Wenn schon der demokratische Staat für die Einführung einer idealen Verfassung am geeignetsten ist, weil er den freiesten Spielraum bietet, so hat er doch den schweren Nachteil, daß das Volk sich bald wenig oder gar nicht mehr um die Heranbildung der Staatsbeamten und um deren Lebensweise kümmert. Die Leitung des Staatswesens ist jetzt keine besondere Aufgabe mehr, jeder will alles können und tun, weshalb meistens auch nichts ganz und recht geschieht. Zudem bildet sich im demokratischen Staate allmählich eine herrschende Klasse, wie im oligarchischen, die sich zu bereichern sucht und die Menge durch Schmeichelei verderbt. Aus ihrer steigenden Gewalttätigkeit, aus der sich dagegen richtenden Notwehr, wie aus der durch Unfähigkeit entstehenden Unordnung des Staatswesens entspringt das Bedürfnis nach einer starken, ordnenden Regierung und bahnt der Gewaltherrschaft eines Einzelnen, der Tyrannis, die Wege: so stammt die größte Sklaverei aus der unbegrenzten Freiheit. Der Tyrann aber wird im Interesse der Aufrechthaltung seiner Herrschaft dazu gedrängt, den Staat gegen jede Vernunft von allen Reichen, Verständigen und Hochherzigen zu „reinigen“. Endlich greift er in der Verzweiflung zu einem Ableitungsmittel, zum mutwilligen Krieg.

Aus diesem verderblichen Kreislauf galt es nun, den Weg zu einem dauerhaften Staat zu finden. Auf welchen Grundlagen soll er aufgebaut sein? So wie der Staat ja aus dem Bedürfnisse Aller hervorgeht, sich durch die Leistungen Aller zu ergänzen, so muß er auch dem Wohle Aller dienen, darf niemals Einzelne auf Kosten der Gesamtheit beglücken. Nur wenn er in sich einig ist, kann er dauerhaft und mächtig sein, deshalb muß alles Trennende aus ihm entfernt werden. Trennend wirkt vor allem die Verschiedenheit des Besitzes, Armut und Reichtum, ein Unglück für Alle, weil beide die Menschen verderben und ihre Leistungen verschlechtern. Trennend wirkt die Sonderfamilie, weil sie die meisten Sonderinteressen erzeugt. Die Gemeinsamkeit von Freud und Leid, die ja allein die Menschen verbindet, wird dadurch erreicht, daß man den Privatbesitz verbannt und die Bürger zu einer einzigen Familie vereinigt.

Platos Grundanschauung ist, daß der Staat nur dann gedeihen könne, wenn man die Menschen verbessere. Dazu aber

müssen bestimmte Maßregeln getroffen werden, die schon vor der Geburt beginnen. Will man tüchtige Sprößlinge erhalten, so bekümmere man sich um die Bedingungen ihrer Erzeugung, um die Eigenschaften der Eltern, geschieht dies ja auch bei der viel weniger wichtigen Tierzucht. Daraus folgt eine weitgehende Beeinflussung der Ehe seitens des Staates, und eine vorsichtige Auslese der Kinder durch Beseitigung der untauglichen und schwachen und durch gemeinsame Erziehung der tauglichen und lebenskräftigen. So nimmt Plato vor mehr als zwei Jahrtausenden die Gedanken Darwins und Nietzsches vorweg.

Frühzeitig sollen gleichmäßig Körper und Geist entwickelt werden durch Übung in Gymnastik und Musik (unter Musik fassen die Griechen Tonkunst und Poesie zusammen). Beide Geschlechter genießen gleiche Erziehung, sogar in Wehr und Waffen, weil sie im platonischen Staate auch gleicher Rechte teilhaftig sind. Zur Liebe des Schönen und zur Übung des Guten sollen schon die Kinder hingeleitet werden; sie sollen lernen, mutig und tapfer zu sein und den Tod nicht zu fürchten. Aus der Götterlehre und der Dichtung muß Alles entfernt werden, was nicht vorbildlich ist: die Götter dürfen nicht als unmäßig, ungerecht, rachsüchtig, noch weniger als Urheber des Bösen erscheinen. Sie sollen vielmehr den Menschen bildende Ideale der Gerechtigkeit sein. Die Gerechtigkeit aber muß zur zweiten Natur werden; wo sie waltet, da sind umständliche Gesetze und eine besondere Rechtspflege unnötig. Denn das Recht wird etwas Selbstverständliches wie die von altersher gewohnte Sitte.

Im Wesen der Gerechtigkeit liegt es, daß jeder nur das Seinige richtig tun und sich nicht mit dem befassen soll, was er nicht versteht. Dies gilt vor allem von der Leitung des Gemeinwesens, zu der ja die höchsten Eigenschaften notwendig sind. Deshalb müssen hier die Tüchtigsten ausgewählt und sorgsam dazu erzogen werden. Das Heil der Staaten liegt darin, daß die Weisesten herrschen, oder die Regenten selber Philosophen sein sollen. Über des Lebens tägliche Last erhaben, frei von Eigennutz, aber auch frei von Sorgen, nur so können sie würdig und wirksam ihres Amtes walten, von dem das Wohl der Gesamtheit abhängt.

Nach diesen Grundsätzen wird Platos Idealstaat ausgebaut. Er zerfällt in zwei streng geschiedene Klassen, die der „Wächter" (der Krieger und Beamten), aus der auch die obersten Regenten

hervorgehen, und die der übrigen (Ackerbau, Gewerbe und Handel treibenden) Bevölkerung. Die obere Klasse bildet gleichsam einen Staat im Staate. Sie ist eines jeden persönlichen Interesses vollkommen entkleidet, indem ihren Angehörigen der Besitz irgendeiner Art von Eigentum versagt ist. Sie leben in absoluter Gemeinschaft, auch in der Familie, und der Staat sorgt ausschließlich für ihre Bedürfnisse. Die Obrigkeit regelt die Zahl der Kinder, weil sie darüber zu wachen hat, daß weder Mangel noch Überschuß an Bevölkerung eintrete.

Darum wird, so oft es demnach für nötig befunden wird, unter besonderen Feierlichkeiten eine Art allgemeiner Hochzeit angeordnet, bei der die Paare, scheinbar durchs Los, in Wirklichkeit aber auf Grund der Erwägung ihrer Charaktereigenschaften, zusammengeführt werden, Männer nur zwischen dem 20. und 55., Frauen vom 20. bis zum 40. Lebensjahre. Die aus diesen Verbindungen entspringenden Kinder werden untersucht, die schwachen und untauglichen beseitigt, die wohlgeratenen von den in einem besonderen Bezirke wohnenden Wärterinnen gemeinsam auferzogen. Im Alter von zehn Jahren werden sie dann aufs Land geschickt und dort, Knaben und Mädchen gemeinsam, in allen Fertigkeiten, Wissenschaften und Künsten herangebildet.

Auf diese Weise soll erreicht werden, daß Kinder und Eltern einander gar nicht kennen, daß alle Sprößlinge einer und derselben Hochzeit sich vielmehr als Geschwister ansehen und lieben lernen. Durch die Tugenden der Weisheit, Tapferkeit und Besonnenheit zu einer höheren Harmonie der Gerechtigkeit verbunden, sollen sie würdig darauf vorbereitet werden, „Wächter" des Staates zu sein, d. h. seine Verteidiger im Kriege, seine Ordner in der Verwaltung. Ohne Eigentum, ohne Familie, daher auch ohne Interesse, dienen sie lediglich dem Gemeinwohl.

Durch eine besondere Auslese werden dann diejenigen gefunden, die, tüchtig an Leib und Seele, zur obersten Leitung berufen sind. Eine 20jährige Erziehung soll sie dazu vorbereiten: fünf Jahre werden den Wissenschaften gewidmet, in den übrigen 15 Jahren sollen sie sich mit allen Zweigen der Verwaltung und mit dem Kriegswesen bekannt machen. In dieser strengen Schule werden sie weise und erkennen in der Sorge für Andere den wahren Wert des Lebens. Da sie bei der Herrschaft nichts als Unruhe und Verantwortung zu gewinnen haben, so werden sie nicht danach streben, aber sie werden sich ihr auch nicht

entziehen, wenn man sie nach Vollendung ihres 50. Lebensjahres zur Regierung berufen wird.

So beschränkt sich der gewaltige Scharfsinn dieses Systems auf die obere, die leitende Klasse. Ihr ganzes Leben wird dem Staatszwecke dienstbar gemacht, wie dies dem hohen Ideale der Griechen von der Bedeutung des Staates entspricht. Plato will aber die Staatsleiter nicht des persönlichen Glückes berauben, da für ihn die Verbindung des Einzelnen mit dem Ganzen eine so enge ist wie die der Glieder mit dem Körper, und er deshalb in dem Wohl der Gesamtheit auch die höchste, ja einzige Bürgschaft für das Glück der Teile erkennt.

Über Verfassung und Leben der übrigen Bevölkerung aber suchen wir im platonischen Idealstaat vergebens nach Vorschriften. Man ist deshalb oft zu dem Irrtum gelangt, als ob Plato in aristokratischem Übermute das Volk lediglich als eine wertlose Herde betrachte. Man würde ihm mit solcher Annahme Unrecht tun, bezeichnet er es doch ausdrücklich als Aufgabe des Staates, alle seine Glieder glücklich zu machen. Sein großes Vertrauen auf die Macht der Erziehung und des Beispiels läßt ihn vielmehr hoffen, daß die erkannten Vorzüge des Systems allmählich auf die Gesamtheit übergehen werden, und daß die Weisheit der Regierenden auch ohne Vorschriften die Wege finden werde, alle Staatsglieder emporzuheben. Zudem erklärt er ausdrücklich die untere Klasse als der oberen von Ursprung her verbrüdert und läßt fähige Sprößlinge aus derselben zur höheren Klasse hinaufsteigen, während ungeratene oder unwürdige Glieder der oberen hinabgestoßen werden. Wie sollte auch der Philosoph die überwiegende Menge der Bürger, von der ja die Erhaltung seiner Auslese abhängt, gering geachtet haben, da er sogar der Sklaven gedenkt, wenigstens in einem human-nationalen Sinne, daß Hellenen ferner nicht zu Sklaven gemacht werden sollten.

Nachdem Plato die Verderbtheit seiner heimatlichen Demokratie erkannt und auf seinen Reisen die mangelhaften Verfassungen anderer Völker kennen gelernt hatte, wie z. B. die Mißwirtschaft des älteren Dionys in Syrakus, erblickte er das Heil der Staaten nur in einer weisen Gestaltung ihrer Regierungen. Eben hatte er in 15jähriger Arbeit sein Werk vom Staate vollendet, als ihm, dem Sechzigjährigen, durch den Regierungsantritt des befähigten und mit ihm befreundeten jüngeren Dionys die Gunst zu winken schien, seine Pläne in Wirklichkeit um-

zusetzen. Aber nach wenigen Jahren kehrt er enttäuscht aus Sizilien in die Vaterstadt zurück. Er verfaßt an seinem Lebensabend das zweite Werk vom Staate, das den Titel trägt: „Die Gesetze." Schon in seinem ersten Werke macht er das Geständnis, daß der dort geschilderte Staat nur ein hohes Ideal sein solle, und daß man für das wirkliche Leben nur zu ergründen habe, wie ein diesem Ideale möglichst nahestehendes Staatswesen beschaffen sein müsse. Jetzt setzt er sich auch in dieser Absicht ans Werk, immerhin mit der wehmütigen Empfindung, daß „nur Götter und Göttersöhne die Güter-, Frauen- und Kindergemeinschaft des besten Staates würden ertragen können". So läßt er denn diesmal das Privateigentum bestehen, sucht jedoch in einer Einschränkung seiner Grenzen die Versöhnung des sittlichen Gesamtwohles mit dem wirtschaftlichen Interesse.

Die Bürger des Staates treiben mit Hilfe der Sklaven lediglich Ackerbau; Gewerbe und Handel sind den Fremden überlassen. Der junge Agrarstaat ersteht auf Kreta, in einer gewissen Entfernung vom Meere, um die Ausbildung des Seehandels zu hemmen. Sorgsam werden die Kolonisten ausgewählt, ein Grundsatz, durch dessen Mißachtung die meisten späteren Versuche solcher neuer Ansiedlungen mißlungen sind. Rings um das inmitten stehende Heiligtum liegen regelmäßig die 12 Bezirke mit eigenen Marktflecken. Der Grund und Boden gehört dem Staate, die Bürger haben nur das Nutzungsrecht. Er ist in 5040 nach dem Ertrage gleiche Lose eingeteilt; die Hälfte eines jeden Loses in der Nähe der Stadt, die andere Hälfte entfernt gelegen. Jeder Bürger erhält ein solches Los und besitzt eine Wohnung sowohl in der Stadt, als auch auf dem Lande. Die Lose sind unteilbar und dürfen nie ihres Inventars entkleidet werden; das Minimum des Besitzes ist ein Los, das Maximum vier: der Reichste kann also höchstens viermal soviel sein eigen nennen, als der Ärmste. Durch weise Erbschaftsgesetze ist dafür gesorgt, daß diese Ordnung immer erhalten bleibe; der Besitz der Kinderlosen fällt an den Staat, unter Ausschluß eines Zehntels, über das allein sie frei verfügen können. Streng kommunistisch ist nur der Verbrauch: gleichwie in Sparta und Kreta wird die Bevölkerung, Männer und womöglich auch Frauen, in gemeinsamen Speisehäusern verköstigt.

Plato bleibt auch hier der Ansicht, daß die Leitung des Staates eine Kunst sei, die sich nicht als Nebenbeschäftigung mit

einem auf Erwerb gerichteten Berufe verbinden läßt; deshalb haben die handel- und gewerbetreibenden Fremden keinerlei Anteil an der Regierung. Der Handel ist aufs äußerste beschränkt, Kauf und Verkauf von Grundstücken, natürlich, ausgeschlossen, der Zins verboten und der Kredit durch Nichtklagbarkeit der Forderungen unmöglich gemacht. Gold und Silber besitzt allein für den Auslandsverkehr der Staat, dem inneren Tauschbedürfnis dienen nur wertlose Scheidemünzen. Die Ausfuhr von Gegenständen, die im Lande unentbehrlich sind, also insbesondere von Lebensmitteln, ist untersagt, ebenso die Einfuhr von Luxuswaren. Der Staat führt eine genaue Statistik über die Produktion von Getreide usw.; monatlich darf von jedem Bürger nur der zwölfte Teil der Ernte zu Markte gebracht werden. Nur für die Bedürfnisse des Landbaues darf Handel überhaupt stattfinden. Die Behörden bestimmen die Maximalpreise, und die Händler, denen jede Anpreisung ihrer Waren verboten ist, müssen feste Preise einhalten. Den Bürgern ist der Betrieb von Gewerbe und Handel grundsätzlich verwehrt; von den Fremden darf jeder nur ein einziges Gewerbe ausüben. Sobald sie ein Vermögen im Werte von mehr als drei Landlosen erworben haben (worüber, wie über alle Vermögensverhältnisse, der Staat eine genaue Kontrolle führt), müssen sie mit ihrem Gelde das Land verlassen, wie denn überhaupt kein Fremder länger als 20 Jahre geduldet wird. Reisen der Bürger ins Ausland sind dagegen außerordentlich erschwert und überhaupt nur in vorgerücktem Alter mit Genehmigung der Obrigkeit gestattet.

Im Gegensatz zu der Weibergemeinschaft des „Staates“ beruht das Gemeinwesen der „Gesetze“ auf der strengen Grundlage der Einehe. Die Ehen sollen durch Neigung geschlossen werden, wozu ein möglichst ungezwungener Verkehr der Geschlechter in sittlichen Grenzen von Jugend auf Gelegenheit gibt. Die Geldabsichten bei der Ehe sollen aufhören: Mitgift der Frauen ist ausgeschlossen. Die Heilighaltung der Ehen wird durch weibliche Staatsbeamte, „Ehewächterinnen“, überwacht. Eine hohe Junggesellensteuer soll der Ehelosigkeit entgegenwirken; kinderlose Ehen werden nach zehn Jahren geschieden. Die Kinder aber gehören nicht den Eltern, sondern dem Staate, sie werden gemeinsam erzogen, vom 3. bis zum 6. Jahre in Kindergärten, dann in Anstalten für gymnastische Übungen, vom 10. Jahre ab in obligatorischen Staatsschulen (die Plato übrigens aus Ägypten

übernommen zu haben scheint), im Lesen, Schreiben und in Gedächtnisübungen, zwischen dem 13. und 16. Jahre in Musik, Poesie und Gesetzeskunde. Der Kriegsdienst ist für Männer und Frauen bis ins hohe Alter obligatorisch, monatliche Manöver sind vorgeschrieben. — Alle Lebensverhältnisse sind strenge geordnet: so soll z. B. der Wein möglichst nur den Kranken und Schwachen dienen, und den Kriegern, Richtern und Beamten während ihres Dienstes untersagt werden; der Staat erlaubt nur einen begrenzten Anbau des Weinstocks.

Die Beherrschung des gesamten Lebens erstreckt sich sogar auf das geistige Gebiet. Der Staat hat eine bestimmte Staatsreligion (eine Art von geläutertem Gottesbegriff mit einem fast unpersönlichen, sehr hoch stehenden Unsterblichkeitsglauben), in der auch die Kunst eine würdige Stellung findet; nur übt der Staat eine scharfe Zensur. Spötter und Leugner werden zur Bekehrung auf fünf Jahre eingesperrt, und wenn dies fruchtlos ist, erleiden sie die Todesstrafe. Die Priester werden aus den besten und reinsten Bürgern im Alter von mindestens 60 Jahren, Männer und Frauen, durch Befragung des Orakels ausgewählt und versehen ihren Dienst jeweils nur ein Jahr. Alle diese Bestimmungen haben nach der ausdrücklichen Erklärung ihres Urhebers zum Zweck, den durch das Vordrängen der Naturwissenschaften um sich greifenden Materialismus zu bekämpfen.

Die Regierung ist zwar eine durchgebildet demokratische, alle Bürger haben das Wahlrecht, aber dieses wird durch Vorschriften mit Bezug auf Vermögen und Bildung überall wieder eingeschränkt. Das oberste Verwaltungskollegium z. B. besteht aus 360 Mitgliedern, von denen monatlich 30 abwechselnd die Regierung führen, es wird in besonderen umständlichen Wahlgängen aus den vier Vermögensklassen, je 90 aus einer Klasse, erwählt. So hat Plato allerdings auch das etwas zweifelhafte Verdienst, als einer der ersten die „Klassenwahl" als Staatsideal aufgestellt zu haben. — Wahl und Wirkungskreis von Volks- und Obergerichten, Offizieren und Beamten aller Art, Polizei, Rechenschaftsbehörde usw. sind aufs sorgsamste geregelt. Das Haupt des Ganzen aber, das zusammenhaltende, konservative Element bildet der aus 37 der besten Bürger auf Lebenszeit bestellte Staatsrat, der „nächtliche Rat", so genannt, weil er sich immer in den frühen Morgenstunden vor Sonnenaufgang zu versammeln hat. Ihn nennt Plato den Anker des ganzen

Gemeinwesens, und hier kommt der Gedanke des Idealstaates, daß die Philosophen herrschen sollen, wieder zu seinem Rechte. —

So ist in großen Zügen Platos zweitbester Staat beschaffen: unserem Empfinden muß er, neben vielen ganz modernen Gedanken, — man denke nur an Schulzwang und Militarismus! — als eine wahre Zwangsjacke für jede freie Regung, als eine ungerechte und unwirtschaftliche Bevorzugung der ackerbautreibenden vor der gewerblichen Bevölkerung erscheinen, wie wir sie vor kurzem noch im Burenstaate Transvaal vorfanden. Doch ist es die entschiedene Absicht Platos als Sozialreformers, den Zwang allmählich zur zweiten Natur zu gestalten: von frühester Jugend auf sollen alle Bürger und Bürgerinnen den tieferen Geist der Gesetze kennen lernen, damit ihre Seele dafür empfänglich und willig werde. So läßt der feste, ideale Glaube des Philosophen an die Übermacht der Erziehung den Zwang in einem viel milderen Lichte erscheinen, nicht als Selbstzweck, sondern als vorübergehendes Mittel. Im idealen Staate muß, wie Plato sagt, der Unterrichtsminister der tüchtigste Mann sein; verschwistert wirken dort Religion und Kunst als Bindemittel einer hochstehenden Gemeinde, und durch sittliche Umwandlung soll die Gewinnsucht beseitigt und ein Genügen am Mittelmaß des Besitzes geschaffen werden. Wer wollte es dem hohen Denker zum Vorwurf machen, daß er über diesen höchsten Idealen die Bedeutung des wirtschaftlichen Fortschrittes übersehen oder gering geschätzt hat!

Platos Bedeutung liegt überhaupt nicht sowohl in dem ganzen Gehalte seiner Systeme, als vielmehr in dem Reichtum an erhabenen Einzelgedanken, in der Bekämpfung einer sittlich verderblichen Vermögensverschiebung und der herabziehenden gedankenlosen Demokratie, in der Begründung der Notwendigkeit einer diese ergänzenden, von selbstlosen Idealen getragenen Geistesaristokratie. In diesem Sinne faßt schon Platos größter, viel konservativerer Schüler, Aristoteles, den Unterschied zwischen Demokratie und Oligarchie nur dahin, daß diese zum alleinigen Vorteil der Reichen, jene zum Vorteil der Armen geübt werde, und begründet damit im Sinne Platos den engen Zusammenhang der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung.

Plato paßt seinen Staat der griechischen Kleinstaaterei an, er will ihn ausdrücklich weder zu klein noch zu groß haben. Aber seine Auffassung erfährt bald eine Ausdehnung durch

seine späteren Schüler, vor allem durch Zeno, den Begründer der stoischen Philosophenschule. In Aneignung und Fortbildung der platonischen Gedanken über die Macht der Erziehung glaubt Zeno, daß endlich auch ohne Gesetze das in den Gemütern lebendig gewordene Naturgebot der Vernunft als allgewaltiges organisierendes Prinzip walten werde, durch welches sich dann alles Einzelleben zu einem geordneten Weltganzen harmonisch zusammenschließt. So führt er, nebenbei einer der ältesten Vertreter anarchistischer Grundsätze, den engen nationalen Staat Platos zur Höhe des Weltbürgertums empor.

Und diesen Schicksalsweg weltbürgerlicher Entwicklung wandelt dann auch das Griechentum der nächsten Jahrhunderte durch die Zertrümmerung der eigenen nationalen Existenz bis zu seiner Aufsaugung durch das allmächtige Rom. Zur Stufe des Welthandels steigt es hinauf, dessen Mittelpunkt die Millionenstadt Alexandria bildet, wo sich die Angehörigen aller Nationen vereinigen, und sowohl die Wissenschaft, als auch die entsittlichende Verfeinerung des Lebens und die wachsende verderbliche Macht des Kapitalismus ihren Höhepunkt erreichen. Dieser Geist greift auch auf das griechische Mutterland über: soweit die griechischen Städte nicht veröden, fallen auch sie den Versuchungen zum Opfer, so daß nur 300 Jahre nach Plato ein Cicero von demjenigen aristokratisch-kriegerischen Bauernstaate, der Plato in so mancher Richtung als Vorbild gedient hatte, sagen konnte: „Nur Geldgier allein, sonst nichts wird bald Sparta verderben!"

Die Zeitgenossen, wenigstens in ihrer Gesamtheit, haben die Lehren Platos nicht verstanden. Aber seine Ideen haben darum nicht minder ihren Siegeszug über die Erde gehalten. Nach Jahrtausenden hallen sie wider in so vielen der Gesetze, die, vom sogenannten Römischen Rechte ausgehend, unser heutiges Leben bestimmen; wir begegnen ihnen in den Urlehren des Christentums, in der Theokratie der katholischen Kirche und in den „demokratischen Monarchien", von Cäsar bis auf Napoleon, allerdings in recht unvollkommener Verwirklichung. Sie befruchten die erzieherische Vervollkommnung unseres Geschlechtes, indem sie immer wieder auferstehen und neue zeitgemäße Formen annehmen: in einem Comenius, einem Rousseau, einem Pestalozzi. Und auf unserem raschen Gange durch die wirtschaftlichen Theorien der neueren Zeit werden wir den Spuren der platonischen

Staatsideale auf Schritt und Tritt begegnen. Die Ideen Platos wirken fort, während Athen und Sparta, Alexandria und Rom in Schutt zerfallen sind.

Literatur.

Platos sämtliche Werke, übersetzt von Hieronymus Müller, Bd. V u. VII. Leipzig, F. A. Brockhaus.
— Werke, übersetzt von F. Schleiermacher, III. Teil, I. Bd. Berlin, Georg Reimer.
— Werke, französische Übersetzung von Victor Cousin, mit interessanten Einleitungen. Paris, Hachette.
Meyer, Eduard, Geschichte des Altertums, II. Bd. Stuttgart, Cotta.
— Die wirtschaftliche Entwicklung des Altertums, Vortrag in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik, III. Folge, IX. Bd. Jena 1895. Gustav Fischer.
Pöhlmann, Dr. Robert, Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus, 2 Bde. München 1893 u. 1901, C. H. Beck.
Ritter, Constantin, Platos Gesetze, Darstellung des Inhalts. Leipzig, B. G. Teubner.

Drittes Kapitel.

Agrarbewegung im alten Rom.

Während die griechischen Philosophen den Gedanken des Weltbürgertums ausbildeten, hatten die Feldherren Roms bereits den Grund zu einem Weltreiche gelegt. Der endliche Ausgang der hundertjährigen Kämpfe mit Karthago (146 v. Chr.) bedeutete die Erhebung Roms zur unbestrittenen Weltmacht. Hatte sich der griechische Geist durch koloniale Gründungen unabhängiger Gemeinwesen über die Erde ausgebreitet, so schmiedete nun römische Kraft die neue Kulturwelt zu einem mächtigen Reiche zusammen; so wurde ein einziges städtisches Gemeinwesen zur Herrin des ganzen Erdkreises, zur Herrin im vollsten Sinne des Wortes, denn Bürger dieses Reiches waren nur die Römer, zu denen alle übrigen Bewohner Italiens und der römischen Provinzen im Untertanenverhältnis standen.

Auf dem Ackerbau ruhte das ursprüngliche Gemeinwesen Roms, wie auch die Wirtschaft von ganz Italien. Zu einer über das nötigste, alltägliche Gewerbe hinausgreifenden industriellen Tätigkeit hatten die Römer weder Anlage noch Neigung, daher genoß auch alle wirkliche Arbeit bei ihnen einer noch viel ge-

ringeren Achtung als bei den Griechen. Ebensowenig fühlten sie sich zu den Künsten und Wissenschaften hingezogen, deren Pflege vielmehr bis in die spätesten Zeiten zumeist den Freigelassenen und Sklaven überlassen blieb; die Staatsverwaltung und die Rechtspflege in Verbindung mit dem auf dem Landbau ruhenden Heerwesen erfüllten ihr Dasein und schufen die Grundlagen ihrer Macht. Diese aber mußte das ursprünglich, zur Zeit der politisch aufbauenden Arbeit, so einfache Leben allmählich in ein Leben des Luxus und Genusses umgestalten, das ein immer stärkeres Bedürfnis nach vermehrten und verfeinerten gewerblichen Erzeugnissen wachrief: so brachte die Weltmacht die Bedingungen mit sich für die Entstehung eines gewaltigen Welthandels, der in steigendem Maße die Produkte aller Provinzen nach der Hauptstadt übertrug. Tauschmittel waren für diese wachsende Einfuhr nur in geringerer Menge vorhanden, denn die heimischen Erzeugnisse mußten vorwiegend dem eigenen Bedarfe dienen; man brauchte sie auch wenig, weil eine systematische Ausraubung der Provinzen erfolgte, sei es durch die mit deren Verwaltung betrauten Privatpersonen, sei es in Gestalt von Tributen an den Staat. So erhielt z. B. allein aus den Kriegen mit Syrien und Mazedonien die Staatskasse die für den damaligen Geldwert enorme Summe von 90 Millionen Mark und verfügte 157 v. Chr. über einen Barschatz von zirka 20 Millionen Mark, größtenteils in Gold- und Silberbarren.

Gleichzeitig entstanden in verhältnismäßig kurzer Zeit ungeheuere Privatvermögen, teils in den Händen der alten patrizischen Geschlechter und des jüngeren Amtsadels, teils bei der jungen, aufstrebenden Geldaristokratie der Großkaufleute und Bankiers, auf welche die Bezeichnung des Ritterstandes übergegangen war. Ein ausgebildetes System der Kapitalvereinigung eröffnete diesen Reichtümern lohnende Beschäftigung: bald wetteiferten zahlreiche Handels-, Reederei- und Versicherungsgesellschaften mit dem Geld- und Kornwucher und mit den fetten Gewinnen aus der üblichen Pachtung von Tributen, Steuern und Gefällen im In- und Auslande; fabelhafte Vermögen wurden geschaffen, die infolge einer sorgsamen Verwaltung sich durch viele Generationen in den Familien erhielten und mehrten.

In einer Zeit, da Staatsschulden und sonstige Formen des beweglichen Kredites noch wenig ausgebildet waren, mußte sich das Anlagebedürfnis für diese Schätze bei der Ritterschaft und

mehr noch bei den aus politischen Gründen von allem Geldhandel, wenigstens vom öffentlichen, ausgeschlossenen Senatoren zumeist nach dem Grundbesitz wenden, in Form von mehr oder weniger wucherischer Beleihung von ländischen Grundstücken, oder in der Form von Kauf und Pacht der Staatsländereien. Seit frühester Zeit war es Grundsatz der römischen Politik gewesen, einen großen Teil des in Italien eroberten Gebietes als Staatsgut zu erklären, das gegen eine Abgabe verpachtet wurde. Die Versuche der Patrizier, sich diese Güter allmählich im Stillen anzueignen, hatten zu jahrhundertelangen heftigen Kämpfen geführt, die endlich 367 v. Chr. in einem ersten sogenannten Ackergesetze ihren vorläufigen Abschluß fanden, welches nach einem seiner Schöpfer, dem Volkstribunen Licinius, den Namen des Licinischen trägt und die beinahe vollständige Gleichstellung der Plebejer (der bürgerlichen Volksklasse) mit den Patriziern (dem Geburtsadel) herbeiführte. Dieses Gesetz bestimmte, daß Niemand mehr als 500 Morgen des Staatsgutes in Benützung haben, Niemand mehr als eine gewisse Anzahl Groß- und Kleinvieh halten, und daß die Weide allen Bürgern gegen eine Abgabe offenstehen sollte. Längst aber waren dessen heilsame Vorschriften außer Übung gekommen; längst hatte die Macht des werbenden Kapitals unaufhaltsam zur Vereinigung immer größerer Landstrecken in einer einzigen Hand geführt, d. h. zur Bildung von Großgütern, sogenannter Latifundien. An die Stelle des kleinen Bauern, der sich auf seiner Scholle ernährt, trat nun der Großgrundbesitzer, der nach seinem höchsten Nutzen strebt. Diesem aber winkte anstatt des nur kümmerlich rentierenden Getreidebaues die vorteilhaftere Kultur des Weinstocks und der Olive, oder die Umwandlung in Weideland zum Zwecke der Vieh- und besonders der Schafzucht; die Anlegung von prunkvollen Villen, Parks und Jagdgründen vollendete den Herrensitz, der Hunderte von kleinen Gütchen verschlungen hatte, — so sehen wir Wandlungen im alten Italien, wie wir sie nach $1^1/_2$ Jahrtausenden in England, besonders in Irland, wiederfinden.

Die Vereinigung von Gewinnsucht und Prunkliebe schuf eine Plantagenwirtschaft, so großartig, wie sie die Welt seitdem höchstens in den Südstaaten der amerikanischen Union gesehen hat; einer solchen mußte die freie Arbeit oder die des halbfreien Pächters bald zu teuer werden: die Bewirtschaftung durch mächtige Sklavenheere wurde zum Bedürfnis und zur Regel. Ein reichliches

Material dafür lieferten die nicht endenden Kriege (so der Krieg in Epirus [167 v. Chr.] allein 150 000 Sklaven), aber bald reichten diese Zufuhren nicht mehr aus: es begann eine Einfuhr von menschlichen Arbeitstieren, hauptsächlich aus Vorderasien, die der modernen Verschleppung afrikanischer Negermassen auf den amerikanischen Kontinent keineswegs nachstand; auf dem einzigen großen Markte zu Delos soll manchmal von morgens bis abends eine Herde von 10 000 Sklaven verkauft worden sein. Auch die Sklavenzucht ward zum Erwerbszweig, dessen sich selbst ein Cato nicht schämte. Infolge dieser Großwirtschaft, wie sie besonders auf Sizilien zur höchsten Ausbildung gelangt war, wurde der Kleinbetrieb im Landbau immer weniger einträglich; je nach dem Ausfall der Ernten kamen Preisschwankungen von 1 zu 6 vor, ja sogar von 1 zu 10, und in den besten Jahren wurden manchmal sizilische Getreideladungen nur um den Preis der Seefracht verkauft. Es trat auf agrarischem Gebiete ein Zustand ein, wie er sich auch in unseren Tagen aus dem Kampfe zwischen Handwerk und Großindustrie entwickelt: der Kleinbetrieb mußte unterliegen; immer massenhafter verließen die Bauern ihre Scholle, freiwillig oder vertrieben, ausgekauft oder ausgewuchert.

Diese besitz- und erwerbslos gewordenen Massen strömten nun in die Städte, besonders nach Rom, wo ihnen Freiheit, Versorgung und Wohlleben winkten, sie vermehrten dort das müßige Proletariat und beförderten die Korruption, indem sie sich dem Dienste der Reichen und Mächtigen als ein zu Allem bereites Gefolge verschrieben: in jedem vornehmen römischen Hause lungerte der Troß „Klienten", zuerst Schützlinge, später Parteigänger, Spione und Straßenkämpfer. Der verderbliche Zug nach der Großstadt wurde noch gefördert durch die Steuerbefreiung sämtlicher römischer Bürger, damals 337 000 an der Zahl, infolge der ungeheueren Beute des Mazedonischen Krieges, eine Befreiung, die über ein Jahrhundert, bis auf Cäsar, bestehen blieb. Der so in erschreckender Weise sich vertiefende und verbreiternde Abgrund zwischen Reich und Arm mußte notwendig auch die altbewährten politischen Einrichtungen in ein gefährliches Schwanken bringen. Hatten doch in jahrhundertelangen erbitterten Kämpfen mit den Patriziern nach und nach die Plebejer ein bedeutsames Maß von Rechten in der Staatsleitung, Gesetzgebung und Verwaltung errungen; jetzt wurden diese schwer-

wiegenden Privilegien mehr und mehr das Eigentum eines besitz- und gesinnungslosen Pöbels, während die aufsteigende Geldaristokratie dem mühelosen Gewinn nachjagte, und auch die erprobte, einst unbestechliche Ehrenhaftigkeit der Senatoren allmählich den Standes- und Vermögensinteressen zum Opfer fiel. — So spielte sich zuletzt der Kampf um das Staatswohl zwischen den Reichen und den Armen ab, zwischen einer Aristokratie und einer Demokratie, die beide gleich charakterlos waren, beide in gleichem Maße die wirkliche, ehrliche Arbeit verabscheuten. Da war es denn kein Wunder, daß auch die früher sprichwörtlich gewordene römische Treue in Verfall geriet, sowohl im Einzelleben, als auch in der Staatspolitik. Schon im zweiten Kriege mit Karthago hatten die Ritter bei Armeelieferungen einen großartigen Betrug gegen den Staat verübt, und man scheute sich schon nicht mehr, gefährliche Gegner, wie Numantia und Karthago, durch offenbaren Treubruch zu überwinden.

So war, in großen Zügen geschildert, die wirtschaftliche und politische Lage Roms im letzten Jahrhundert der Republik: innerer sittlicher Verfall unter dem Glanze des äußeren Aufschwungs. — Doch zu allen Zeiten heben sich auch von dem grauen Hintergrunde solcher Zustände lichtere, reinere Gestalten ab, getragen von Vaterlandsliebe und Bürgertugend. Ihr persönliches Schicksal aber muß dann notwendig ein tragisches werden, und ein solches war denn auch das der beiden Gracchen. Die beiden Brüder, Tiberius und Gaius Gracchus, die am Wendepunkte der römischen Republik bestimmend in die Geschicke des Staates einzugreifen versuchten, entstammten dem berühmten Sempronischen Geschlechte, das sich vom plebejischen Ursprung zu einem der angesehensten der Stadt erhoben hatte. Viele ihrer Ahnen hatten ruhmvoll dem Gemeinwesen gedient; ihre Mutter Cornelia, aus dem Patrizierstamme der Scipionen, die Tochter des Siegers über Hannibal, war eine der edelsten und gebildetsten römischen Frauen. Als Witwe schlug sie die Hand des Königs von Ägypten aus, um sich ganz der Erziehung ihrer drei am Leben gebliebenen Kinder zu widmen. Die beiden Söhne erhielten unter ihrer persönlichen Leitung eine vortreffliche Ausbildung, und vom fernen Kap Misenum aus stand sie später ihren Söhnen als treue Mutter und Beraterin nahe.

Der ältere, Tiberius, geb. 163 v. Chr., begleitete, kaum 16 Jahre alt, seinen Schwager Scipio Ämilianus auf dem Feld-

zuge, der zur Zerstörung Karthagos führte, und zeichnete sich später im Spanischen Kriege vor Numantia durch Tapferkeit und große Besonnenheit aus. Auf seiner Reise dorthin soll er in Etrurien (dem jetzigen Toskana) beim Anblick der verödeten, nur von Sklaven bebauten Felder zum erstenmal von der Notlage seines Vaterlandes ergriffen worden sein; der Sklavenkrieg in Sizilien, der jahrelang die tüchtigsten Feldherren und Legionen in Atem gehalten und Hunderttausenden auf beiden Seiten das Leben gekostet hat, mag seine Gedanken später zur Reife gebracht haben. Im Alter von 29 Jahren bewarb er sich erfolgreich um das Amt eines Volkstribuns, das mit dem Aufsteigen der Demokratie zu einem der machtvollsten in der Republik geworden war. Infolge des Auszuges der Plebejer auf den Heiligen Berg im Jahre 495 (er wird mit einiger Berechtigung als die erste organisierte Streikbewegung bezeichnet) wurden zur Vertretung der Volksrechte den patrizischen Konsuln zwei Volkstribunen zur Seite gestellt, deren Zahl sich bald auf zehn vermehrte. Ihre Amtsperiode dauerte ein Jahr, ihre Person war unabsetzbar und unverletzlich.

Gleich nach seinem Amtsantritte legte Tiberius dem Volke ein Ackergesetz vor, das, mit großer Mäßigung abgefaßt, im wesentlichen eine Erneuerung des Licinischen war. Kein Einzelner sollte von nun ab mehr als 500, keine Familie mehr als 1000 Morgen des Staatsgutes bewirtschaften; für die auf abzutretende Ländereien angewendeten Verbesserungen wurde Entschädigung beantragt; die freiwerdenden Äcker sollten in Losen von 30 Morgen an die besitzlosen römischen Bürger und italischen Bundesgenossen zum ausschließlichen Feldbau verteilt werden, und zwar nicht als Eigentum, sondern als Erbpacht, gegen Zahlung einer Rente an die Staatskasse. Trotz der wütenden Opposition des von den Aristokraten beherrschten Senates gelang es dem Gracchus, durch seinen tiefen Ernst und seine zündende Beredsamkeit für das Gesetz Boden zu gewinnen, nachdem aus Italien und sogar aus den Kolonien zahllose Menschenmassen zu dessen Unterstützung nach Rom geströmt waren. „Die wilden Tiere", — so rief ihnen der Tribun zu — „die in Italien hausen, das Vieh, das auf seinen Weiden treibt, sie haben ihr Lager und ihre Höhlen, aber die Bürger, die für Italien fechten, nennen nichts ihr eigen, als Licht und Luft. Es lügen die Feldherren, wenn sie die Legionen vor der Schlacht ermahnen, die Gräber und Altäre gegen den Feind zu schützen: von allen diesen

Römern hat keiner einen Grabhügel seiner Väter, keiner einen eigenen Herd! Für das Wohlleben Anderer, für fremden Überfluß müssen sie streiten und sterben; sie heißen die Herren der Welt, und nicht eine einzige Erdscholle ist ihr Eigentum!" Die Revolution brauche nicht erst zu kommen, fährt er fort, sie sei schon da, in Sizilien, durch unsere eigene Schuld, weil die Menge der Unfreien und Besitzlosen immer mehr anwachse. Dieweil man trachte, mit Waffengewalt die ganze bewohnte Erde zu erobern, laufe man Gefahr, Alles an den schlimmsten Feind, die innere Schwäche, zu verlieren. Man solle den Armen Arbeit geben, einen Acker und einen eigenen Herd, dadurch allein werde man die Ära der Revolution schließen.

Erbittert wogte der Kampf hin und her, da gelang es der Senatspartei, einen Mittribun des Tiberius, Marcus Octavius, zu bestimmen, daß er sein Veto gegen das Gesetz einlege (veto = Einspruch, der die Annahme eines Gesetzes verhindert). Gracchus, sein ganzes Reformwerk in Gefahr sehend, entschloß sich zu dem bis dahin unerhörten revolutionären Schritt, den widerspenstigen Kollegen durch das Volk absetzen zu lassen. Das Ackergesetz wurde angenommen, und zur Sicherung von dessen Ausführung ließ sich Tiberius mit seinem Bruder Gaius und seinem Schwiegervater Appius Claudius in die dazu eingesetzte Kommission wählen. Zum Entsetzen der Optimaten ging das Verteilungswerk rüstig vorwärts; bald aber zeigte sich, daß den neuen Bauern mit dem Lande allein nicht geholfen sein konnte. Um diese Zeit setzte Attalus, der letzte König von Pergamon, das römische Volk zum Erben seines Reiches ein; Tiberius benützte diese Gelegenheit, um durch das Volk beschließen zu lassen, daß diese Verfügung buchstäblich zu nehmen sei, d. h. daß das Volk selbst, unter Umgehung des Senats, die Verwaltung zu führen habe, und daß der Schatz des verstorbenen Königs dazu verwendet werden solle, die mit Ländereien bedachten Bürger mit dem nötigen Inventar auszurüsten. Dieser Beschluß steigerte die Erbitterung der Gegenpartei aufs höchste, und als Tiberius sich nach Ablauf seines Amtsjahres unter Vorbringung neuer volksfreundlicher Vorschläge (Erleichterung des Kriegsdienstes, Reform der Gerichtsbarkeit u. a. m.) von neuem zur Wahl stellte, wurde er mit 300 seiner Anhänger auf dem Kapitol durch die wütenden Senatoren mit zertrümmerten Stühlen, Bänken und Holzscheiten schnöde erschlagen.

Der gefährliche Mann war beseitigt, aber sein Werk, das Sempronische Gesetz, konnte nicht mehr zerstört werden: auf Grund desselben ist in wenigen Jahren die Anzahl der waffenfähigen römischen Bürger um beinahe 80000 gestiegen. — Gaius Gracchus, um neun Jahre jünger, seinem Bruder an Talent, Charakterstärke und Leidenschaft weit überlegen, war der weit ausblickende, kühn revolutionäre Staatsmann gegenüber dem ruhigen, fast schwärmerischen Reformator. Tiberius hatte sich im Grunde nur mit einer großen Maßregel begnügt, Gaius aber trat, als er sich beinahe 10 Jahre nach dem Tode des Bruders zur Tribunatswahl stellte, mit einem umfassenden System hervor, das eine tiefgreifende Verfassungsänderung bedeutete. Die Gerichtsbarkeit und die Finanzverwaltung des Senates sollten zugunsten des Volkes erhebliche Einschränkungen erfahren, letztere hauptsächlich dadurch, daß künftig unter die bedürftigen Bürger Roms, teils als Geschenk, teils zu niedrigen Preisen Getreide aus den öffentlichen Vorräten monatlich verteilt werden sollte. Großartige Straßenbauten zur Beschäftigung der Arbeitslosen wurden beantragt, die Militärlasten sollten (u. a. durch künftige Lieferung der soldatischen Ausrüstung seitens des Staates) erleichtert werden. Der Übervölkerung Roms und Italiens sollten neue überseeische Kolonien Abzug schaffen, und endlich sollte die Grundlage des Staates durch die Erteilung des römischen Bürgerrechtes an alle Bewohner Italiens verstärkt werden. In einer den echten Staatsmann kennzeichnenden Weise verstand es Gaius, durch die Getreidespenden die Plebejer der Stadt, durch die Aussicht auf das Bürgerrecht die Bewohner der italischen Landschaften und durch die Schaffung der Geschworenengerichte den kapitalistischen Ritterstand zu gewinnen. So gedachte er den Grund zu legen zu einer vereinigten starken demokratischen Partei, die unter seiner Führung die Macht des Adels vollständig brechen sollte. Vor einem solchen Gegner mußte man auf seiner Hut sein. — Nachdem alle seine Vorschläge bis auf die Gründung der Kolonie Karthago durchgegangen waren, verlegte sich in seiner Not der Senat selbst auf die Demagogie und ließ durch den ihm ergebenen Tribunen Livius Drusus das Gracchische Projekt noch überbieten: anstatt der wenigen überseeischen Ansiedlungen wurden dem Volke gleich 12 Kolonien mit je 3000 Bürgern in Italien selbst geboten. Die List gelang, Gaius verlor die Volksgunst, wurde nach zweijährigem, von einer er-

staunlichen organisatorischen Tätigkeit ausgefülltem Tribunat nicht wiedergewählt und kurz darauf, im Alter von nur 32 Jahren, in nicht minder schmählicher Weise wie sein Bruder Tiberius ermordet, bzw. in den Tod getrieben.

Seinem Untergange folgte eine sinnlose wüste Reaktion auf allen Gebieten, doch hatte die Adelspartei durch diese Gewalttaten nur einen Aufschub, aber keine Rettung erreicht. Bei richtiger Pflege hätte vielleicht durch die Saat der Gracchen die Republik erhalten werden können, jetzt mußte sie dadurch in die Brüche gehen, denn „durch die Versuche der Gracchen ist ein Feuerbrand in die Welt geschleudert worden, dessen Wirkung erst nach Jahrhunderten gedämpft, niemals aber ganz verglommen ist: das Streben nach einer staatlichen Versorgung der ärmeren Klassen".

Mehr als zwei Menschenalter später kam den Gracchen ein großer Testamentsvollstrecker, Julius Cäsar. Er hatte die Unzuverlässigkeit der Demokratie erkannt, von Sulla gelernt, sie durch die Militärmacht zu bändigen, und schickte sich an, den platonischen Gedanken der demokratischen Monarchie zu erfüllen. Sehen wir nun, was unter seiner und seiner Nachfolger Hand aus den wirtschaftlichen Gedanken der Gracchen geworden ist!

Die demagogisch durchgeführte Ernährung der Massen auf öffentliche Kosten war mit Unterbrechungen ihren Weg weiter gegangen. Bei Cäsars Regierungsantritt wurden über 300000 faulenzende römische Bürger vom Staate mit einem jährlichen Aufwande von etwa 10 Millionen Mark lebenslänglich gefüttert. Der Imperator ließ sich durch das Streben nach der Volksgunst nicht abhalten, eine strenge Sichtung unter diesen privilegierten Müßiggängern vorzunehmen; er verminderte ihre Zahl auf weniger als die Hälfte, indem er sich dabei von der Bedürftigkeit leiten ließ, und hat so den Grund zu der modernen Armenpflege gelegt. Der böse Geist der ganzen Einrichtung ließ sich aber nicht bannen: die Herrin der Welt, die römische Plebs, durfte durch Arbeit nicht geschändet werden. — Das Nichtstun erhielt einen höheren Zweck durch das ständige Wachsen der Lustbarkeiten, der Tier- und Fechterspiele in der Arena, der Volksbewirtungen bei festlichen Anlässen. Cäsar selbst schon speiste bei seinem Triumphe im Jahre 46 das Volk an 22000 neunsitzigen Tafeln; schon zu seiner Zeit nahmen allein die sieben ordentlichen Volksfeste 62 Tage in Anspruch; von da an stiegen

fortwährend die Spiele, bis sie unter Trajan einmal 123 Tage hintereinander währten.

Das Gracchische Projekt der Abfuhr der müßigen Bevölkerung nach neuen Kolonien hat Cäsar energisch aufgenommen, 80000 Ansiedler schickte er aus, um Korinth und Karthago wieder aufzurichten. In seinen Spuren wandelnd, hat auch Augustus die afrikanische Weltstadt in alter Größe wieder erstehen lassen. Aber der Pfuhl des römischen Massenelends war, wie es scheint, ebensowenig auszuschöpfen, wie heute der von Ostlondon. Hier wie dort nächtigen die Scharen der Obdachlosen unter freiem Himmel, unter Torwegen und Brückenbogen; in Rom aber war die Unsicherheit so groß, daß man aus Furcht vor den Verbrechern die spärlichen Fenster gegen die Straßen zumauerte. — So sehr war das System der Beglückung der Massen durch „Brot und Spiele" zum Grundsatz der Staatspolitik geworden, daß Konstantin, als er 330 n. Chr. seine Residenz nach der Stätte des alten Byzanz verlegte, deren Bewohnern die gleichen Vorteile zusicherte, wie denen der westlichen Metropole, d. h. daß er von Anfang an auch dort die Getreideverteilung einführte und so seine junge Residenz Konstantinopel mit einer zahlreichen Bettlerbevölkerung eröffnete. Nach der Größe der Armenzahl, die eine Stadt erhalten konnte, schätzte man ja ihre Bedeutung. — Mommsen, der beste Kenner des römischen Altertums, nennt in seiner Römischen Geschichte das Rom im Zeitalter der sterbenden Republik eine „Räuberhöhle" und schildert es „als ein London von heute mit der Sklavenbevölkerung von New-Orleans, der Polizei von Konstantinopel, der Industrielosigkeit des heutigen Rom und bewegt von einer Politik nach dem Muster der Pariser von 1848".

Diesen Zuständen der Hefe des Volkes gegenüber steht als ergänzendes Seitenstück die steigende Habgier der Vornehmen und das vollständige Fehlen eines Mittelstandes. Schon um die Wende des 1. Jahrhunderts v. Chr. berichtet ein konservativer Gewährsmann, Marcius Philippus, daß es in Rom nicht 2000 Leute gebe, die über ein erhebliches Vermögen verfügen. Cato klagt, daß man die Räuber am Staate in Gold und Purpur gekleidet einhergehen sehe. Und wirklich durfte ein afrikanischer König, Jugurtha, sich rühmen, den stolzen römischen Senat mit Gold gekauft zu haben. Horaz versichert uns, daß Geld des Strebens höchstes Ziel war, „Tugend kommt erst nach dem

Gelde!" Virgil bejammert die „gottverfluchte Goldgier", und Sallust erzählt: „Alles ist käuflich."

So vermochten denn auch die wirklich produktiven Maßregeln, die Landaufteilung und die Kolonisation, dem Rückgang der Landwirtschaft und zugleich dem der Bevölkerung keinen Einhalt zu gebieten, zumal in langen Friedensperioden auch die Sklavenwirtschaft zurückging. Aus dem Jahre 395 n. Chr. wird erzählt, daß allein in Kampanien nicht weniger als 528 000 Morgen Landes brach lagen und versumpft waren. „Die Latifundien", so sagt Plinius, „haben Rom sowohl. als auch die Provinzen zugrunde gerichtet." Die Geschichte des Römischen Reiches zeigt uns das erschreckende Schauspiel einer durch den Großgrundbesitz untergehenden Landwirtschaft.

Vergebens suchen wir im ganzen Römertum nach großen gedanklichen Systemen des gesellschaftlichen Aufbaues, vergebens nach dem Bewußtsein einer höheren Gemeinsamkeit nicht allein der materiellen, sondern auch der geistigen Güter. Der aufs Nächstliegende, aufs Praktische gerichtete Tatsinn wendet sich auch in seinen sozialen Bestrebungen wesentlich nach der Seite der Konsumtion. Nicht unähnlich den Führern der sozial ebenso hilflosen ersten französischen Revolution sehen wir den bedeutendsten wirtschaftlichen Reformator der Kaiserzeit, Diocletian, einen zwecklosen Maximaltarif aufstellen für alle Lebensmittel und Waren, freilich auch für die Arbeitslöhne. Dieser einseitige Sozialismus aber war nicht stark genug, um den gesellschaftlichen Verfall aufzuhalten; er mußte vielmehr den Staat vernichten, weil er nicht dazu führte, die Begünstigten zu produktiver Arbeit zu erziehen, sondern sie bei leidlich gesicherter Lebenshaltung nur in eitlem Nichtstun erhielt. Ehe die Menschheit zu einem neuen wirksameren Gemeinschaftsbewußtsein wieder erwachte, mußte sie erst in tausendjähriger Irrfahrt durch die Trümmer der antiken Welt zu einem neuen höheren Begriff durchdringen, dem Begriffe des inneren Selbstwertes der befreiten Arbeit.

Literatur.

Mommsen, Th., Röm. Geschichte, II. u. III. Bd. Berlin, Weidmann.
Pöhlmann, Dr. R., Aus Altertum u. Gegenw., München, C. H. Beck.
— Die Übervölkerung der antiken Großstädte, Preisschriften der Jablonowskischen Gesellschaft.
Meyer, Dr. Ed., Untersuchungen zur Geschichte der Gracchen, Halle, Max Niemeyer.
— Die Sklaverei im Altertum, Dresden, v. Zahn u. Jaensch.

Drumann, W., Arbeiter und Kommunisten in Griechenland und Rom, Königsberg, Bornträger.
Lau, Thadd., Die Gracchen u. ihre Zeit, Hamburg, Hoffmann u. Campe.
Nitzsch, C. W., Die Gracchen und ihre nächsten Vorgänger, Berlin, Veit & Comp.
Krieg, Dr. C., Grundriß der römischen Altertümer, Freiburg, Herder.

Viertes Kapitel.

Die Utopia des Thomas Morus.

Weltreiche vergehen, Schutt- und Aschenhügel bezeichnen die Stätten einstiger Kultur; die Träger gewaltiger Kämpfe, Herrschende wie Unterdrückte, sind längst vermodert und vergessen; die Gedanken aber leben fort, sie überdauern die Zeit, und an ihrem scheinbar erloschenen Feuer entzündet die ferne Zukunft von neuem die helleuchtende Fackel. Tausend Jahre nachdem die griechische Herrlichkeit zugrunde gegangen, erfolgte die Wiedergeburt ihres Schrifttums: mit Italiens größtem Dichter, Dante, beginnend, erfüllt von Süden her das Licht der klassischen Bildung das im Banne der mittelalterlichen Weltauffassung stehende Europa, bricht sich Bahn jene mächtige Bewegung der Geister, die man die Renaissance nennt, und deren literarische Führer sich den Namen der Humanisten beilegten. Einer der begabtesten unter ihnen war Thomas More, geboren zu London 1478, der sich in seinen nach damaligem Gebrauch lateinisch geschriebenen Schriften Morus nennt. Während die deutschen Humanisten, Erasmus, Reuchlin u. a. m. sich mit gelehrten, sprachwissenschaftlichen, religiösen und philosophischen Studien befaßten, führte den praktischen Engländer die eifrige Beschäftigung mit Plato auf das volkswirtschaftliche Gebiet. Das schon weit fortgeschrittene ökonomische Leben seines Landes offenbarte ihm die Bedrückungen und Leiden des Volkes; durch die Erkenntnis der Unvollkommenheit der Staatseinrichtungen vertiefte er sich in die sozialpolitischen Ideale des griechischen Philosophen. Er wandelt sie nach den Bedürfnissen der eigenen Zeit und kleidet sie in das poetische Gewand einer romanhaften Erzählung, indem er seinen Musterstaat auf eine weltentlegene Insel verlegt, welcher er den Namen Utopia gibt. Utopia wird wohl am besten mit „Nirgendheim" übersetzt; die Bezeichnung „utopisch" wird seitdem auf alle in der Theorie für

nicht unvernünftig, aber in der Praxis für überschwenglich und unausführbar gehaltene Bestrebungen angewendet.

Es war die Zeit der geographischen Entdeckungen, zwei Jahrzehnte nach der ersten Fahrt des Kolumbus, in den Jahren 1515 und 1516, als Morus seine Utopia verfaßte. Die Zeitgenossen dürsteten nach abenteuerlichen Reisebeschreibungen, nach Schilderungen wunderbarer Länder und Völker; so legt denn auch Morus die Mär von seiner Glücksinsel einem weitgereisten Manne mit Namen Raphael Hythloday in den Mund, mit dem er angeblich aus Anlaß einer Gesandtschaft in Antwerpen zusammentrifft. Dessen Erzählung vom Reiche Utopia wird dadurch hervorgerufen, daß der Weitgereiste sich in einer sehr bitteren Kritik über die Zustände Englands ausspricht; die Zuhörer erkennen diesen Tadel nicht voll an, sind aber jedenfalls im Zweifel darüber, ob und wie es besser gemacht werden könnte. In Antwort darauf berichtet der Erzähler über die Einrichtungen des fernen Inselreiches. Für uns aber ist gerade der kritische Teil der weitaus interessanteste, weil er einen Einblick in das Wirtschaftsleben jener Tage gewährt.

Die Unterhaltung geht davon aus, daß man damals in England die Diebe aufhängte, und derselben doch nicht weniger wurden. Der Erzähler findet, daß diese Strafe viel zu strenge und doch ganz ungenügend sei: Menschen, die das Recht in solcher Weise üben, gleichen jenen schlechten Schulmeistern, die ihre Zöglinge lieber prügeln als belehren. Es wäre besser, dafür zu sorgen, daß die Armen ihren Unterhalt fänden und nicht zu stehlen brauchten. — Auf den Einwand hin, daß sie ja alle in den Gewerben und der Landwirtschaft ihr Auskommen finden könnten, wenn sie nur arbeiten wollten, werden die Gründe entwickelt, warum dies in Wahrheit durchaus nicht der Fall ist. Zunächst liefern die beständigen Kriege eine sich nie erschöpfende Menge von geschwächten und verkrüppelten Menschen, die sich nicht mehr ernähren können. Sodann halten die zahlreichen Edelleute, die, den Drohnen gleich, von der Arbeit Anderer, von der Aussaugung der Bauern leben, Scharen von Dienern, die nichts anderes gelernt haben, als Müßiggang und Wohlleben, und, zu jedem Erwerb unfähig, auf der Straße liegen, sobald ihr Herr sie entläßt oder stirbt. Drüben in Frankreich ist es noch viel schlimmer: da ist selbst in Friedenszeiten das ganze Land zum Zwecke der ständigen Kriege von Söldnerscharen er=

füllt, die es gleich wilden Tieren unsicher machen, verwüsten und ausrauben. Und doch gibt es nichts Schlimmeres und Überflüssigeres, als ein stehendes Heer im Frieden; es ist unnütz, daß des Krieges wegen, den man doch nur hat, wenn man ihn haben will, Scharen von Menschen unterhalten werden, die in Friedenszeiten eine wahre Landplage sind; tausendmal mehr sollte man doch auf den Frieden bedacht sein, als auf den Krieg.

Aber es gibt eine noch viel schlimmere, allgemeinere Ursache der Verarmung: merkwürdigerweise sind es die Schafe, von welchen die Menschen aufgefressen werden. Barone, Ritter und Prälaten, sie alle sind nicht mehr zufrieden mit dem ruhigen Auskommen ihrer Vorfahren, die Wolle zeigt ihnen viel höheren Gewinn, als das Korn: so verwandeln sie das Ackerland in Viehweiden, die sie einhegen; Häuser und Dörfer reißen sie nieder bis auf die Kirche, die sie als Schafstall benützen. So machen diese braven, heiligen Leute zu Einöden die Stätten, wo früher glückliche Menschen zufrieden wohnten, und über die einstmals segenbringend der Pflug ging. Ein einziger gieriger Vielfraß kann als wahre Landplage Tausende von Ackern Landes zusammenwuchern, indem er die kleinen Besitzer auskauft oder mit Unrecht, Gewalt oder Betrug so lange verfolgt, bis sie freiwillig abziehen. Dann müssen sie, Männer und Weiber, Witwen und Waisen, arm und elend in die weite Welt hinauswandern. Sie finden keine Ruhestätte, und wenn sie ihren kärglichen Hausrat um ein Spottgeld veräußert haben, so bleibt ihnen, ihren und der Ihrigen Hunger zu stillen, nichts mehr, als Betteln oder Stehlen, um dann entweder dem Gefängnis oder dem Galgen zu verfallen. Denn Arbeit können sie ja nicht finden, weil ein einziger Hirte oder Schäfer da genügt, wo früher viele fleißige Hände vonnöten waren.

Und der Rückgang des Ackerbaues verteuert noch die Lebensmittel. Auch das Großvieh wird teurer, weil die Reichen sich nicht mehr mit dem Aufziehen, sondern nur mit dem Mästen abgeben und vermöge ihrer geringen Zahl den Markt beherrschen können. Selbst die Wolle wird monopolisiert und im Preise gesteigert, so daß die armen Leute, die ehedem in selbständiger Hausweberei Verdienst fanden, sie nicht mehr zu kaufen vermögen. Die verteuerte Lebenshaltung zwingt sogar viele Begüterte zur Einschränkung, zur Entlassung des Gesindes, was wiederum nur die Schar der Landstreicher vermehrt. Als Gegenbild zu der

steigenden Not des armen Volkes greift bei den Edelleuten und ihrem Gefolge, ja schon bei den Kaufleuten und Handwerkern, Luxus und Üppigkeit um sich; Mode, Trunk, Spiel und Laster aller Art ruinieren die Vermögen und führen Viele auf die Bahn des Verbrechens und des Elends.

Machet bessere Gesetze — so ruft der strenge Kritiker — zwinget die Verwüster, Häuser und Dörfer wieder aufzubauen, sorget, daß das Ackerland wieder bearbeitet werde, verbietet die den Markt beherrschenden Monopole der Reichen, erneuert das Webergewerbe, damit es ehrliche Arbeit gebe für die, die jetzt Bettler und Diebe sind und bald Räuber werden müssen! Jetzt aber macht ihr selbst Verbrecher, um sie dann zu strafen. Ihr strafet die Diebe mit dem Tode, gleich den Mördern, und ihr merket gar nicht, daß ihr selber aus ihnen Mörder machet, als welche sie ja leichter die Entdeckung des Diebstahls verhindern.

Die Fürsten sollen zunächst ihre unsinnige Kriegs- und Eroberungspolitik aufgeben und ihrer Ländergier entsagen, denn ihre jetzigen Staaten sind ja schon viel zu groß, um von einem Einzigen gut regiert zu werden. Dann sollen sie auch ihre innere Politik ändern, die immer noch darauf ausgeht, möglichst viel Geld aus dem Volke herauszupressen, sei es durch Steuern, Bußen, Lizenzen und Monopole, sei es sogar durch die Verschlechterung der Münzen zu ihrem direkten Vorteil; sie sollen aufhören, durch die Bestechung gefügiger Richter ihre schlimmsten Taten rechtfertigen zu lassen, sie sollen brechen mit dem blöden Grundsatz, daß man die Leute arm halten müsse, damit sie geduldig bleiben. Das Gemeinwesen hat den König für das Volk eingesetzt, damit es in Ruhe und Recht leben könne; darum müßte der König mehr für Wohlstand und Reichtum seiner Schutzbefohlenen sorgen, als für seine eigenen Schätze. Was würde man denn von einem Schäfer halten, der nur für sich selbst sorgte und die Herde vernachlässigte? — Nichts ist gefährlicher, als ein Volk von Bettlern, denn der Unzufriedene strebt immer nach Umsturz, und wer nichts zu verlieren hat, der ist am meisten geneigt, Alles in Unordnung zu bringen.

Als Endergebnis dieser Betrachtungen legt Morus dem kritischen Erzähler seine eigene Ansicht in den Mund, daß da, wo Privateigentum besteht, und wo das Geld Alles beherrscht, niemals das Gemeinwohl blühen und gedeihen könne. Man müßte denn glauben, daß Gerechtigkeit da walten könne, wo das Recht in

den Händen schlechter, eigensüchtiger Menschen liegt, oder daß ein wirklicher Wohlstand da blühe, wo die Masse der Menschen elend und bettelhaft lebt, während das gesamte Eigentum den Wenigen gehört, die trotzdem nicht gut und glücklich fortkommen. — An der Hand dieser scharfen Verurteilung des Bestehenden gelangt nun der Reisende zur Schilderung des Staates Utopia, in dem er angeblich fünf Jahre geweilt hat.

Jene Insel, 200 Meilen lang und 500 Meilen im Umfang, mit einem guten Hafen versehen und durch Befestigungen geschützt, enthält 54 Städte, die alle in ungefähr gleicher Entfernung voneinander liegen und von annähernd gleichen Gebieten Ackerlandes umgeben sind. Die Straßen sind breit und luftig, die gleichartig gebauten Häuser sind auf der Rückseite von Gärten begrenzt. Die Beschreibung der prächtigen Hauptstadt Amaurotum erinnert an die Lage von London. In jedem Hause wohnt eine Familiengemeinschaft von etwa 40 Personen; die verheirateten Söhne teilen nämlich den Haushalt der Eltern, während die Töchter dem Manne ihrer Wahl nachziehen. (Beiläufig bemerkt, entspricht dies der noch heute bestehenden Organisation der chinesischen Familie.) Der jeweils Älteste ist der Regent des Hauses; je 30 Familien stehen unter einem Aufseher, Philarch genannt, je 300 unter einem Oberphilarchen. Eigentum an Grundstücken gibt es nicht: sogar die Häuser müssen, um das Einreißen von Luxus zu vermeiden, jeweils nach zehn Jahren gewechselt werden. Die Hälfte der Familie wohnt jederzeit auf dem Lande und versieht den Ackerbau; nach zwei Jahren kehrt sie in die Stadt zurück und wird von der anderen Hälfte abgelöst. Die Staatsverfassung ist die einer demokratischen Wahlmonarchie: der Fürst wird von sämtlichen Philarchen aus vier vom Volke Vorgeschlagenen in geheimer Wahl auf Lebenszeit erwählt; er kann abgesetzt werden, wenn er sich Mißbräuche oder Tyrannei zu Schulden kommen läßt.

Alle Einwohner sind also der Landwirtschaft kundig und müssen sie zeitweilig betreiben, aber jeder kann daneben ein Gewerbe oder mehrere lernen und ausüben oder auch den Wissenschaften sich widmen. Die Frauen sind den Männern vollkommen gleichberechtigt, doch werden ihnen die leichteren Arbeiten zugeteilt, wie z. B. die Anfertigung von Kleidern aus Wolle und Flachs, die, bei geringen Unterschieden für die Geschlechter, von gleichem Stoff und Schnitt für Alle sind, und von der gleichen

Naturfarbe der Wolle. Niemand darf müßig gehen, aber es soll auch niemand unmäßig arbeiten. Zum ersten Male in der modernen Literatur tritt hier der Normalarbeitstag auf, der sechs Stunden beträgt, je drei vor- und nachmittags. Der Rest der Zeit ist der Ruhe und dem Schlafe gewidmet, wie auch der Erholung durch Spiel und durch Vorträge, die jeweils in den frühen Morgenstunden stattfinden. Die sechsstündige Arbeitszeit wird für vollkommen ausreichend erklärt, weil eben Alle arbeiten, Männer und Frauen, und weil es in keiner Stadt mit Ausnahme von etwa 500 alten oder schwächlichen Personen, die von Arbeit entlastet werden, Müßiggänger, wie z. B. Priester, Edelleute, Diener und Bettler, gibt. Nur die Begabtesten erhalten die Erlaubnis, sich ausschließlich den Wissenschaften zu widmen, aus ihrer Zahl werden die Leiter des Gemeinwesens entnommen. Die begrenzte Arbeitszeit erscheint um so mehr genügend, als kein Luxus getrieben wird: die Häuser werden stets in gutem Stande erhalten, die aus Leder gemachten Arbeitskleider halten sieben Jahre, auch die anderen Kleider bedürfen wegen ihrer Einfachheit keiner oftmaligen Erneuerung und wegen ihrer Gleichheit keiner großen Vorräte. Ja, es kommt nicht selten vor, daß die Obrigkeit die sechsstündige Arbeitszeit noch vorübergehend herabsetzt, da keine überflüssige Arbeit getan werden soll, wenn genügende Vorräte des Notwendigen vorhanden sind.

Die Regelung der Bevölkerung ist eine wichtige Aufgabe der Staatsverwaltung: zwar wird nicht, wie bei Plato, die Fortpflanzung und die Zahl der Kinder durch Vorschriften bestimmt, aber jeder Haushalt soll nicht weniger als 10 und nicht mehr als 16 Kinder im Alter bis zu 14 Jahren umschließen; zeigt sich Überschuß oder Mangel, so werden die Familien gegenseitig entlastet oder ergänzt. Eine ähnliche Ausgleichung findet unter den verschiedenen Städten statt; ein allgemein eintretender Überschuß der Bevölkerung wird zur Gründung von Kolonien durch Besiedelung benachbarter unbebauter Ländereien verwendet. Hier zeigt sich eine auffallende Abirrung von dem sonst so gerechten System, indem diese Kolonien im Falle des Widerspruches mittelst Krieges erworben werden sollen. Wenn die Bevölkerung Utopiens allgemein abnimmt, so sollen zu deren Ergänzung Fremde herbeigeholt werden.

In jedem der vier Quartiere einer jeden Stadt findet sich ein großer Marktplatz, von Magazinen umgeben, in die Jeder

seine Produkte abliefert, und aus denen jeder Familienvater frei holen kann, was er für seinen Haushalt gebraucht. Warum sollte er auch mehr holen, nachdem er ja sicher ist, daß ein Mangel niemals eintreten kann? Ist es doch lediglich die Furcht vor Mangel oder die Eitelkeit, wodurch Begehrlichkeit erzeugt wird! — Die Einwohner der Stadt nehmen ihre Mahlzeiten in gemeinsamen Speisehallen ein, aber ohne jeden Zwang. Trotzdem will Niemand daheim in Langeweile schlechter essen, da er doch das Beste in fröhlich anregender Gesellschaft haben kann. Die auf dem Lande Wohnenden speisen in ihrem eigenen Haushalt. — In jeder Stadt sind außerhalb der Mauern vier Spitäler, die so trefflich eingerichtet sind, daß jeder Kranke (obwohl auch hierfür keinerlei Zwang besteht) es vorzieht, dorthin zu gehen. Wirtshäuser u. dgl. gibt es in Utopien nicht (wie z. B. auch heute nicht im ganzen Gebiete des Islam mit Ausnahme einiger kosmopolitischer Großstädte und der europäischen Türkei). Reisenden dient die Gastfreundschaft, die sie aber nicht der Arbeitspflicht entbindet: sie haben auch am fremden Orte während der vorschriftsmäßigen Zeit ihrem Berufe obzuliegen.

Die verschiedenen Städte zeigen sich gegenseitig an, wessen sie bedürfen, und tauschen das Nötige ohne Entgelt einfach aus. So lebt die ganze große Bevölkerung der Insel wie eine Familie. — Allgemeiner Mangel kann nie eintreten, weil stets darauf Bedacht genommen wird, daß von allem Notwendigen Vorräte für zwei Jahre vorhanden sind. Etwaiger Überschuß wird ausgeführt; zunächst wird der siebente Teil den Armen der Importländer geschenkt, der Rest sodann verkauft. Da die Utopier außer Eisen kaum fremder Erzeugnisse bedürfen, auf Gold und Silber aber gar keinen Wert legen, so borgen sie gegen staatliche Sicherstellung den Fremden ihre Forderungen und unterhalten so ständig große Guthaben im Auslande, die sie im Kriegsfalle zur Anwerbung von Soldaten verwenden, weil ihre eigenen Bürger ihnen viel zu kostbar sind, um sie ohne Not in Gefahr zu bringen. Dieser Reichtum dient ihnen auch dazu, Kriege möglichst zu vermeiden oder rasch ohne Blutvergießen zu beendigen, indem sie die Führer der Feinde zu bestechen versuchen. Ein solches Vorgehen entspricht zwar durchaus nicht den sonstigen sittlichen Grundsätzen des Musterstaates wohl aber läßt sich darin das Vorbild der englischen Politik für die nächstfolgenden Jahrhunderte unschwer erkennen.

Gold und Silber werden in Utopien verachtet. Denn man könnte diese Metalle ja vollständig entbehren, wenn nicht die menschliche Torheit sie einzig wegen ihrer Seltenheit höher schätzte. Die sorgsame Mutter Natur hat uns die notwendigsten Dinge (Luft, Wasser, Erde) offen zum Gebrauche hingelegt, während sie das Unnütze meist weislich in ihrem Schoße verbirgt. — Aus Gold bereiten daher die Utopier die unwürdigsten Geschirre, aus Gold fertigen sie die Ketten an für ihre Sklaven und Ohr-, Finger- und Halsringe, womit sie die Verbrecher kennzeichnen. Perlen und Diamanten dienen den kleinen Kindern als Spielzeug. — Als einstmals eine fremde Gesandtschaft in goldprunkenden Gewändern ins Land kam, hielt man dort die Vornehmsten derselben für Sklaven und Verbrecher, und die Kinder wiesen mit Fingern auf sie: „Seht! sie tragen Perlen, als ob sie kleine Kinder wären!“ — Was macht den Unterschied zwischen einem echten und einem falschen Edelstein, sobald man sie nicht auseinander kennt? Und wie kann Jemand an einem glitzernden Steine wahres Vergnügen haben, der die Sterne, ja die Sonne zu sehen vermag? — Oder warum soll man einen Menschen für besser halten, weil er eine feinere Wolle trägt, die doch vor ihm auch nur ein Schaf getragen hat? — Weshalb soll ein so unnötiges Ding, wie das Gold, mehr gelten als selbst der Mensch, so daß ein einziger noch so dummer Kerl viele Menschen in Abhängigkeit halten kann, so er nur einen großen Haufen Goldes besitzt? — Die Utopier begreifen gar nicht, wieso man einem Menschen fast göttliche Ehren erweisen soll, nur weil er reich ist.

Ihre Muße widmen die Utopier der Wissenschaft und haben es darin für ihre Zeit schon recht weit gebracht: sie betreiben schon die künstliche Ausbrütung der Hühner, bestimmen das Wetter im voraus und führen eine sehr genaue Statistik. — Sie suchen das Glück des Lebens in ehrlich arbeitsamem friedlichem Wandel und in allen Arten des sittlich erlaubten Vergnügens: alle rohen und blutigen Beschäftigungen überlassen sie den unfreien Knechten (zu welchen die Verbrecher herabgestoßen werden), so nicht nur das Gewerbe der Metzgerei, sondern auch das „edle Waidwerk“ (in Hinsicht auf das Letztere stimmen sie mit Friedrich dem Großen überein).

Ihr Staat beruht auf strenger Monogamie; die Utopier heiraten früh und lediglich nach Neigung, weil ihnen Nahrungs-

sorgen und Geldrücksichten nicht im Wege stehen; deshalb kann auch der außereheliche Geschlechtsverkehr strenge verpönt sein. — Vor der Hochzeit müssen die Verlobten unter Wahrung diskreter Formen einander auch körperlich unverhüllt gezeigt werden, um Täuschungen zu vermeiden. „Darüber lachen freilich diejenigen Leute, die, wenn sie um lumpiges Geld ein Pferd erwerben, es aufs allergenaueste prüfen." — Ehescheidung wird nur bewilligt in Fällen von Ehebruch oder auf Grund freiwilliger Entschließung infolge gegenseitiger Abneigung.

Die Utopier haben volle Religionsfreiheit, aber sie glauben an einen geistigen, die ganze Welt erfüllenden Gott, an eine sittliche Weltordnung und an die Unsterblichkeit der Seele. Wer anderer Meinung ist, wird nicht etwa verfolgt, erfreut sich aber keiner Achtung. Sie haben auch nicht, wie die anderen Völker, eine zwiefache Moral, eine für die Niederen und eine für die Herrscher. Ebenso haben sie sehr wenige Gesetze, da Gesetze für gebildete Völker nicht nötig sind; die wenigen kennt Jedermann, so daß die Utopier der Rechtskundigen und Anwälte nicht bedürfen. Die Priester, zu deren Amt auch Frauen, jedoch nur ältere, zugelassen werden, üben keine besondere Macht aus: der Leiter der Familie ist der Beichtvater seines ganzen Hauses. Hoffart und Prunk ist ausgeschlossen: als Symbol der Würde trägt der Fürst eine Kornähre, der Priester eine Wachskerze.

„In anderen Ländern redet man vom gemeinen Wesen, und doch jagt Jeder nur dem eigenen Gewinne nach; hier, wo nichts privat ist, sieht Jeder nach dem gemeinsamen Besten. Anderswo, und zwar in den reichsten Gegenden, stirbt man Hungers, wenn man nicht Vorräte ansammelt, und muß deshalb mehr an sich als an die Anderen denken. Wo alles gemeinsam ist, da kann niemals einem etwas fehlen, dort gibt es keine Armen und keine Bettler, Niemand besitzt und doch ist Jeder reich. Denn was ist größerer Reichtum, als fröhlich und ohne Not zu leben, unbesorgt um den eigenen Unterhalt, unberührt durch Klagen und Anforderungen der Hausfrau, nicht beängstigt durch die Sorge um die dereinstige Armut des Sohnes oder um die Mitgift der Tochter, um die Existenz der Arbeitsunfähigen, der Alten, Schwachen und Kranken?

„Bei allen anderen Nationen findet man keine Spur von Recht und Gerechtigkeit. Denn wo liegt Gerechtigkeit, wenn ein reicher Goldschmied oder Wucherer, der nichts oder doch nichts

Notwendiges arbeitet, herrlich und in Freuden lebt, während arme, wie Lasttiere schaffende Arbeiter, Gewerbs- und Ackerleute, ohne die das Gemeinwesen nicht bestehen kann, elender daran sind, als ihr eigenes Vieh. Dieses wird reichlich gefüttert und hat keine Sorge für die kommende Zeit; sie aber müssen unter schwerer und unfruchtbarer Arbeit, unter Hunger und Entbehrungen mit Entsetzen an das Alter denken und an einen Tod im Bettelelend. Ist es nicht ein ganz ungerechter Staat, der Lohn und Ehren an Faulenzer verschwendet, seine nötigsten Stützen aber unversorgt einem elenden Tode ausliefert?

„Dazu kommt aber noch, daß sich die Reichen an dem privaten Betruge nicht einmal genügen lassen, daß sie noch zu ihrem eigenen Vorteil Gesetze machen, denen sie den Namen der Gerechtigkeit geben. Sie erfinden stets neue Mittel, um das unrecht erworbene Gut zu bewahren und sich die Arbeit der Armen für eine möglichst geringe Gegenleistung dienstbar zu machen. — Und wenn sie wenigstens selbst dabei glücklich wären! Aber sie sind bei all ihrer Unersättlichkeit doch gar weit entfernt von dem Glücke der Utopier, bei denen der Ausschluß des Geldes die meisten Sorgen beseitigt, bei denen dem Unglück und der Schlechtigkeit die Wurzeln abgegraben sind. Denn alle Verbrechen, wie Betrug, Diebstahl, Mord, Verrat, die durch Strafen nur gerächt und nicht verhindert werden können, schwinden mit dem Gelde; die trübe Quelle der Verbrechen, die Armut selbst, die ja nur durch den Mangel an Geld entsteht, folgt ihnen nach. — In den Jahren, da Tausende Hungers sterben, würde man am Ende der Hungersnot in den Scheunen der Reichen noch Getreide genug vorfinden, mit dem man Alle hätte erhalten können.

„Auch die Reichen sollten endlich einsehen, daß es viel besser ist, nichts Nötiges je entbehren zu müssen, als Überfluß an Unnötigem zu haben. Solche Einsicht und das Wort Christi würden längst diesen Wahrheiten zum Durchbruch verholfen haben, wenn nicht die Ungeheuer noch herrschten: Stolz und Hochmut. Diese sind aus den Herzen der Menschen nicht auszureißen und verleiten uns, Reichtum und Glück nicht an uns selbst zu messen, sondern nur an dem Elend der Anderen, über die wir regieren und triumphieren wollen."

Das ist in kurzen Worten der Inhalt des ergreifenden Buches von Thomas Morus, der Vieles von Plato als seinem

Vorbilde entlehnt, aber als praktischer Staatsmann sich einen festeren Boden geschaffen hat: weder mit der Weiber- und Kindergemeinschaft des aristokratischen „Staates", noch mit der Zwangsanstalt der „Gesetze" vermochte er sich zu befreunden. Auf der sicheren Kulturgrundlage der Familie huldigt er überall dem Grundsatz der bürgerlichen und geistigen Freiheit; selbst seine religiösen Ansichten stehen turmhoch über dem verknöcherten Dogmatismus seiner Zeit und erinnern vielmehr an das 18. Jahrhundert, was um so merkwürdiger erscheint, als Morus ein guter Katholik und Gegner der Reformation war.

Das Geld, das Privateigentum, erkennt er als die Grundlage alles Übels und will es darum aus der Welt schaffen; er ist kein Feind von Handel und Gewerbe wie Plato, gründet aber doch gleich diesem sein Gemeinwesen auf den seiner Natur nach weniger erwerbsgierigen Ackerbau. Zu Morus' Zeiten und noch lange nachher hat man seine Vorschläge lediglich als eine Art harmloser Gedankenspielerei angesehen, obschon unter den damaligen einfacheren Verhältnissen ein Mann wie er recht wohl an die Ausführbarkeit seines Ideals glauben konnte und zweifellos auch glaubte. Die Verkettung unseres gesteigerten modernen Wirtschaftslebens hat sein System längst überholt; aber in seiner großartigen, geschlossenen Einfachheit, in seiner von höchstem sittlichem Ernste getragenen Kritik der Mißstände jener Tage, die im Wesentlichen auch noch diejenigen der unserigen sind, steht Morus einzig in seiner Art am Wendepunkte einer neuen Zeit. Selber der damaligen herrschenden Klasse entsprossen und in den Überlieferungen derselben auferzogen, ist er einer der ersten jener vielverspotteten „Ideologen", die doch allzeit den Männern der Tat die Wege gezeigt und gebahnt haben.

Auch ihm blieb die Versuchung nicht erspart, sich gleich Plato in den Dienst eines Tyrannen zu stellen. Heinrich VIII. zog den lange Widerstrebenden an seinen Hof, wo er bis zur Höhe des Staatskanzlers stieg; da er den schlimmen Neigungen des rohen und gewalttätigen Schöpfers der englischen Reformation nicht frönen wollte, so endigte er im Jahre 1535, zwanzig Jahre nach dem Erscheinen der Utopia, auf dem Schafott. Er starb gefaßt, beinahe heiter, als ein echter Philosoph, der das eitle Leben und Treiben der Menschen verlacht und verachtet.

Aus seinem Hauptwerke aber ist eine reiche Literatur herausgewachsen, die, oft in spielender romanhafter Form, aber oft auch nicht ohne Ernst das soziale Problem behandelt, und so durch mehr als drei Jahrhunderte hinführt bis auf die Gegenwart, bis zu den Trägern des modernen Sozialismus. In bunten, schillernden Farben, bald vorwiegend erzieherisch, bald mehr politisch, mit mehr oder weniger Phantasie und Geschick, werden da die Bilder ferner Fabelländer und späterer Zeiten der unglücklichen und unzufriedenen Welt vorgehalten. Keiner dieser zahlreichen Nachfolger und Nachahmer aber hat Morus an Tiefe der Auffassung und Wärme der Darstellung übertroffen; deshalb darf sich diese Übersicht mit der Vorführung des Originals bescheiden. Im Anhang führen wir indessen die vornehmsten dieser späteren „Utopien" auf, die, immerhin viel Anziehendes und Eigenartiges enthaltend, sich dem Selbststudium empfehlen.

Literatur.

Thomas Morus (More), Utopia, deutsche Übersetzungen aus dem 18. Jahrhundert, eine von Oettinger, 1846 (die Übersetzung in Reclams Universalbibliothek ist mangelhaft). Gute französische Übersetzung von Stouvenel.

Mohl, Robert von, Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften. I. Bd.

Kleinwächter, Dr. Friedrich, Die Staatsromane, Wien, Breitenstein.

Kautsky, Karl, Thomas More und seine Utopia. Stuttgart, J. H. W. Dietz.

Die Geschichte des Sozialismus in Einzeldarstellungen, I. Bd., II. Teil, Stuttgart, J. H. W. Dietz.

Verzeichnis der wichtigsten sozial-politischen „Utopien" von Thomas Morus bis auf die Neuzeit.

Campanella, Thomas, Civitas Solis, der „Sonnenstaat", um 1615. Deutsche Übersetzung von Grün, Darmstadt 1845.

Das Werk des freigeistigen Dominikanermönches ist nach der Utopia das bedeutendste dieser Art und enthält besonders auch mit Bezug auf Erziehung und Unterricht wertvolle Hinweise. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß es auf die Gründung und Führung des jesuitischen Feudalstaates in Paraguay (1610—1768) von Einfluß gewesen ist.

Andreae, Joh. Val., Reipublicae Christianopolitanae descriptio, Beschreibung des Staates Christianopolis, 1619.

Eine ziemlich unselbständige Umschreibung des „Sonnenstaates", merkwürdig nur dadurch, daß darin die freisinnigen

katholischen Anschauungen des Dominikaners ins Protestantisch-Kirchliche übersetzt werden.

Harrington, James, Oceana, 1656.

Ein sehr konservativer Sozialismus, der nur die Jahresrente des Einzelnen aus Grundbesitz nicht über 2000 Pfd. Sterl. anwachsen lassen und das Mehr durch Erbschaftsgesetze beseitigen will.

Vairasse, Denis, Histoire des Sévarambes, 1677.

Ein sehr geistreiches, interessantes Werk, von dem es, leider, unseres Wissens keine deutsche Übersetzung gibt. Erstmaliges Auftreten des achtstündigen Arbeitstages. (8 Stunden Arbeit, 8 Stunden Erholung, 8 Stunden Schlaf.) Die Ursachen aller sozialen Übel sind nach ihm: Stolz, Geiz, Müßiggang und die Ausschreitungen des Geschlechtstriebes. — Allgemeine Monogamie, mit dem Rechte der Polygamie (Vielweiberei) für die Regierenden und Beamten, ähnlich wie in dem Mormonismus und dem Islam. — Vairasse ist auch der Erfinder des „allgemeinen Regenschirmes" (später von Bellamy verwendet).

Fichte, Joh. Gottl., Der geschloßne Handelsstaat. Tübingen 1800, Cotta.

Die geistvolle Schilderung eines von Staats wegen geleiteten Wirtschaftsorganismus mit interessanten Erklärungen der Begriffe: „Eigentum", „Recht auf Arbeit" usw.

Morelly, N., Naufrage des Iles flottantes, 1753.

Cabet, Etienne, Voyage en Icarie, 1842. Deutsch von Hipler. Paris 1848.

Die erste, die zu einem praktischen, aber mißglückten Kolonisationsversuch geführt hat, auf den wir später zurückkommen.

Bellamy, Edward, Rückblick aus dem Jahre 2000, 1887. Deutsch von Georg von Gizicky, bei Reclam.

Hertzka, Theodor, Freiland, 1890.

Kein zusammenhängendes Werk, aber reich an interessanten sozialen Gedanken ist auch:

Defoe, Daniel, Soziale Fragen vor 200 Jahren (An Essay on Projects), 1697. Übersetzt von Hugo Fischer. Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1890.

Der berühmte Verfasser des Robinson Crusoe entwickelt hier schon vor 200 Jahren fortgeschrittene Anschauungen, u. a. über Genossenschaften, über eine Art verstaatlichter Gewerkschaft der Seeleute, über Bauten, Straßen u. dgl., hat auch damals schon dem englischen Parlament einen Vorschlag auf Einführung des Pennyportos eingereicht, das erst 150 Jahre nachher der Postminister Sir Rowland Hill durchsetzte.

Fünftes Kapitel.

Aus der Zeit der Reformation und des Bauernkrieges.

Das soziale Leben im Herzen von Europa, auf deutschem Boden, beruhte noch mehr und länger auf der Landwirtschaft, als dasjenige Englands, wo viel frühzeitiger schon Gewerbe und Handel mitbestimmenden Einfluß gewonnen hatten, und die Großstadt zu ausschlaggebender politischer Bedeutung gelangt war; nicht zum wenigsten war dies freilich der Mitwirkung deutscher Tatkraft zu danken, welche in dem mächtigen mittelalterlichen Bunde der Hansa die freien Reichsstädte der Nord- und Ostsee und der dazu gehörigen Flußgebiete in Handel und Verkehr zu Schutz und Trutz vereinigt hatte. Aber im Binnenlande, zumal im Süden, herrschte noch der Ackerbau auf seinen alten Grundlagen. Die Gemeinwirtschaft in der Form der alten Markgenossenschaften erhielt sich als Regel bis in die späten Zeiten des Mittelalters: Acker, Wiese und Wald — die beiden letzteren am längsten — gehörten der Gesamtheit; der Einzelne erfreute sich meist eines leidlich gesicherten Auskommens auf Grund einer geregelten Nutzungsordnung und dank den Erbschaftsgesetzen, die auf den einfachen Prinzipien des germanischen Rechtes beruhten. Die Gewerbe waren noch verhältnismäßig wenig ausgebildet und hatten nur größere Bedeutung, insofern sie der Landwirtschaft als Hilfskräfte dienten, der Verkehr aber bewegte sich in den engsten lokalen Grenzen. Die gewerbliche Tätigkeit war zudem durch die Zunftordnungen in einer relativ vollkommenen Weise geregelt, wie denn überhaupt das Wirtschaftsleben des frühen Mittelalters eine in der Geschichte seltene Ordnung und Einheit zeigt. Über den freien, ihre eigene Gerichtsbarkeit ausübenden Gemeindeverbänden stand einzig als schützende Macht der König, dem nur geringe zeitweilige Abgaben zu leisten waren; für den dürftigen Unterricht und die Erhaltung der Armen sorgte die Kirche, wofür sie den auf die biblische Überlieferung begründeten Zehnten erhob.

In diese patriarchalisch einfachen Lebens- und Rechtsverhältnisse legte der Wandel der Zeiten allmählich Bresche. Die sich ausdehnende Gewerbstätigkeit fand mehr und mehr ihren

gesonderten Mittelpunkt in den Städten; dort erhob sich die ursprünglich rein wirtschaftliche Ordnung der Zünfte zu politischer Bedeutung in einem meistens erfolgreichen Kampfe gegen die alten patrizischen Geschlechter. Diese letzteren wandten sich vielfach dem aufblühenden Handel zu: auch im Süden des Reiches entstanden die mächtigen kapitalistischen Handels- und Bankkompanien der Fugger, Welser und Genossen. Diese Handelshäuser führten die Produkte des fernen Ostens durch den Verkehr mit den seebeherrschenden oberitalienischen Republiken, und später die Schätze der neuentdeckten westlichen Erdteile durch die Vermittlung Spaniens und Portugals dem europäischen Markte zu. Eine Umwälzung der gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse konnte nicht ausbleiben infolge der eingetretenen Mehrung des Kapitalreichtums, des Eindringens einer gesteigerten Geldwirtschaft und einer verfeinerten Lebenshaltung. Die alten, auf rein landwirtschaftliche Verhältnisse begründeten Rechtsformen reichten nicht mehr aus: mit den neuerwachten klassischen Studien drang auch das römische Recht, das der herrschenden Geistlichkeit schon früher als Norm gedient hatte, mehr und mehr in alle Beziehungen ein, mit seinem schrofferen Eigentumsbegriff, seinen andersgearteten Erbschaftsbestimmungen, seinem verwickelten, dem einfachen Landmann unverständlichen Verfahren und seiner Übertragung von Verwaltung und Gerichtsbarkeit an besondere, fachmännisch vorgebildete Stände.

Der Einfluß der Städte, deren herrschende demokratische Kreise sich im Wetteifer mit den patrizischen Kaufherren durch ihren Reichtum wichtige Privilegien von der stets geldbedürftigen Reichsgewalt zu erringen verstanden, stieg beständig, ebenso die Macht der kleinen Fürsten und Herren, während die eigentliche, höchste Staatsgewalt immer mehr dem Verfall entgegenreifte. Der Grundadel, der einstmals zufrieden und bescheiden auf seinen Schlössern gehaust und höchstens in Kriegs- und Ritterdiensten seiner Tatenlust gefrönt hatte, sah nun das Beispiel der Bereicherung in den Städten vor sich, der Luxus der Zünfte und Patrizier wirkte ansteckend, und der Glanz des verfeinerten Lebens an den kleinen Fürstenhöfen und Kirchensitzen übte eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Auch die geistlichen Herren, die Prälaten und Äbte, vermochten sich dem verführerischen Beispiel nicht zu entziehen, allenthalben stiegen in den oberen Klassen die Anforderungen der Lebenshaltung, und die

Mittel zu deren Befriedigung konnten nur vom Bauern genommen werden. Sich selbst immer mehr von allen Lasten und Steuern befreiend, sogar von den Pflichten der Armenpflege, wälzten die weltlichen und geistlichen Herren allmählich die Auflagen auf den kleinen Grundbesitz ab. So wurde der ursprünglich reichsfreie Bauer langsam, fast ohne daß er es merkte, „gelegt", wie der Kunstausdruck lautet, er wurde zum Hörigen und Leibeigenen herabgedrückt, der neben neuen Abgaben an die Gutsherrschaft oder das Kloster und außer harten Erbschaftssteuern noch einen großen Teil seiner Zeit, oftmals die halbe Woche, ohne Entgelt für Frondienste aufzuwenden hatte. Den Gemeindebesitz an Wiesen und Wäldern eigneten sich langsam die Herren auf „ihrem Rechtswege" an, der Grundbesitz der „toten Hand", der Kirche, stieg ins Ungeheure und betrug am Ausgange des Mittelalters im Allgemeinen mindestens ein Drittel des gesamten Bodens, in einzelnen Gegenden noch viel mehr, sogar bis zu vier Fünftel sämtlicher Ländereien. Im Verfolg dieses Überganges wurde das arme Landvolk von allen Rechten des Waldes — Holz, Streu und Jagd — grausam ausgeschlossen, und mußte dabei noch ohne Ersatz den Schaden hinnehmen, den das künstlich gehegte Wild auf seinen Äckern anrichtete. Die Reste dieses Kampfes zwischen Gemeinderecht und Herrenrecht reichen ja noch bis in unsere Gegenwart: wer erinnert sich nicht an die erst vor wenigen Jahren zu offenem Aufruhr ausgeartete, mit Blutvergießen und Zuchthaus endigende Fehde zwischen den Bauern von Fuchsmühl und ihrem Gutsherrn v. Zoller? — Wie viel mehr mußten die neuen Rechtsordnungen und die Übergriffe der Mächtigen damals den ererbten Begriffen und dem Gefühlsleben des Volkes widerstreiten! — Denn da, wo die Umwandlung nicht gutwillig vor sich ging, scheuten die weltlichen und geistlichen Herren so wenig Gewalt und Betrug, wie ihre römischen Vorgänger oder ihre englischen Zeitgenossen: gefälschte alte Pergamente tauchten plötzlich sogar in den Archiven der frommen Klöster auf und wurden auch im Notfall zur größeren Ehre Gottes von den gierigen Äbten als echt beschworen, wenn je der gutmütig blinde Autoritätsglauben der Beraubten zur Anerkennung nicht ausreichen wollte. Auch die persönliche Freiheit ward, wo es immer tunlich war, untergraben: man mischte sich in die Ehe- und Erbverhältnisse und lernte die Gesetze so zum eigenen Vorteil zu lenken und

zu deuten, daß immer mehr Kinder von Freigeborenen schon durch die Geburt in die Leibeigenschaft gerieten.

„In Leibeigenschaft und Hörigkeit gehalten, oder wo er ein verkümmertes Eigentum besaß, von Frondiensten, Zehnten, Todfällen, Zinsen und Abgaben schwer gedrückt, bei dem zunehmenden Luxus des Herrenstandes mehr und mehr mit Steuern und neuen Auflagen belastet, in allen Kriegen und Fehden hart mitgenommen und mißhandelt, war der deutsche Bauernstand in der traurigsten Lage, in einem rechtlosen, verzweifelten Zustand. Ohne Schutz und Vertretung im Reich, auf den Landtagen, im Gericht, war er der Willkür des rohen Adels und den Übervorteilungen und Betrügereien habgieriger Amtsleute, Juristen und Schreiber ausgesetzt. Auf Besserung seiner Lage war bei der Ohnmacht der Obrigkeit, bei dem Übermut und der Herzenshärtigkeit der Herren und Ritter, bei der lieblosen Selbstsucht und Geringschätzung, womit die höheren Stände, die reichen Kaufherren und Stadtbürger, ihm begegneten, kaum zu hoffen."

So spricht der durchaus konservative deutsche Geschichtsschreiber Georg Weber von jener Zeit des ausgehenden Mittelalters und hat merkwürdigerweise nur vergessen, in seinem Register die schlimmsten Sünder, die geistlichen Herren, aufzuführen. Gegen diese aber richtete sich zunächst der Sturm der Reformation, die wohl hauptsächlich darum das niedere Volk so mächtig ergriff, weil man von ihr Befreiung und Minderung der schweren Not erwartete. Ohne die wirtschaftlichen Übergriffe und Pflichtverletzungen der Kirche wäre trotz der Verrottung und geistigen Öde des Klerus der Erfolg der Reformationsbewegung niemals möglich gewesen. Das sehen wir heute ein, die Führer der Reformation aber erkannten es nicht; ihr ganzes Denken und Fühlen war so stark von ihren religiösen Vorstellungen und Zielen beherrscht, daß sie der Wirklichkeit des wirtschaftlichen Lebens nicht gerecht werden konnten. Aber trotzdem schmiedeten sie, beinahe ohne Wissen und Wollen, der Volksbewegung des 16. Jahrhunderts die Waffen, indem sie dem Volke die Bibel nahe brachten, und untergruben dadurch gegen ihre eigene Absicht die unterwürfige Demut. Jetzt erkannten auf einmal die Mühseligen und Beladenen, daß in den heiligen Schriften auch noch von Anderem die Rede war, als vom Zehnten und von der Unterwerfung gegenüber weltlicher und geistlicher Obrigkeit. Mit

Begeisterung erfaßten sie die evangelischen Lehren von der gleichen Würdigkeit der Menschen, vom Rechte der Armen und Geringen: so wird die Bibel der Kodex der Revolution des Bauernstandes, wie späterhin Rousseaus Contrat Social derjenige der Revolution des Bürgertums. Die Heilige Schrift weckte den gemeinen Mann aus seinem dumpfen Hinbrüten, sie brachte ihn seinen zahllosen Leidensgenossen nahe in gleichen Rechts- und Freiheitsgedanken. Dieser Verbrüderung durch die Macht der Idee bahnte die neu erfundene Buchdruckerkunst die Wege; das geschriebene Wort (bisher in fremdem Sprachgewande Privilegium der Mönche und Gelehrten) wurde zum Eigentume der ganzen Nation und drang bis in die Hütten der Ärmsten. Da hörten wohl auch die Bauern, zumal im südlichen Deutschland, von ihren Schweizer Brüdern jenseits des Bodensees und des Rheines, die selbst die stolzesten Ritterscharen besiegt und sich im Streit gegen die österreichische Weltmacht Land und Freiheit erkämpft hatten. —

Schon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hatte es allenthalben in der deutschen Bauernschaft gegärt, zu Anfang des 16. mehrten sich die Anzeichen der sich vorbereitenden Empörung, Geheimbünde unter dem Namen des „Bundschuh" und des „Armen Konrad" verbreiteten die Losung der Selbsthilfe, bis endlich im Jahre 1525 die Revolution wie ein einziges mächtiges Feuer durch das ganze Reich aufloderte, eine durchaus soziale Revolution, aber doch bescheiden in ihren Forderungen, die keineswegs auf den Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung, sondern lediglich auf die Abschaffung unerträglicher Privilegien abzielten. Bezeichnend für diesen Charakter sind die 12 Artikel, die, schon im Februar 1525 entstanden, in Flugblättern durch das ganze Reich gingen und beinahe überall das Programm der Aufständischen bildeten. Die Forderungen lauteten: Freie Wahl und Recht der Entlassung der Pfarrer durch die Gemeinden; nach Bestreitung eines billigen Gehaltes für die Geistlichen Verwendung des Zehnten für die Armenpflege; Abschaffung der willkürlich auferlegten sogenannten kleinen Zehnten; Untertänigkeit nur gegenüber der rechtmäßigen Obrigkeit; Gemeineigentum des Waldes und Rückgabe der widerrechtlich angeeigneten Gemeindeländereien; Recht auf Wild, Geflügel und Fische; Erleichterung der Frondienste und Entschädigung der über dieselben hinausreichenden Leistungen; billige Feststellung des Grundzinses; Ab-

schaffung des sogenannten Todfalls, der mit harten Auflagen das Erbe von Witwen und Waisen verzehrte; endlich Rechtsprechung nach alter gewohnter und verbriefter Art. — In wahrhaft rührender Weise berufen sich die Bauern fortwährend auf die Lehre Christi und die Heilige Schrift; sie bitten am Schlusse, man solle ihre Forderungen an der Bibel prüfen, und erklären sich bereit, „von Allem abzustehen, was etwa daraus als unziemlich nachgewiesen würde".

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die Geschichte dieser wichtigen Bewegung auch nur kurz zu skizzieren. Die Bauern waren ihren Gegnern auf die Dauer nicht gewachsen; zwar gelang es ihnen anfangs, durch Überzeugung und Gewalt eine Anzahl der demokratischen Reichsstände, ja sogar Ritter und Fürsten in ihr Interesse zu ziehen, den Schrecken in die Reihen ihrer Bedrücker zu tragen, im Laufe weniger Monate mehr als tausend Burgen und Klöster zu brechen und deren Herren Urfehde schwören zu lassen; aber ihre gewaltigen, nach Hunderttausenden zählenden Haufen entbehrten der einheitlichen Führung: so mußten die meist nur mit Heugabeln und Morgensternen bewaffneten Bauern endlich der Reiterei und der Kriegstüchtigkeit der mit Geschütz ausgerüsteten Fürsten und Bischöfe unterliegen, dort, wo nicht schon vorher durch List und Verrat ihr gutmütiges Vertrauen „diplomatisch" getäuscht worden war.

Eine Hauptschuld an diesem Mißerfolg trugen die Führer der Reformation, besonders Luther. Ausschließlich in religiösen Gedankenkreisen erzogen, bei all seiner Genialität doch in der mittelalterlichen Lebensauffassung befangen, hielt Luther fest an einem kirchlichen Autoritätsglauben, er sah die Hauptstütze seiner Bewegung im Kreise der Regierenden und in der gebildeten Bürgerschaft der Städte; er glaubte, mit der Hebung der geistlichen Not auch das leibliche Elend des armen Volkes zu bessern. Zwar entbehrte er nicht einer dunklen Ahnung von den wirtschaftlichen Forderungen der Zeit, wenn er davon spricht, daß man „Ackerwerk mehren und Kaufmannschaft mindern" solle, aber für die praktischen Maßregeln, durch die selbst dieses einfache Programm hätte erfüllt werden können, fehlte dem Theologen das tiefere Verständnis. Betrachtet er doch Gottes Segen als die ausschließliche Quelle des Reichtums und erblickt das wirkliche Heil nur im Glauben und Leiden! Anstatt sich aber mit dieser Lehre an die Besitzenden zu wenden,

predigt er sie vornehmlich den Armen. — Ungeachtet dieser einseitigen Stellung hatte sein Gerechtigkeitsgefühl Luther doch gezwungen, die 12 Artikel anzuerkennen; er erließ eine feierliche „Mahnung zum Frieden", die mit einer scharfen Strafpredigt gegen Fürsten und Pfaffen anhub. Aber er konnte doch nicht zu einer entscheidenden Stellungnahme zugunsten der Niederen gelangen: er gibt zwar deutlich zu verstehen, daß er durch eine solche jetzt recht wohl sich an seinen Feinden rächen könnte, aber er ruft aus: „davor soll mich Gott hütten, wie bisher!" — So richtet er eine noch viel schärfere Strafrede an die Bauern: man müsse allerwege der von Gott gesetzten Obrigkeit geduldig untertan sein, man müsse nach der Lehre des Evangeliums die zeitlichen Güter und selbst das Leben Allem hintansetzen. Ihm war es nur um das Bekenntnis zu tun: so gibt er den Bauern den Rat, sie möchten, wenn ihnen Fürsten und geistliche Machthaber das Evangelium wehren sollten, Stadt und Land verlassen und dorthin ziehen, wo sie es frei bekennen dürfen.

Als zu Ostern die fränkischen Bauern vor Weinsberg furchtbare Blutrache genommen hatten an dem Grafen von Helfenstein und seinem Gefolge — eine traurige Vergeltung für alle gegen sie selbst begangenen Grausamkeiten und Verrätereien, ein unseliges Echo jahrhundertelanger systematischer Unterdrückung —, da stellte sich Luther in berechtigter, aber einseitiger Entrüstung selbst an die Spitze der Reaktion. Er tauchte buchstäblich seine Feder in Blut und erließ jene furchtbare Flugschrift „wider die räuberischen und mörderischen Bauern". Es solle stechen, schlagen und würgen, wer da irgend könne! Die blinden fanatischen Worte des Mönches aus der drei Jahrhunderte zurückliegenden Schreckensperiode der Albigenserkriege klingen aus der Flugschrift des deutschen Reformators wider: „Schlagt Alle tot, Gott wird die Seinen schon erkennen!" Auch Melanchthon blieb nicht zurück und stellte dem deutschen Volke das Zeugnis aus: „es ist so wild und ungezogen, daß ihm noch weniger Freiheit notwendig wäre, als es jetzt hat."

Verschärft wurde diese feindselige Haltung der Reformatoren noch durch den Umstand, daß an der Spitze des aufrührerischen Volkes Theologen standen, die mit der Anwendung der evangelischen Lehren auf das soziale Leben Ernst machen wollten, wie Karlstadt und besonders Thomas Münzer. Der letztere zumal schritt bis zu der Forderung der Gütergemeinschaft vor,

um der sittlichen Verwilderung des Erwerbslebens zu begegnen und die Reformation nicht in ein neues evangelisches Papsttum ausarten zu lassen. Fanatismus und Mystik führten auch diese dem Volke wohlwollenden Führer, und mehr noch die von ihnen geleiteten Massen, zu schweren Ausschreitungen, die wiederum willkommenen Anlaß zur Reaktion boten.

Hätte der Geist eines Thomas Morus in den Reformatoren gewaltet, so würden sie die berechtigten Grundlagen der Empörung erkannt, sich in einer nach beiden Seiten hin mäßigenden Weise zu Wortführern der Bedrückten erhoben und den billigen Forderungen der Bauern zum Siege verholfen haben. Sie hätten damit den Triumph der herrschenden Klassen verhindert und der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung Deutschlands einen unermeßlichen Dienst geleistet, ja wahrscheinlich das Vaterland vor dreihundertjährigem Elend und staatlichem Untergange bewahrt. — Aus jener trüben Zeit leuchtet uns hell nur das Bild des Reformators entgegen, der neben religiöser Innigkeit von wahrhaft staatsmännischem Denken erfüllt war, des Zürichers Ulrich Zwingli. Er erkannte klar die wirtschaftlichen Ursachen des Bauernkrieges und arbeitete darauf hin, daß in seinem Wirkungskreise die Lasten und Abgaben der Bauern gemildert und die Leibeigenschaft beseitigt wurden, er hat damit seinem Lande die Zuckungen erspart, durch welche die Entwicklung jenseits des Rheines gelähmt wurde.

Welcher Segen für das deutsche Reich aus dem Bauernkriege hätte hervorgehen können, wenn seine Ziele staatsmännisch vom höheren Standpunkte des Gemeinwohles aus erfaßt worden wären, das erhellt am besten aus dem Verfassungsentwurf, der, im Mai 1525 zu Heilbronn entstanden, sein Vermächtnis an die Nachwelt bildet. Dieser denkwürdige Entwurf stellt folgende Grundsätze auf:

1. Einziehung aller geistlichen Güter und Bestimmung fester Gehalte für die Pfarrer.

2. Ablösung der Feudalrechte mit dem Erlös aus dem Verkaufe der geistlichen Güter.

3. Ablösungsrecht für alle Grundzinsen.

4. Reformierung der Städte und Gemeinden „zu göttlichem und natürlichem Recht nach christlicher Freiheit“.

5. Ausschluß der Geistlichen von weltlichen Ämtern und vom Anteil an der Staats- und Gemeindeverwaltung.

6. Gerichtsreform mit Schöffengerichten und Obergerichten, Beschränkung der Doktoren des römischen Rechtes auf wissenschaftliche Tätigkeit an den Universitäten.

7. Abschaffung aller Binnenzölle, Freiheit der Straßen.

8. Einheit von Münze, Maß und Gewicht.

9. Wuchergesetze zum Schutze gegen die großen Geldhäuser.

10. Abschaffung aller weltlichen und geistlichen Zwischenherrschaft, Reichsunmittelbarkeit zu Schutz und Schirm für alle Stände, unter zeitweiliger direkter Steuerleistung an das Reich.

11. Schiedsgericht für die Ausführung, welchem neben dem Erzherzog Ferdinand von Österreich und dem Kurfürsten von Sachsen auch Luther, Melanchthon, Bugenhagen u. a. m. angehören sollten.

Wie viel Not und Elend, Krieg und Verwüstung wären der deutschen Nation erspart geblieben, wenn diese „Grundrechte" damals schon zur Anerkennung und Geltung gelangt wären, anstatt daß erst drei Jahrhunderte später die blutigen Revolutionen von 1789 und 1848 dieses Testament zu vollstrecken und damit die deutsche Landwirtschaft aus dem Banne der Großgrundbesitzer und der Klöster zu erlösen hatten! — Erst die gewaltige Flutwelle, die von der französischen Revolution ausging, und die eiserne Faust des korsischen Eroberers vermochten die Mißbräuche wegzufegen, die den Anstoß zu den Bauernaufständen des beginnenden 16. Jahrhunderts gegeben hatten; erst das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts erfüllte die nationalen und wirtschaftlichen Forderungen des Heilbronner Programms, nachdem ihre Verkennung unser Vaterland durch die Stürme der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges in eine Einöde verwandelt und zu politischem Untergange geführt hatte. Die politisch und sozial so verhängnisvolle Glaubensspaltung des Reiches wäre vielleicht vermieden worden, wenn die von den damaligen Bauern verlangte „Reformierung der Städte und Gemeinden zu göttlichem und natürlichem Recht nach christlicher Freiheit" Verständnis gefunden, und eine „Deutsche Kirche" die Grundlage der nationalen Einheit gebildet hätte.

Aber die Mühlen des menschlichen Fortschrittes mahlen langsam: sind es doch kaum mehr als hundert Jahre her, daß deutsche Landesfürsten sich berechtigt glaubten, ihre Landeskinder zum Kriegsdienst an fremde Mächte zu verkaufen; kaum mehr als hundert Jahre, daß man sogar noch im Vaterlande eines Zwingli die armen, arbeitslosen Vagabunden zwar nicht, wie

zu Morus' Zeiten und noch viel später in England, aufhängte, wohl aber durch Treibjagden einfing und an die Republiken Venedig und Genua als Galeerensklaven verkaufte; kaum hundert Jahre, daß man im Kanton Zürich den Bauern allen Handelsverkehr daheim untersagte und sie zwang, diesen unter schweren Abgaben ausschließlich in der Stadt zu vollziehen!

Und ist denn heutzutage jenes Vermächtnis voll erfüllt?! — Wenn wir nach unserem deutschen Osten hinblicken, wo die rechtliche Befreiung die Bauern noch nicht zu freien gleichgestellten Gliedern des Gemeinwesens erhoben hat; wenn wir sehen, wie unsere Steuergesetze noch immer die Ärmeren schwerer belasten als die Reichen; wenn wir erkennen, wie sehr noch selbst unsere modernen Gesetzgebungen mit Bezug auf Waldrecht und Wildschaden im Argen liegen, dann werden wir uns bewußt, daß auch in der Gegenwart noch die Überreste der schädlichen Feudalzeit nicht gänzlich überwunden sind, und daß auf dem landwirtschaftlichen Gebiete die Notwendigkeit zu befreiender sozialer Arbeit keineswegs beseitigt ist.

Literatur.

Zimmermann, Dr. W., Geschichte des großen Bauernkrieges, Stuttgart, Riegersche Verlagsbuchhandlung.

Schlosser, F. C., Weltgeschichte, 12. Band, Frankfurt a. Main.

Weber, Dr. Georg, Allgemeine Weltgeschichte, X. Bd., Leipzig, Wilhelm Engelmann.

Venedey, Geschichte des Deutschen Volkes, 4. Bd. 22. Buch, Berlin, Franz Duncker.

Hartfelder, Dr. Karl, Zur Geschichte des Bauernkrieges in Südwestdeutschland, Stuttgart, Cotta.

Schmoller, Gustav, im XVI. Bd. der Zeitschrift für Staatswissenschaften, S. 461. 1860.

Wiskemann, in den Preisschriften der Jablonowskischen Gesellschaft, X. Band, S. 46.

(Vgl. auch: Janssen, Lamprecht, Roscher, Verzeichnis Seite 14.)

Sechstes Kapitel.

Aus dem 17. und 18. Jahrhundert in Frankreich.

Colbert und der Merkantilismus.

Wie für die allgemeine Bildung und die politische Entwicklung, so ist auch für die Wirtschaftsgeschichte Europas vom Beginn des 17. bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts Frankreich das maßgebende und führende Land. Deutschland, durch seine Glaubensfehden zerrissen, unter unzähligen Einzelherrschaften einer kräftigen Zentralgewalt entbehrend, ist der Schauplatz, auf dem die Nachbarn ihre Kriege ausfechten; es liegt verwüstet und entvölkert, Ackerbau und Gewerbe leiden Not, die Handelsmacht der Hansa ist abgestorben. — Die einst so blühenden oberitalienischen Republiken Venedig, Genua und Pisa verlieren durch die Entdeckung des Seeweges nach Indien ihre Bedeutung; hätten sie damals, anstatt sich in Eifersucht zu zerfleischen, einen Bund geschlossen, um in der Wiedererweckung des pharaonischen Werkes die Landenge von Suez zu durchstechen, so würden sie wohl ihre beherrschende Stellung im Welthandel noch lange haben erhalten können. Der Glanz von Spanien und Portugal war rasch wieder erblaßt, nachdem diese Länder eine welterobernde Kolonisation eingeleitet hatten: der Mangel jeder wirtschaftlichen Einsicht und die blinde Gold- und Ländergier hatten ihre Macht fast im Entstehen wieder vernichtet. Die großen Reichtümer an Edelmetallen, die aus den Ländern jenseits des Weltmeeres hereinströmten, das erste überwältigende Auftreten einer blendenden Geldwirtschaft zogen sie ins Verderben: man glaubte, nationale Größe zu erringen, wenn man nur Gold und Silber ins Land zog und mit den törichtsten und unwirksamsten Mitteln festzuhalten suchte. — Der Aufschwung des Handels, den England im Zeitalter der Elisabeth genommen hatte, war unter einer planlosen Mißregierung und nicht endenden inneren Kämpfen ins Stocken geraten.

Nur ein einziges Land in Europa schien zu jener Zeit den wahren Weg zu dauernder Wohlfahrt und Bereicherung erkannt zu haben, die kleine Republik der Niederlande, die um die Mitte des 17. Jahrhunderts auf dem Gipfel einer un-

erhörten Macht und Blüte stand. Dort hatte man zuerst eingesehen, daß die gewerbliche Entwicklung und die Ausbreitung gegenseitiger Handelsbeziehungen die einzigen sicheren Grundlagen des nationalen Wohlstandes sind. Auch dort beutete man die Kolonien in rücksichtsloser Weise aus, aber man bediente sich dazu wenigstens vernünftiger Mittel. Man förderte Handel und Schiffahrt; während im ganzen übrigen Europa noch der müßiggehende Adel der höchsten gesellschaftlichen Achtung genoß und im Verein mit der Geistlichkeit die Staaten regierte, galten in den Niederlanden der Kaufmann und der Reeder, der Handwerker und der Industrielle als die nützlichsten Glieder des Volkes und als das Rückgrat des Gemeinwesens. Während anderwärts das Gold verpraßt wurde, hatte die im Jahre 1609 gegründete Bank von Amsterdam zum Nutzen von Handel und Gewerbe einen Metallschatz angehäuft, wie ihn noch heute, trotz des stark verminderten Geldwertes, die wenigsten Banken besitzen.

Die überlegene Staatskunst eines Richelieu und Mazarin hatte alle Zwischenherrschaften beseitigt und aus Frankreich einen zentralisierten Staat geschaffen. Damit war im Gefolge des allgemeinen Aufschwunges von Handel und Gewerbe auch die alte Übersichtlichkeit des kleinwirtschaftlichen Lebens verloren gegangen; höhere Aufgaben, als Krieg und Polizei, wurden dem Gemeinwesen gestellt. Der geniale Finanzminister Heinrichs IV., Herzog von Sully (1560 bis 1641), hatte noch versucht, den alten Agrarstaat zu retten, er unterdrückte deshalb den Zug nach Industrie, wo sie nicht, wie bei der Seidenzucht, direkte Helferin der Landwirtschaft war, und suchte durch Beschränkung des Luxus und durch andere künstliche Maßregeln das Geld im Lande zu halten. Doch legte er durch Ordnung der Finanzen, durch Bau von Straßen usw. den Grund zu der künftigen Größe seines Vaterlandes, welchem erst 50 Jahre nachher in Baptiste Jean Colbert (1619 bis 1683) der berufene Organisator erstehen sollte. Der sterbende Kardinal Mazarin hatte den gewandten Verwalter seines Privatvermögens dem jugendlichen Könige Ludwig XIV. empfohlen, und über zwei Jahrzehnte, von 1661 bis 1682, leitete Colbert allmächtig die wirtschaftlichen Geschicke des Staates.

Zu allen Zeiten ist es die Not gewesen, welche die absoluten Machthaber gezwungen hat, sich mit fähigen Staatsmännern zu umgeben. Die Finanzen des Königs, die sich nach

damaligem Brauch fast mit denjenigen des Staates deckten, befanden sich in einem trostlosen Zustande. Auch in Frankreich hatte sich der Übergang bäuerlicher Grundstücke in den steuerfreien Besitz der Adligen und Geistlichen und damit ein Rückgang der Landwirtschaft vollzogen; bei abnehmender Steuerfähigkeit verschlangen der steigende Luxus der Hofhaltung und die ewigen Kriege alle verfügbaren Mittel. Der größte Teil sämtlicher Steuern und Gefälle blieb dabei in den Klauen der wuchernden Steuerpächter und Intendanten: eine direkte Steuereinziehung hat in Frankreich bis zur großen Revolution niemals stattgefunden. So sollen z. B. im Jahre 1661 von 80 bis 90 Millionen Livres wirklich vom Volke bezahlter Abgaben nur 23 dem Staatsschatze zugeflossen sein. Colbert griff mit starker Hand in die greuliche Mißwirtschaft ein, und es gelang ihm, im Verlaufe seiner Verwaltung, durch eine ehrlichere Verpachtung und schärfere Kontrolle die Netto-Einkünfte der Krone auf mehr als das Dreifache, auf 75 Millionen, zu steigern.

Aber er erkannte, daß die dauernde Quelle der Steuerfähigkeit nur aus dem Wohlstande des Volkes fließe; so suchte er mit eiserner Energie (er soll regelmäßig 15 Stunden im Tage gearbeitet haben) den Wohlstand zu heben. Als wichtigstes Mittel dazu erschien ihm die Industrie, die er nun auf alle denkbare Weise zu fördern suchte. Durch Prämien und Vorteile aller Art trachtete er, nicht nur die heimischen Gewerbetreibenden zu ermuntern, sondern auch die fremder Länder herbeizuziehen, wie z. B. aus den Niederlanden Weber und aus Schweden Bergleute. Er ließ Zuchtschafe aus Spanien und England einführen, verwendete gewaltige Summen auf den Bau von Straßen und Kanälen, wie z. B. auf den berühmten Kanal von Languedoc, der in einer Länge von 242 km den Atlantischen Ozean mit dem Mittelländischen Meere verbinden sollte.

Colbert hatte die Unmöglichkeit eingesehen, Geld und Gold gewaltsam im Lande festzuhalten; nun sollte es durch den Handel gewonnen und bewahrt werden, indem man die Ausfuhr heimischer Erzeugnisse auf alle Weise begünstigte, die Einfuhr fremder Fabrikate so viel als möglich einschränkte oder verhinderte. Durch hohe Zölle auf die Einfuhr und ansehnliche Prämien für die Ausfuhr war dieses Ziel am leichtesten

zu erreichen; diese Politik begünstigte die Erstarkung der heimischen Industrie und lieferte gleichzeitig ansehnliche Einnahmen für den Staatsschatz. Durch Verbindung dieser Zwecke ist Colbert der Vater der modernen Schutzzollpolitik geworden. Zur Hebung des auswärtigen Handels veranlaßte und unterstützte er die Gründung kapitalkräftiger Handelsgesellschaften mit mächtigen Handelsflotten (für Ostindien, Westindien und die Levante), an denen sich der Staat, bzw. der König finanziell beteiligte. Die Reederei wurde gehoben durch Prämien auf den Schiffbau und durch Abgaben auf fremde, in französischen Seehäfen verkehrende Schiffe; die aufblühende Handelsmarine ward durch die Schaffung einer starken Kriegsflotte geschützt.

Aber Colbert begnügt sich keineswegs mit diesen großen Maßregeln, er dringt in die kleinsten Einzelheiten des gewerblichen Lebens ein, er entfaltet eine erzieherische Tätigkeit, um die Erzeugnisse des Gewerbefleißes zu heben und zu veredeln und sie dergestalt auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig und begehrt zu machen. Die genauesten Bestimmungen werden getroffen über die Herstellungsart und die Qualität der Waren, z. B. die Dichtigkeit, Breite und Länge der Tuche u. dgl. m. Die Kaufleute von Marseille will er vom Geldexport abhalten und zum Tauschhandel zwingen, indem er der Levantekompanie Beschränkungen auferlegt bezüglich der jährlich zur Ausfuhr gestatteten Menge von barem Gelde und Edelmetall.

Sollte die Industrie wirklich gehoben werden, so mußte man durch Billigkeit der Lebensmittel niedrige Arbeitslöhne zu erreichen suchen. Daraus ergab sich eine veränderte Agrarpolitik: Erschwerung der Ausfuhr von Getreide durch hohe Exportzölle und gänzliches Verbot derselben in Mißjahren. — Aus dem gleichen Gedanken entsprang auch die Bevölkerungspolitik Colberts: möglichst billige Löhne durch Bereitschaft zahlreicher Arbeitskräfte, möglichst viele Soldaten für den König, also Erleichterung der Eheschließung, Prämien auf die Kinderzahl, Strafen für die eheverachtenden Junggesellen usw. — Diese einseitigen Richtungen in der Wirtschaftspolitik waren verhängnisvoll: die Agrarpolitik mußte zur Untergrabung der Landwirtschaft führen, und die Bevölkerungspolitik das Entstehen eines im Elend lebenden Proletariats begünstigen. Doch entschuldigen sich beide durch die Verhältnisse der Zeit: das Gewerbe war gegenüber dem Ackerbau zurückgeblieben, weil man

es als Stiefkind angesehen hatte, und die ständigen Kriege hatten die Länder Europas entvölkert.

In seinem wohlwollenden Despotismus hat Colbert späterhin vielfach eine ungerechte Beurteilung erfahren. Er ist keineswegs der tyrannische Schablonenmensch, als den man ihn anzusehen versucht ist, und als der er uns in seinen geistlosen Nachahmern entgegentritt, vielmehr zweifellos einer der bedeutendsten Staatsmänner der Neuzeit. Nicht auf dem schlüpferigen Boden der Diplomatie, noch auf dem blutigen Felde des Krieges, sondern auf dem Gebiete der Verwaltung offenbart sich sein Genie. Seine Zwecke, wenn auch zunächst immer vom Standpunkt des Vorteiles seines Souveräns angestrebt, sind immer hohe: er will zur Arbeit heranbilden, zur freien Arbeit, die er überall der Fronarbeit vorzieht und für das kostbarste Besitztum des Staates erklärt. Um einen Überblick über Handel und Gewerbe zu gewinnen, Kaufleute und Industrielle zu bilden und zur Gewissenhaftigkeit zu erziehen, eine Vertretung für gemeinsame Interessen zu schaffen, Frankreichs Leistungsfähigkeit im Wettbewerb mit dem Auslande zu steigern, begründet er Handelskammern; er steht zudem in einem unausgesetzten, selbst auf unwesentliche Dinge sich erstreckenden Briefwechsel mit den königlichen Intendanten, die er aus Tyrannen und Blutsaugern des Volkes zu Organen der wirtschaftlichen Kontrolle zu erheben strebt. Bei all seiner schutzzöllnerischen Richtung bewegen doch Gedanken freihändlerischer Zukunft seinen weitschauenden Geist: er trachtet auf Beseitigung der Binnenzölle, befürwortet Handelsverträge, welche den zollfreien Austausch französischer Weine und englischer Tuche bezwecken, ruft fremde Kaufleute nach Paris, indem er ihnen sogar in der von ihm errichteten Maison de Commerce Unterkunft anbietet. Er bezeichnet einmal ausdrücklich die Zölle als nur zeitweilige Krücken für die Industrie. Wo er einen gleichen oder größeren Vorteil für das Gemeinwesen sieht, beseitigt er Privilegien; unter Verwerfung der damals üblichen Verschlechterung des Geldes besteht er auf der Erhaltung eines geordneten Münzwesens. Trotz seines Strebens im fiskalischen Interesse seines Fürsten weiß er auch unwirtschaftliche Steuern zu mildern: er erniedrigt die drückende Salzsteuer.

Aber Colbert bleibt bei der rein materiellen Hebung seiner Nation nicht stehen, er hat einen weiten Blick für die gesamte

geistige Kultur, erweitert die von Richelieu geschaffene Akademie, gründet den Botanischen Garten und die Sternwarte zu Paris, die französische Schule für Kunst und Architektur in Rom, und fördert überhaupt überall die Kunst und die Wissenschaft. — Trotz alledem wird sein Andenken verfolgt vom Undanke seines Fürsten, welchen vornehmlich sein Wirken zu ungeheurer Machtfülle erhoben hatte, vom Undanke seiner Nation, die ihn, nur teilweise mit Recht, für allen Steuerdruck und alles Elend verantwortlich machte. Erst eine spätere Zeit vermochte seine wahre Bedeutung unbefangen zu würdigen. Colbert war ein Mann der Tat, Alles ging bei ihm auf den schaffenden Staatsmann hinaus, nicht die kleinste rein theoretische Abhandlung besitzen wir aus seiner Feder. Aber seine Wirksamkeit hat darum doch die erste wissenschaftliche Schule der Nationalökonomie hervorgerufen, das sogenannte Merkantilsystem. Indessen ist es unrichtig, dieses ausschließlich auf ihn zurückzuführen, ja sogar mit seinem Namen zu belegen. Die Begünstigung des nationalen Handels lag zu jener Zeit sozusagen in der Luft: die plötzlich erkannte Macht des Kapitals mußte denkende Staatsmänner auf diese Bahn führen. Schon 1651, zehn Jahre vor dem Eintritt Colberts in den Staatsdienst, hatte Cromwell seine Navigationsakte erlassen, die fremde Schiffe vom englischen Handel ausschloß und den niederländischen Kolonialhandel vernichten sollte.

Indirekt hat freilich Colberts Vorgehen einen außerordentlich nachteiligen Einfluß ausgeübt, weil von nun ab durch mehr als hundert Jahre die unfähigen Finanzminister absoluter Fürsten, zumal an den kleinen deutschen Höfen, die äußerlichen Maßregeln des Systems nachzuäffen versuchten, ohne dessen Geist erfaßt zu haben. Unter Berufung auf den großen Colbert schraubte man die Steuern und die Einkünfte der Duodezfürsten überall hinauf, vermehrte fürstliche Domänen und Privatvermögen auf Kosten der Untertanen, bis man schließlich der Einfachheit halber dazu gelangte, die Landeskinder selbst in natura zu verkaufen. Man zwängte Handel und Verkehr in erdrückende Fesseln ein, verschlechterte das Geld und baute mit dem Schweiße des Volkes allenthalben, in Nancy, München, Bayreuth, Ludwigsburg usw., kleine Versailles für die fürstlichen Maitressen. — Selbst ein so einsichtiger Herrscher, wie Friedrich der Große, richtete 1766, hundert

Jahre nach Colbert, den preußischen Staat merkantilistisch ein, berief zu diesem Zwecke ein Heer von 1500 französischen Beamten und suchte die Finanznot durch heimliche Verschlechterung der Münzen zu mildern.

Die „Handelsbilanz".

Die wissenschaftliche Schule des Merkantilismus stellt in ihren Mittelpunkt die Lehre von der sogenannten Handelsbilanz. Der Kaufmann nennt Bilanz die Aufstellung seines Vermögens, indem er seinen Besitztümern die Schulden gegenüberstellt. In ähnlicher Weise suchte man nun eine Staatsbilanz aufzustellen, indem man die Einfuhr mit der Ausfuhr verglich. Wenn das Vermögen des Kaufmanns seine Schulden übersteigt, so nennt man seine Bilanz eine aktive, im entgegengesetzten Falle — eine passive. Dementsprechend bezeichnet man die Handelsbilanz als aktiv, als günstig, wenn die Gesamtsumme der Ausfuhr größer ist, als diejenige der Einfuhr, — als passiv, ungünstig, wenn im ganzen mehr Waren ein- als ausgeführt werden. Man ging dabei von der Ansicht aus, daß das Mehr der Ausfuhr in Edelmetallen, in dem als Nerv aller Dinge betrachteten Gelde, hereinströme, und daß eine Mehreinfuhr dieses kostbarste Gut ins Ausland treibe. Demgemäß mußte als Ziel aller Handelspolitik erscheinen: die Ausfuhr mit allen Mitteln zu heben, die Einfuhr mit Ausnahme der unentbehrlichsten Rohstoffe zu unterbinden und viel Gold und Silber im Lande zu haben; dazu sollte auch die weiteste, wenn auch an sich nicht einträgliche Ausbeutung der heimischen Bergwerke beitragen.

Diese Theorie beruhte aber auf einer zwar durch die Umstände begreiflichen, in sich jedoch falschen Überschätzung des Geldes und seiner Funktionen. Man verkannte die Eigenschaft des Geldes als Tauschmittel, glaubte, daß ohne fruchtbare Anwendung schon der einfache Besitz desselben Produktion und Wohlstand steigern müsse, wogegen schon der Marschall Vauban frühzeitig darauf aufmerksam machte, daß die Bevölkerungen der von Natur an Gold und Silber reichsten Länder, wie Peru und Mexiko, im Elend leben. Allein aus noch tieferen Gründen ist die Theorie unhaltbar: mit der offen zutage liegenden Ein- und Ausfuhr von Waren sind die Beziehungen

zwischen den verschiedenen Ländern keineswegs erschöpft. Die sich nicht ebenso klar offenbarenden Forderungen eines Landes an das andere oder an die anderen kommen als Ausgleichung in Betracht und drehen oftmals das Verhältnis vollständig um; es sind dies z. B. die Ansprüche für den Transport der Waren, besonders für die Seefrachten, vor allem aber die Forderungen an Zinsen und Dividenden für die im Auslande, sei es in Staatsschulden, sei es in industriellen Unternehmungen, angelegten Kapitalien, endlich die erheblichen Summen, die durch den Reiseverkehr von Land zu Land übertragen werden, u. a. m. — Die nachfolgende Tabelle über den Handel Großbritanniens beweist diese Unrichtigkeit der Theorie der Handelsbilanz:

Jahr	Einfuhr in Millionen £	Ausfuhr in Millionen £	Somit Unterbilanz in Millionen £
1861	250	190	60
1896	440	296	144

Insgesamt betrug in diesen 36 Jahren die Mehreinfuhr 3233 Mill. Pfd. Sterl. = 65000 Millionen Mark. Somit müßte nach der Theorie der Handelsbilanz England in dieser Zeit vollkommen verarmt sein, während doch der Augenschein lehrt, daß es inzwischen das reichste Land der Erde geworden ist. Die Mehreinfuhr kann also nicht mit dem Wohlstand des Landes erkauft, sondern sie muß aus anderweitigen Quellen gedeckt worden sein. In der Tat schätzt der englische Statistiker Giffen die Einnahmen aus dem Seefrachtgeschäft auf 60, diejenigen aus den im Auslande angelegten Kapitalien auf 75 Millionen Pfd. Sterl. jährlich, so daß sich hieraus allein in den 36 Jahren Einkünfte der Nation von etwa 4800 Millionen Pfd. Sterl. ergeben, und es entsteht nach vollständiger Deckung der Mehreinfuhr in Waren von 3200 Millionen ein Überschuß von etwa 1600 Millionen Pfd. Sterl. = ca. 32000 Millionen Mark, also eine durchschnittliche jährliche Mehrung des Nationalvermögens von 45 Millionen Pfd. Sterl. = ca. 900 Millionen Mark. Hier zeigt sich augenfällig, wie bei steigender industrieller Entwicklung die Einfuhr von Rohstoffen ständig wächst, und unter zunehmendem Wohlstande eine immer größere Menge der daraus hergestellten

Fabrikate im Inlande verbraucht wird; der inländische Konsum übertrifft selbst bei den bedeutendsten Handelsvölkern den gesamten Außenhandel um ein Vielfaches. In Deutschland erreicht auf den Kopf der Bevölkerung die gesamte Ausfuhr etwa 80 Mark, in Großbritannien beträgt sie ungefähr 180 Mark, während man den inländischen Verbrauch dort auf mindestens 200, hier auf 300 Mark im Durchschnitt anschlagen dürfte.

Zudem sind die Angaben der Statistik durchaus nicht maßgebend: wir besitzen eine solche fast überall nur für die mit Zöllen belegte Einfuhr, während die Ziffern der größtenteils zollfreien Ausfuhr auf Schätzungen beruhen, die in den verschiedenen Ländern nicht gleichmäßig sind. Bei einer wirklich zutreffenden Statistik müßten sich doch die Handelsbilanzen aller Länder der Erde gegenseitig ausgleichen, während diese Gesamtbilanz immer noch eine Mehreinfuhr aufweist, also eine passive wäre, was sich doch von selbst als Unmöglichkeit darstellt.

Wenn wir jetzt die Unrichtigkeit einer Anschauung klar erkennen, so sind wir versucht, uns erstaunt zu fragen, wieso man sie denn in der Vergangenheit als eine unumstößliche Wahrheit annehmen und die ganze Wirtschaft darauf begründen konnte. Das Rätsel löst sich aber, wenn wir bedenken, daß damals die Dinge viel einfacher lagen, als heutzutage. Die gegenseitigen Beziehungen waren viel weniger entwickelt und darum leichter zu übersehen; Staatsschulden gab es nur in geringerem Umfange, und Gläubiger waren meist die Bürger des eigenen Landes; die Reederei, die Unternehmungen im Auslande und der Reiseverkehr waren viel weniger ausgebildet, so daß sich in der Tat die Warenbilanz mit der wirklichen Zahlungsbilanz in einem weit höheren Grade deckte als jetzt.

„Zahlungsbilanz" und Wechselkurse.

Unter der Zahlungsbilanz versteht man die Summe aller wirtschaftlichen Beziehungen, auch der nicht in Waren erfolgenden Leistungen. Diese Summe läßt sich natürlich nicht genau feststellen, aber wir haben einen annähernden Maßstab für ihre Richtung in den sogenannten Wechselkursen.

Wo die Abtragung von Verpflichtungen nicht durch bare Zahlung erfolgt, tritt eine Anweisung in die Lücke, d. h.: wer

sich im Besitze einer Forderung befindet, beauftragt mittelst eines nach einem bestimmten Formular ausgestellten Briefes seinen Schuldner, Zahlung an einen Dritten zu leisten. Diese Form der Aufforderung, ausgerüstet mit der Möglichkeit einer weiteren Übertragung und umgeben mit besonderen Rechtsformen, ist der Wechsel, der zugleich ein Mittel der Übertragung von Werten und, wenn er auf eine bestimmte spätere Frist lautet, ein Kreditmittel ist. Es ist eine der wichtigsten rechtmäßigen Aufgaben der Bankgeschäfte, die Wechsel unter Abrechnung der Einzugskosten und, sofern sie erst später zahlbar sind, auch unter Abrechnung der Zinsen anzukaufen. Während nun im inneren Verkehr eines Landes die Ausgleichung durch Barzahlung sehr einfach ist, erschwert sie sich im Verkehre mit dem Auslande schon durch die Verschiedenheit des Geldes; deshalb tritt hier der Wechsel fast als der einzige Vermittler auf. Wenn z. B. eine chemische Fabrik in Deutschland Waren nach London verkauft hat, so schreibt sie für deren Betrag einen Wechsel aus in englischer Währung (in der das betreffende Geschäft abgeschlossen ist), auf ihren Käufer oder auch auf dessen Bankier. Die deutsche Baumwollspinnerei dagegen, die Rohstoff von Liverpool bezogen hat, sucht einen englischen Wechsel zur Bezahlung ihrer Schuld. Bei den Bankhäusern, und durch diese in letzter Linie an den großen Börsen treffen sich Angebot und Nachfrage, und die chemische Fabrik liefert so der Spinnerei durch die Vermittlung ihrer Bankhäuser die Mittel zur Bezahlung ihrer Schuld. Aber auch der Reeder, der Frachten einzukassieren, oder der Rentner, der Zinsen und Dividenden im Ausland zu fordern, wie hinwiederum auch Jeder, der Zahlungen dort zu leisten hat, wenden sich an die gleiche Stelle, so daß in der Tat die gegenseitigen Forderungen der verschiedenen Länder sich auf diese Weise ausgleichen bis auf eine wirkliche Differenz, die nun die Zahlungsbilanz ausmacht. In der Praxis ist freilich dieses Verhältnis nicht so einfach: die Beziehungen zwischen den Ländern durchkreuzen sich, so daß z. B. die Liverpooler Baumwolle mit einem Wechsel auf England für dorthin verschiffte Bordeauxweine bezahlt, während der Wechsel der chemischen Fabrik zum Bezug von Kupfer aus Spanien benützt werden kann usw.

Der Betrag der Zahlungsbilanz eines Landes muß nun in Ermangelung von Wechseln durch bares Geld ausgeglichen

werden, im internationalen Verkehr lediglich in Gold, in Goldbarren, wegen des leichteren Transportes und der allgemeinen Gültigkeit dieses Metalls. Der einzelne zur Zahlung verpflichtete Kaufmann ist darauf nicht eingerichtet und ruft dafür wieder die Vermittlung der Banken an, die durch Versendung großer Goldbeträge die nötige Barschaft schaffen. Solange sich nun an der Börse die auf das gleiche Land eingehenden Wechsel mit den verlangten im Betrage ungefähr gedeckt haben, schwankt der Wechselpreis nur sehr unbedeutend, lediglich um den Betrag der Provision oder Vermittlungsgebühr. Sobald aber die Nachfrage den Eingang übersteigt, so müssen die Banken Gold ins Ausland schicken, und die dadurch entstehenden Kosten verteuern den Preis der Wechsel. Wenn im umgekehrten Falle die Nachfrage hinter dem Vorrat der eingehenden Wechsel zurückbleibt, so haben die Banken für dieses Mehr keine direkte Verwendung, sie müssen die Wechsel ins Ausland versenden und sich dafür von ihren dortigen Vertretern Gold kommen lassen, was dieselben Kosten verursacht, weshalb sie sich gezwungen sehen, den Preis der ihnen angebotenen Wechsel herabzusetzen. Wenn aber mehr Wechsel auf ein fremdes Land oder auf das Ausland überhaupt gesucht als angeboten werden, so ist dies der Beweis, daß die Verbindlichkeiten größer sind als die Forderungen, die Zahlungsbilanz ist also eine ungünstige, passive. Werden jedoch mehr Wechsel angeboten als gesucht, so sind augenscheinlich die Forderungen an das Ausland stärker, die Zahlungsbilanz ist also eine günstige, eine aktive. Die Gesetze von Angebot und Nachfrage bedingen, daß im ersteren Falle der Preis dieser Wechsel ein höherer, im letzteren Falle ein niedrigerer wird. Dieser Preis, genannt Wechselkurs, gibt also den Maßstab dafür, ob die Zahlungsbilanz eines Landes günstig oder ungünstig ist, obschon er zwischen Ländern mit geordneter Währung natürlich um wenig mehr schwanken kann, als um die doppelten Transportkosten des Goldes und die doppelten Spesen an Provision usw., was zusammen höchstens etwa $^3/_4$ % ausmacht.

Allerdings tritt für die Bemessung dieses Preises noch ein weiteres Moment hinzu, wodurch alle Preise beeinflußt werden: die Schwankungen des Zinsfußes (auch Diskonto genannt) in den verschiedenen Ländern. Der hohe Zinsfuß, das Zeichen des Mangels an flüssigem Kapital, zwingt zum raschen Ver-

kauf aller umsatzfähigen Werte und drückt daher den Preis; der niedere Zinssatz gestattet eher ein Abwarten, vermindert das Angebot und wirkt auf Steigerung der Preise. Die Höhe des durchschnittlichen Zinsfußes ist aber an sich wieder ein Maßstab für den Kapitalreichtum eines Landes. So bilden in der Gegenwart die Wechselkurse in einer gewissen Verbindung mit dem Zinsstande ein sehr empfindliches Barometer für die wirtschaftliche Lage einer Nation und für ihre Stellung im Welthandel. Durch die gegenseitigen Beziehungen aller Länder werden die Schwankungen dieses wirtschaftlichen Barometers zu allgemein gültigen: die Kurse aller großen Börsen wirken aufeinander ein, und der Stand der auswärtigen Börsenkurse spiegelt sich wider in den Kursen und Zinssätzen des Inlandes. So stehen z. B. in England gegenüber anderen Ländern der reinen Goldwährung die Wechselkurse selten sehr hoch, der Zinsfuß ist dort meist niedriger, — Zeichen einer günstigen Zahlungsbilanz und des Reichtums an flüssigem Geldkapital.

John Law und das Bank- und Aktienwesen.

Von Colbert stammt die Vollendung jener Zentralisation, die bis auf den heutigen Tag Frankreich in seiner Entwicklung schädigt, von Colbert stammt auch jene Befestigung des absoluten Königtums, die hundert Jahre später zu dessen Sturz führte. Seine Reformen haben keinen nachhaltigen rettenden Einfluß auf die Geschicke seines Landes ausüben können, weil die Vielseitigkeit des modernen Lebens, an dessen Pforte er stand, und das er selbst hat entfesseln helfen, nur in der Betätigung aller Staatsglieder, im Lichte der völligen Freiheit gedeihen kann. Vermag ein Genie trotzdem einmal diese Wahrheit zu durchbrechen, so kann doch seine Leistung nicht von Dauer sein und muß in der Folge eine um so größere Unordnung hervorrufen. Die fortwährenden Kriege, die auf die Verwaltung Colberts folgten und durch seine finanziellen Erfolge begünstigt waren, die wahnsinnige Verschwendung und Baulust des Königs und die rasche Wiederauferstehung des alten ausbeuterischen Schlendrians in der Art der Steuererhebung brachten die Finanzen bald wieder an den Rand des Abgrundes. Die einseitige Begünstigung des Handels und der Gewerbe warf die schon längst geschwächte Landwirtschaft

vollends danieder. Im Jahre 1707, 24 Jahre nach Colberts Tod, sagt schon der Marschall Vauban in seiner berühmten Denkschrift „La Dîme Royale“ (der Königliche Zehnten), die auf Betreiben der Staatsausbeuter an den Pranger geheftet wurde: zu seiner Zeit gehe $^1/_{10}$ der gesamten Bevölkerung Frankreichs betteln, $^5/_{10}$ seien nicht imstande, Almosen zu geben, weitere $^3/_{10}$ führen ein recht kümmerliches Dasein, nur das letzte Zehntel, zu dem alle Beamten, Offiziere, Adeligen, Kaufleute, Rentner und Pensionäre gehören, habe ein leidliches Auskommen, und es gebe im ganzen Staate nicht 10000 Familien, die man wirklich wohlhabend nennen könnte. Und bald darauf berichtet Boisguillebert, daß im damaligen Frankreich, wo man 88 Millionen auf ein einziges Prunkschloß verschwendete, jährlich 200000 bis 300000 Menschen, meist Kinder, aus Mangel an Nahrung und Kleidung zugrunde gingen. Der Kredit des Staates, bezw. des Fürsten, war so tief gesunken, daß der allmächtige Sonnenkönig im Jahre 1714 einem Pariser Bankier gegen ein Darlehen von 8 Millionen Livres die vierfache Summe verschreiben und dabei noch dem Wucherer in der unwürdigsten Weise den Hof machen mußte. So ist es begreiflich, daß Ludwig XIV., der größte Herrscher Frankreichs, seinem Nachfolger ein ständiges Defizit, eine leere Kasse und eine mit 89 Millionen jährlich zu verzinsende Schuldenlast von über 2 Milliarden Livres als Erbschaft hinterließ. Vergeblich suchte der für den fünfjährigen Ludwig XV. eingesetzte Regent, Herzog Philipp von Orleans, durch strenge Revision der Schulden, durch Münzverschlechterung und andere künstliche Mittel der um sich greifenden Not zu steuern: die Zustände der Verwaltung blieben um so mehr trostlos, als der Regent selbst ein verschwenderischer und sittenloser Hofmann war im Geiste jener üppigen, leichtfertigen Zeit.

Da bot sich dem bedrängten Regenten die Hoffnung auf Rettung durch einen fremden Mann, der nach einem abenteuerlichen Leben, mit einem durch Spekulation und Spiel erworbenen großen Vermögen nach Paris gekommen war, — den Schotten John Law. Im Jahre 1671 geboren, von Hause aus wohlhabend, hatte Law schon früh Neigung und Befähigung für das Finanzwesen gezeigt, in Schottland und England, in Italien und den Niederlanden genaue Kenntnisse der weit fortgeschrittenen Bankeinrichtungen gewonnen und seine

auf diesem Gebiete gesammelten Erfahrungen in verschiedenen Schriften niedergelegt. Er verstand es, den ihm von früher her bekannten Regenten für seine Reformgedanken zu gewinnen, und erlangte 1716 die Bewilligung zur Errichtung einer kleinen Notenbank mit einem Kapitale von 6 Millionen Livres, die bald unter dem Namen der „Banque Générale de France“ die gesamte Kassenverwaltung des Staates übernahm und zwei Jahre später als „Banque Royale“ in noch engere Verbindung zum Staate trat. Mit ihrer Hilfe sollte nunmehr an Stelle des Metalls das Papiergeld zum Zahlungsmittel gemacht werden. Auch die Banknote stellt ja im Grunde nichts anderes dar, als den von einer großen Bank in bestimmten Abschnitten auf sich selbst gezogenen, jederzeit auf Vorzeigung zahlbaren Wechsel. Sobald die Note, vom öffentlichen Vertrauen getragen, zum allgemeinen Zahlungsmittel erhoben wird, ersetzt sie durch leichtere Handhabung den Gebrauch des Metallgeldes und ist in weit höherem Grade beliebig vermehrbar, als das Metall.

Schon im Jahre 1717 hatte Law auf Grund früherer Kolonisationsversuche in Louisiana und Kanada die Handelsgesellschaft der „Compagnie d'Occident“ begründet mit einem Kapital von 100 Millionen, die in Schuldscheinen des Staates einbezahlt werden durften. Schiffe wurden ausgerüstet, Faktoreien errichtet, die Herrschaft über den Welthandel sollte erobert werden; zur rascheren Bevölkerung der Kolonien exportierte man zunächst 10000 junge Männer, die man vom Landesvater der Pfalz gekauft hatte, und ganze Schiffsladungen von Dirnen, die in den Straßen von Paris aufgegriffen wurden. — Kaum zwei Jahre später verwandelte sich die Compagnie d'Occident in die großartige „Compagnie des Indes“, die nun, als Staatsbankier auftretend, die Steuern pachtete und das Münzrecht übernahm. Das ursprüngliche Kapital von 50 Millionen in 100000 Aktien wurde im Jahre 1719 auf 300000 Aktien vermehrt, die mit dem erlangten Aufgelde im ganzen 177 1/2 Millionen Livres einbrachten.

Nunmehr trat Law mit seinem großen Plane hervor: er erbot sich, die ganze Staatsschuld zu tilgen und dafür den Gläubigern Aktien der Indischen Gesellschaft zu liefern. Durch die großen Geschäfte mit dem Staate und im Kolonialhandel war die gute Meinung für die Aktien geweckt und gehoben worden, es bildete sich eine Spekulationsbörse in der Rue

Quinquampoix, auf der die 500 Livres-Aktien der Kompanie rasch für 6000 bis 8000 Livres umgesetzt wurden. So bot der für die neuen Aktien verlangte Preis von 5000 Livres (der zehnfache Betrag des Nennwertes) einen starken Anreiz, in kurzer Zeit waren die 300000 neuen Aktien gezeichnet und erbrachten den zur Abstoßung der Staatsschuld nötigen Betrag von 1500 Millionen Livres. Law stand auf dem Gipfel seines Ruhmes, ganz Frankreich lag ihm zu Füßen: er hatte den Staat gerettet. Der Kurs der Aktien der Compagnie des Indes stieg im November 1719 bis auf 20000 Livres, also auf den vierzigfachen Nennwert. Im Februar 1720 wurde die Kompanie mit der Banque Royale vereinigt, kurz darauf wurden die Aktien der ersteren den Banknoten der letzteren gleichgestellt durch die Bestimmung, daß zu dem vom Staate garantierten Kurs von 9000 Livres jederzeit Aktien gegen Banknoten und umgekehrt Banknoten gegen Aktien ausgetauscht werden konnten. Um die Noten zum ausschließlichen Zahlmittel zu erheben, zog man auf allen Wegen das Metallgeld aus dem Verkehr, die Münzen wurden mehr und mehr im Gehalte verschlechtert, und zuletzt wurde der Umlauf von Gold und Silber gänzlich verboten. Der Umlauf der Banknoten dagegen erreichte die enorme Höhe von über 3 Milliarden: das Ideal Laws schien erfüllt. Ein wahres Fieber hatte mittlerweile alle Klassen in Paris und ganz Frankreich ergriffen, die Unterschiede der Stände waren ausgelöscht, Jeder wollte sich schnell bereichern, fabelhafte Vermögen wurden über Nacht erworben. Aber auch die Preise aller Waren und Lebensmittel stiegen immer höher, vielfach auf das Zehnfache ihres früheren Wertes. Die Spekulanten des In- und Auslandes fingen an, ihre Gewinne zu realisieren, der Kurs der Aktien — die nur einmal eine Dividende von 200 Livres per Stück erbracht hatten — geriet ins Wanken, das Vertrauen schwand: im Dezember 1720 lag das ganze Kartenhaus am Boden, man kaufte die Aktien für einen Louisdor und die Banknoten für den zehnten Teil ihres Nennwertes! — Wie im Aufsteigen, so im Zusammenbruche steigerte der ungeheure Schwindel alle Preise: die realisierenden Spekulanten, die kein im Auslande verwertbares Geld mehr gegen ihre Aktien und Noten erhalten konnten, kauften in der Verzweiflung alle Waren zusammen, deren sie habhaft werden konnten; Adelige, die sich hatten verleiten lassen, ihre Güter

zu hohen Preisen zu veräußern, erwarben nun in ihrer Not Vorräte von allem Möglichen: Weine, Holz, Getreide, Kaffee, Schokolade, Fettwaren, Tuche u. a. m. — Das Elend der ärmeren Klassen wurde größer und größer, in den höheren Ständen waren durch den Zusammenbruch der Bank und der Kompanie zahllose Existenzen vernichtet; das Ende davon: Aktien und Noten verwandelten sich wieder in Staatsschulden, die nach der Katastrophe sich um Hunderte von Millionen höher beliefen als vorher.

Um diese erste Erscheinung eines großartigen Aktienschwindels zu erfassen, muß man etwas tiefer in das Wesen der Sache und in die Pläne Laws eindringen. Law war keineswegs ein Schwindler; die Geschäfte der von ihm geleiteten Gesellschaften waren durchaus ordnungsmäßig geführt worden; er selbst hat sich dabei nicht nur nicht bereichert, sondern ist sogar arm (1729 in Venedig) gestorben. Sein reif durchdachter Plan war folgender: Die Compagnie des Indes gewährte dem Staate einen Vorschuß von 1500 Millionen zu 3 %; dafür waren also jährlich 45 Millionen an Zinsen zu zahlen, was gegen die bisherige Zinsenlast von 80 Millionen eine jährliche Ersparnis von 35 Millionen für den Staat ergab. Mit diesen 1500 Millionen wurden also die seitherigen Staatsgläubiger abgezahlt; um aber die Geldmittel dafür zu beschaffen und gleichzeitig den abbezahlten Gläubigern die für sie nötige Gelegenheit zur Wiederanlage ihrer Gelder zu geben, wurden eben jene 300 000 Aktien der Kompanie zu 5000 Livres mit einem Gesamterlöse von 1500 Millionen verkauft. In Wirklichkeit erfolgte nur ein Umtausch von Papier: der frühere Staatsgläubiger war nun Aktionär geworden. Der Staat überwies seinem neuen Generalgläubiger, der Kompanie, zur Sicherung der Zinszahlung und in Abrechnung auf diese, einen großen Teil seiner Einkünfte und Gefälle, wodurch die Kompanie nun an die Stelle der seitherigen Steuerpächter trat und mit Hilfe ihrer Gewinne aus der Pachtung wie aus ihren großen überseeischen Geschäften in Stand gesetzt werden sollte, ihren Aktionären eine höhere Dividende zu zahlen, als die bisherigen Zinseinnahmen derselben seitens des Staates betragen hatten. Gelang dieser Plan, so waren in der Tat alle Teile besser daran: der Staat ersparte an Zinsen, sein früherer Gläubiger genoß als Teilnehmer an den großen Handelsgeschäften der Nation nun höhere Erträge. Es sollten eben alle flüssigen Mittel des

ganzen Volkes frei gemacht und vereinigt werden, um Handel und Gewerbe zu fördern. An die Stelle des unnötigen metallischen Tauschmittels trat das an sich wertlose, aber vom Vertrauen der Gemeinschaft getragene, dem jeweiligen Bedürfnisse des Umlaufs leicht anzupassende Papiergeld, das nach Laws Ansicht der Aufgabe des Blutes im Organismus entspricht, während Bank und Kompanie die Funktion des Herzens zu erfüllen haben. Durch die Vermehrung der Umlaufsmittel wird der Zinsfuß erniedrigt, Handel und Gewerbe erlangen billiges Kapital, die nationale Tätigkeit und der allgemeine Wohlstand müssen einen großartigen Aufschwung erfahren.

Dieses Projekt, folgerichtig in der Theorie und von einer in der Finanzgeschichte unerreichten Kühnheit, mußte in der praktischen Ausführung scheitern, weil sein Urheber in deren Verlauf von der Gewalt unerwarteter Tatsachen überrascht und matt gesetzt wurde, vor allem aber deshalb, weil er von unrichtigen Voraussetzungen ausgegangen war. Befangen im merkantilistischen Geiste seiner Zeit hielt er das **Geld** für das eigentliche Kapital, wies ihm daher die leitende Rolle zu, während es doch als Tauschmittel lediglich die Vertretung desjenigen wirklichen Kapitals darstellen kann, dessen Umsatz es vermittelt. Durch sein eigenes Bild wird Law geschlagen: die Vermehrung des Blutes über das Bedürfnis des Organismus hinaus erzeugt Krankheit ebenso, wie sein Mangel.

Ein noch verhängnisvollerer Irrtum liegt in der Lawschen Auffassung des **Kredites**. Dieser hat im Wesentlichen den Zweck, festliegende Werte flüssig zu machen: wenn z. B. der Kaufmann eine Forderung hat, die erst in drei oder sechs Monaten verfällt, so vermag er mit Hilfe des Kredites einer Bank die Forderung sofort wieder unter Abzug der Zinsen in bares Geld zu verwandeln, das er in seinem Betriebe aufs neue verwenden kann. Der Besitzer eines ertragsfähigen Grundstückes kann durch Aufnahme eines Darlehens, einer Hypothek, die Mittel gewinnen, es zu verbessern, aus dem erhöhten Ertrage seine Schuld zu verzinsen und allmählich wieder abzutragen. Auch der vermeintliche rein persönliche Kredit ist in seinem tiefsten Grunde nur ein Sachkredit, der von der wirklichen Verpfändung der Unterlage absieht, im persönlichen Vertrauen auf die richtige Anwendung: kein Kaufmann wird einen Kredit gewähren, von dem er weiß, daß er zum Verjubeln

oder zum Verspielen bestimmt ist. Gleich dem Gelde kann also der Kredit wohl den Umlauf des vorhandenen Kapitals befördern und beschleunigen, dieses an sich selbst aber niemals erzeugen. Auch der Staatskredit gehorcht den gleichen Gesetzen, er steigt und fällt mit dem Vertrauen auf seine produktive Anwendung. Hier kann, weil es sich um einen ungewöhnlich zahlungsfähigen Gesamtschuldner handelt, das Prinzip zeitweilig verletzt werden, aber auf die Dauer doch nicht ungestraft: auch der Staat wird kreditlos, sobald er Anleihen nur zu unproduktiven, z. B. zu kriegerischen oder verschwenderischen Zwecken aufnimmt.

Zudem hat jeder Kredit als Voraussetzung nicht nur das Dasein entsprechender Werte, nicht nur die Möglichkeit der Erstattung an und für sich, sondern die Erstattung zu einer bestimmten bedungenen Zeit. Diese aber ist bei der Banknote die sofortige Einlösung, auf der ihr Vertrauen beruht. Law hat dies übersehen, weil er die Tragweite des allgemeinen Vertrauens zu einer nationalen Unternehmung überschätzte. Sein theoretischer Irrtum geht am besten aus einem früheren Projekte hervor, wobei den bedrängten Gutsbesitzern seiner Heimat durch Notenausgabe der schottischen Banken zu Hilfe gekommen werden sollte. Weil dies unmöglich ist, geben z. B. die jetzigen Hypothekenbanken gegen ihre Darlehen auf Grundstücke nicht Noten aus, sondern sogenannte Pfandbriefe, bei denen Zins und Kapital nur im Verhältnis zu den bedungenen Eingängen zahlbar sein dürfen. Aus diesem Grunde ist es auch unseren Notenbanken strenge verwehrt, gegen ihren Umlauf andere Werte zu erwerben, als solche, die in kurzer Frist eingehen oder leicht umgesetzt werden können.

Endlich hat sich Law auch von dem Flitterglanze des jungen Aktienwesens täuschen und bezaubern lassen. Das Aktienwesen ist sicher eine der größten wirtschaftlichen Errungenschaften der Neuzeit, in welcher ohne solche Assoziation des Kapitals die riesige Produktionssteigerung undenkbar wäre. Aber es wohnt ihm der Nachteil inne, daß in der Regel seine einzelnen Teilhaber des tieferen Interesses für die gemeinsame Unternehmung vollkommen entbehren, oftmals sie nicht einmal kennen und ausschließlich auf hohen Ertrag und Gewinn bedacht sind. Die unpersönliche, eigensüchtige Stellung des Aktionärs ist Ursache gar vieler Mißstände, nicht nur einer oft rücksichtslosen, egoistischen Haltung der Gesellschaften, z. B. in Arbeiterfragen,

sondern auch einer blinden Spekulationssucht, für welche die Interessen des eigentlichen Unternehmens gar nicht existieren. Daher wird auf einer höheren Stufe der gleichgültige Aktionär wohl durch den eingeweihten, mitsorgenden Genossenschafter ersetzt werden. — Die rasch wechselnden Teilhaber der Gesellschaften Laws machten dessen Hoffnung zu Schanden, ganz Frankreich in einem einzigen großen nationalen Wirtschaftsunternehmen zusammenzuschließen; gleich Ratten verließen sie das sinkende Schiff, sobald ihr schnöder Spekulationsgewinn gefährdet erschien.

Aber trotz alledem ist John Law als Vater vieler Gedanken anzuerkennen, die segensreich noch das soziale Leben der Gegenwart bewegen und beherrschen. Er hat zuerst in der Neuzeit die fördernde Bedeutung der Vereinigung der Kapitalien klar erkannt. Sein Grundgedanke, das Papiergeld an Stelle des Metalls treten zu lassen, ist heute im weitesten Umfange verwirklicht worden. Sein kühnes Projekt, diese Umlaufsmittel anstatt durch Metall durch die Gesamtprodukte der Nation zu decken, ist in der Theorie richtig, weil ja diese Summe der Produkte einen unendlich viel höheren Wert darstellt, als die Vorräte an Gold und Silber. Die Verwirklichung freilich setzt neben großer Höhe der wirtschaftlichen Einzelerziehung, neben vorsichtigster Gesamtleitung der Produktion in genauer Anpassung an den Verbrauch, besonders einen politischen Zustand voraus, der das Gegenbild unseres heutigen ist und in Frankreich zur Zeit Laws überhaupt nicht denkbar war. Solange der Staat noch unproduktive (kriegerische und ähnliche) Neigungen hat, solange die Interessen seiner Regierung sich mit den wirtschaftlichen Interessen der Gesellschaft nicht vollkommen decken, so lange ist eine andere Sicherung für die jederzeit fälligen Wertzeichen, als die metallische, an sich unmöglich. — Die Idee Laws endlich, das gesamte flüssige Kapital in den Dienst der produktiven Tätigkeit zu ziehen, es aus allen anderen Verwendungen zu diesem einen großen Zwecke herauszulocken, dadurch den Zinsfuß zu erniedrigen, die industrielle Entwicklung zu erleichtern und das Gewerbe anzuspornen, findet im Depositenwesen der Gegenwart (der zinsbaren oder unverzinslichen Vereinigung alles verfügbaren Geldes bei großen Banken) ihre ganz normale freiwillige Erfüllung, in deren Folge z. B. England, als das am meisten industrielle Land der Erde, meistens auch den niedrigsten Zinsfuß hat. So arbeitet das Geldkapital gewisser-

maßen selbst daran, wenn auch wider Willen, sein eigenes Erträgnis zu mindern, seine Kraft zu schwächen, sich überflüssig zu machen.

Das Experiment Laws erlebte in der Assignatenwirtschaft der großen Revolution seine Wiederholung unter anderen Formen; an sich führte es zunächst zum baldigen Zusammenbruch der merkantilistischen Lehre und Politik in Frankreich.

Die Physiokraten und die Regierung Turgots. Jean Jacques Rousseau.

Es gibt kaum ein treffenderes Beispiel für die sprunghafte Entwicklung der menschlichen Gedanken und Einrichtungen, als die Gegenwirkung des Merkantilismus. Die einseitige Begünstigung von Industrie und Handel weckte wiederum die Schätzung der Landwirtschaft, und die Fesselung aller freien Bewegung zeugte den Drang nach Freiheit. Befreiung war die Losung der philosophischen Geister des 18. Jahrhunderts, die in dem berühmten Sammelwerke der Enzyklopädie ihren literarischen Mittelpunkt fand.

Der Name dieser neuen Schule: Physiokraten oder Ökonomisten, stammt daher, daß ihre Träger allen Reichtum von der Natur ableiteten. Nur die Natur, nur die Erde ist es nach ihnen, die wirkliche Güter hervorbringt. So erzeugt — neben den weniger wichtigen Berufen des Fischers, Jägers und Bergmanns — lediglich der Ackerbauer wahre Werte in Gestalt des Überschusses der Ernte über die Saat. Die Industrie schafft an sich nichts, sie verändert nur die ihr von der Landwirtschaft gebotenen Grundstoffe und wird von dieser genährt. Der Haß des Hauptes der Schule, François Quesnay (1694 bis 1774), richtete sich ganz besonders gegen den Handel sowohl, als auch gegen das bisher so heilig gehaltene Hilfsmittel des Handels — das Geld. Geldreichtümer sind heimliche, unsichere Reichtümer, die kein Vaterland, kein Gemeinwohl kennen. Vom Wohle des Bauern allein hängt die Wohlfahrt des Staates ab: armer Bauer — armer Staat — armer Fürst. — Alle Beschränkungen in Handel und Wandel schaden der Landwirtschaft, die Verhinderung der Getreideausfuhr drückt die Preise, industrielle Schutzzölle verteuern die Werkzeuge. Die Politik der Industriezölle hat den Landwirt an den Rand des Abgrunds gebracht, die Freiheit des Verkehrs soll ihn wieder erheben; alle Zölle, Zünfte und Schranken müssen fallen. Da aller Reichtum nur aus dem Grund und Boden fließt,

so müssen naturgemäß auch alle Lasten auf ihn abgewälzt werden: daraus ergibt sich die Richtigkeit einer einzigen Steuer, und zwar einer Steuer auf den Reinertrag des Grundeigentümers.

Auf den ersten Blick schon springt die krasse Einseitigkeit dieses Systems in die Augen: da, wie wir später sehen werden, der Vordersatz in der Auffassung des Ackerbaus als der einzig produktiven Tätigkeit falsch ist, so bricht das System in allen seinen positiven Forderungen zusammen. Aber durch ihre kritischen Leistungen haben sich die Physiokraten hoch um die Wissenschaft verdient gemacht, wie denn die Stärke fast aller Schulen nicht sowohl im Aufbau, als in der Kritik liegt. Sie haben die Theorie des Merkantilismus gründlich widerlegt, die Idee der Oberherrschaft von Handel und Gewerbe zerstört, die Lehre vom Selbstzweck des Geldes vernichtet. Sie haben nachgewiesen, daß man nur ausführen kann, wenn man im Tauschverkehr einführt, daß die Mehrausfuhr nichts anderes bedeutet, als geringeren Verbrauch im Inlande, daß es vorteilhafter ist, nützliche Waren zu besitzen als totes Geld. Obwohl Feinde von Handel und Industrie, haben sie doch diese von den drückenden Fesseln des Zoll- und Zunftzwanges befreien helfen, haben den Ackerbau wieder zu Ehren gebracht und zum ersten Male die Bevölkerung nicht nur an sich, sondern auch in ihrem Verhältnis zum allgemeinen Reichtum betrachten gelehrt. Sie haben die Gefahren der unfruchtbaren Kapitalbildung erkannt, durch deren sogenannte Ersparnisse ein Teil der allgemeinen Einkünfte dem Umlauf entzogen wird; sie haben aber auch die Entstehung des modernen Proletariats geahnt, weil derjenige, der nichts ersparen kann, nur so viel arbeitet als notwendig ist, um seinen Unterhalt zu gewinnen. — Vincent de Gournay (1712 bis 1759), der kein so erbitterter Feind des Handels ist wie Quesnay, vertritt mit großer Überzeugungskraft als positiv nützliche Maßregel die Handels-, Gewerbe- und Verkehrsfreiheit, er ist der Vater des berühmten Wahlspruchs: „Laissez faire, laissez passer!“ („Laßt gehen, laßt geschehen!“,) der später zum Losungswort der grundsätzlichen Freihändler, der Vertreter der unbedingten freien Konkurrenz, der in der Neuzeit wieder so hart angegriffenen „Manchesterschule“ geworden ist. Vor allem aber gebührt den Physiokraten das Verdienst, zuerst ein umfassendes System der Volkswirtschaft aufgestellt zu haben, während der Merkantilismus noch als ein unsicheres Tasten bezeichnet werden muß.

Diesem System sollte es vergönnt sein, wenige Jahre nach seiner Entstehung schon zur Herrschaft im Staate zu gelangen. Die grundlegende Schrift Quesnays „Tableau Economique", wurde 1753 gedruckt, zum Teil unter der persönlichen Mitwirkung an der Drucklegung seitens des Königs Ludwig XV., der bekanntlich in seinen Mußestunden die Kunst der Typographie übte (Quesnay war Leibarzt und Günstling des Königs). Bereits im Jahre 1774 wurde Robert Jacques Turgot (1727 bis 1781), der sich als Intendant zu Limoges einen Ruf gemacht hatte, zum Finanzminister ernannt. Der durch Wissen und Charakter gleich vortreffliche Mann suchte die Theorie seiner Schule im Staatsleben zu verwirklichen. Turgot erstrebte eine umfassende Selbstverwaltung, eine gründliche Reform des Steuer- und Bankwesens, die Aufhebung der Zünfte, der Wegfronden, des Schlächtermonopols und des Oktrois, und die Freiheit des Handels, zunächst mit Getreide und Wein. Dadurch zog er sich die Feindschaft aller Privilegierten zu, die sich in ihren Vorrechten bedroht sahen, und die das Volk gegen den gefährlichen Neuerer aufzuhetzen wußten. Als zu der Zeit, wo Turgot den Handel mit Korn einstweilen nur von Provinz zu Provinz von Zöllen befreite, eine Teuerung der Lebensmittel entstand, kam es zu ernsten Volksaufständen, die mit Waffengewalt unterdrückt werden mußten; infolge dieser Widerstände mußte Turgot nach kaum zweijähriger Tätigkeit das Staatsruder wieder aus der Hand legen.

Turgot war kein Staatsmann nach dem Vorbilde eines Colbert, der Theoretiker überwog in ihm den Mann der Tat, er hat Ähnlichkeit mit seinem Zeitgenossen, dem Kaiser Joseph II. von Österreich. In allen Wissenschaften bewandert, von hoher allgemeiner Bildung und vom edelsten Streben beseelt, sucht er sein Volk nach den Idealen Platos zu heben. Er setzt einen Erziehungsrat ein für das ganze Reich, der auch die Macht der Geistlichkeit brechen soll, und unter seiner Regierung erlebt man das unerhörte Schauspiel, daß die Gesetze der absoluten Monarchie von ausführlichen Einleitungen begleitet werden, die ihre Bedeutung und ihren Zweck erläutern. Sein Gegner, der spätere Minister Necker, sieht darin den Beginn der Revolution: bisher habe es geheißen: „car tel est notre bon plaisir" („das ist unser gnädiger Wille'), jetzt aber laute es: „car telle est notre sagesse et notre bonté" („das ist unsere Weisheit und

unsere Güte"). Turgot ist auch der erste, der die Forderung des „Rechtes auf Arbeit" ausgesprochen und verteidigt hat. Nach seinem Sturze gingen die Dinge ihren alten Weg, die Privilegierten erhielten wiederum die Oberhand im Staate, sie taumelten ihrem Verhängnis entgegen.

Von den Physiokraten zu dem Genfer Philosophen Jean Jacques Rousseau (1712 bis 1778), der der französischen Revolution seinen Geist aufgeprägt hat, führt eine leicht zu findende Brücke: sie sind verbunden durch die Liebe zur Mutter Natur, wie durch den Haß gegen die bestehende unnatürliche Gesellschaft. Rousseau beschäftigt sich in zwei seiner berühmtesten Schriften mit der sozialen Frage. In der Untersuchung „Über die Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen" führt er diese ausschließlich auf die Arbeitsteilung zurück: Eisen und Korn haben die Menschen zivilisiert, aber die Menschheit verderbt. Der Ackerbauer braucht hier mehr Eisen, dort der Schmied mehr Korn: so unterjocht der Erfinderische, Stärkere, Geschicktere die Anderen. Aus der Bebauung der Erde folgt deren Teilung, daraus entsteht das Eigentum. Der Mensch wird Sklave von seinesgleichen: ist er reich, braucht er der Anderen Dienste, ist er arm, ihre Hilfe, auch der Mittelstand kennt keine Unabhängigkeit. Nachdem alles Land in Besitz genommen war, konnten sich die Einen nur noch auf Kosten der Anderen ausdehnen: die Armen mußten ihren Unterhalt von den Reichen gutwillig erhalten oder durch Gewalt und Raub; der Reichen bemächtigte sich eine Lust am Herrschen. Der Kampf wurde zur allgemeinen Losung. Da erfanden die Reichen und Mächtigen die Notwendigkeit des gemeinsamen Schutzes, der doch nur ihren eigenen bedeutete: der Staat muß von den Reichen erfunden worden sein, weil doch die Annahme vernünftiger ist, daß diejenigen etwas schaffen, denen es nützt, als die, denen es schadet. Die zum Schutze der Freiheit Aller geschaffenen Regierungen aber dienen nur dazu, das Volk zu unterjochen. — Mit der Gesellschaft entsteht das Recht und das Unrecht, der Krieg verschiedener Gesellschaften und Völker gegeneinander. — Diesem Zustande der Zivilisation gegenüber ist das Los des Wilden beneidenswert: er atmet nur Ruhe und Freiheit, er will nur leben, Muße und Gleichmut erfüllen ihn. Der Mensch der Gesellschaft aber regt sich auf, quält sich ohne Unterlaß, um nur immer mühevollere Arbeit zu finden,

schafft bis an sein Ende, rennt in den Tod, um leben zu können, und wirft das Leben weg, um Unsterblichkeit zu gewinnen; er macht den Großen den Hof, die er haßt, und den Reichen, die er verachtet. Der Wilde lebt in sich selbst, der Zivilisierte nur in der Meinung Anderer. — Diese einem tiefen Gemüt entsprungene, aber sonderbar übertriebene Theorie hat Voltaire zu der Kritik veranlaßt, man fühle sich dabei ordentlich versucht, wieder auf allen Vieren zu kriechen. Sie ist jedoch bedeutungsvoll durch den ernsten Hinweis auf die sozialen Schäden, welche die steigende Kultur mit sich bringt.

Am Eingang des zweiten Teiles der Untersuchung über die Ungleichheit findet sich die berühmte Stelle: „Der Erste, der ein Grundstück einzäunte und sagte: das ist mein! und einfältige Leute fand, die es ihm glaubten, war der wahre Begründer der bürgerlichen Gesellschaft. Wieviel Verbrechen, Krieg und Mord, wieviel Elend und Schrecken hätte derjenige unserem Geschlechte erspart, der die Pfähle ausgerissen, die Gräben verschüttet und seinen Genossen zugerufen hätte: Hütet euch, diesem Betrüger zu glauben, ihr seid verloren, wenn ihr vergesset, daß die Früchte allen gehören, die Erde aber Niemand!" —

In seinem Hauptwerke, dem „Contrat Social", dem „Gesellschaftsvertrage", entwirft Rousseau das Ideal einer Staatsverfassung, die, im Gegensatze zu dem herrschenden Begriffe des Gottesgnadentums, auf einem jederzeit widerrufbaren Vertrage zwischen Volk und Regierung beruht. Auch in diesem Werke legt Rousseau die ganze Verantwortung für die sozialen Schäden auf das Eigentum, doch rechnet er hier mit den gegebenen Verhältnissen. Im „Contrat Social" stellt Rousseau drei Bedingungen als Voraussetzung der Besitzergreifung auf: daß das betreffende Grundstück nicht schon einem Anderen gehöre; daß Keiner mehr nehme, als er zum Leben gebraucht; daß man es nicht nur durch Zeichen, sondern durch Arbeit und Kultur zum Eigentum mache. — Rousseau hat gesunde Ansichten über die Wichtigkeit einer richtigen Vermögensverteilung und erklärt als eine der vornehmsten Aufgaben der Regierung, die äußerste Ungleichheit der Vermögen zu verhindern, nicht indem sie den Besitzenden ihre Schätze wegnimmt, sondern indem sie die Mittel beseitigt, solche aufzuhäufen; nicht indem sie Asyle für die Armen baut, sondern Alle vor dem Armwerden schützt. In einem geordneten Staat darf kein Bürger reich genug sein, um

einen anderen kaufen zu können, keiner so arm, um sich verkaufen zu müssen. Wer nur eben die Notdurft des Lebens hat, soll keine Steuer bezahlen, die Belastung des im Überfluß Stehenden kann im Bedarfsfalle so weit gehen, daß ihm Alles bis auf das Notwendige genommen wird. Den Zweck des Gesellschaftsvertrages erblickt er darin, „eine Form zu finden, die durch die gemeinsame Macht die Person und die Güter eines jeden Teilhabers verteidigt und schützt, und bei der doch ein Jeder, indem er sich Allen verbindet, nur sich selbst gehorcht und so frei bleibt wie vorher", mit anderen Worten: die Vereinigung der gesellschaftlichen Wohlfahrt mit dem höchsten Maße von Freiheit und Glück des Einzelnen.

Rousseaus politisches Ideal hat der großen Revolution Frankreichs die Richtung gegeben, ist aber bis heute nur in der Verfassung eines einzigen Landes annähernd erfüllt, in Rousseaus Heimat, in der Schweiz. Seine sozialen Ansichten treten in der gewaltigen Bewegung der großen Revolution vollständig in den Hintergrund. Denn die Weltgeschichte macht keine Sprünge: zuerst mußte der dritte Stand, das Bürgertum, von den Fesseln der Feudalzeit befreit werden, ehe an die Emanzipation des vierten Standes überhaupt ernstlich gedacht werden konnte.

Literatur.

Clément, Jean Pierre, Histoire de la vie et de l'administration de Colbert. Paris 1874.

Clément, Jean Pierre, Le gouvernement de Louis XIV. Paris 1848.

Schmoller, Gustav, Der Merkantilismus in seiner historischen Bedeutung. Jahrbuch für Gesetzgebung. Leipzig 1884.

Heymann, Dr. J., Law und sein System. München 1853. Mathias Rieger.

Thiers, A., Law et son système de Finance, Encyclopédie progressive. Paris 1826.

Law, John, Oeuvres de, Paris, Buisson, 1790.

Hildebrand, Bruno, Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft. Frankfurt a. M. 1848. Literarische Anstalt.

Kellner, Dr. G., Zur Geschichte des Physiokratismus. Göttingen, Dieterich, 1847.

Quesnay, Oeuvres économiques et philosophiques, herausgegeben von A. Oncken. Frankfurt a. M. 1884. Baer & Co.

Hugo, C., Der Sozialismus in Frankreich im 17. und 18. Jahrhundert. VII. Abschnitt in Band I, 2. Teil der „Geschichte des Sozialismus". Stuttgart, Dietz, 1885.

Rousseau, Jean Jacques, Contrat Social (deutsch bei Reclam).

Rousseau, Jean Jacques, Über die Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen. Stuttgart, Cottasche Buchhandlung.

Siebentes Kapitel.

Ein Jahrhundert wirtschaftlicher Entwicklung in England:

Adam Smith, Ricardo, Malthus, Cobden.

Das Gesetz der Arbeitsteilung herrscht auch zwischen den Nationen: die Freiheitsbestrebungen der letzten Jahrhunderte auf religiösem Gebiete sind vorzugsweise von Deutschland, auf politischem von Frankreich, auf wirtschaftlichem von England eingeleitet worden. Gleichwie im Altertum griechische Kolonisation und römische Eroberung die wirtschaftlich eng geschlossenen Gemeinwesen untergruben und in ein Weltbürgertum auflösten, so führen auch im mittelalterlichen Europa die Entdeckungen neuer Erdteile, die zunehmende Kolonisation und der steigende Handel und Verkehr zu einer langsamen Zersetzung der patriarchalischen Ordnungen. Dieser Vorgang vollzieht sich um so rascher, als die fast gleichzeitige Erfindung der Buchdruckerkunst „die Menschen von Zeit und Raum losbindet", und als dadurch die Entdeckungen und Erfindungen, die materiellen und geistigen Errungenschaften schneller zum Gemeingut werden.

Nach unserer heutigen Lebensweise erscheint es uns beinahe als eine Unmöglichkeit, daß noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts Produkte wie Kaffee, Tee, Reis, Kakao, Tabak u. a. m., die jetzt zu den unentbehrlichsten Nahrungs- und Genußmitteln zählen, in Europa unbekannt waren, daß man erst im 13. und 14. Jahrhundert anfing, Baumwolle zu verarbeiten, und daß umfangreichere Erzeugung von Baumwollstoffen erst im 16. Jahrhundert beginnt. Aus den jungen überseeischen Kolonien strömten neue Waren herein und wurden rasch zum Bedürfnis; dagegen entstand von drüben her eine gesteigerte Nachfrage nach Industrieprodukten, die dort nicht hergestellt werden konnten, weil das Gewerbe noch wenig entwickelt war, und alle Kräfte durch die Bebauung des Bodens in Anspruch genommen wurden. Dadurch mußte notwendig in Europa eine erhöhte gewerbliche Tätigkeit eintreten, um die erforderlichen Tauschwerte zu erzeugen.

Für den früher so einfachen Verkehr im engbegrenzten Wirtschaftskreise hatte noch das Handwerk genügt: was hätte es auch dem Weber, dem Schneider, dem Schuster, dem Schmied der guten alten Zeit nützen sollen, mehr hervor-

zubringen als es der Bedarf seines Dorfes oder seiner Stadt erforderte, d. h. mehr als das, wofür ein fester Kundenkreis ihn sicheren Absatz erhoffen ließ? — Nun aber dehnte sich die Welt, ein nach Millionen zählender Kreis von Abnehmern bot sich zunächst den Kaufleuten dar, die an den Seehäfen und großen Handelsstraßen saßen; diese gaben, soweit sie nicht selbst Unternehmer wurden, die Anregung zu einer massenweisen Herstellung gesuchter Fabrikate: durch Vereinigung vieler Handwerker und Arbeiter gleicher und ungleicher Art, unter der Leitung eines an der Arbeit nicht persönlich teilnehmenden Unternehmers, durch fortschreitende Ausbildung der Arbeitsteilung entstand die Manufaktur, die Vorgängerin der modernen Großindustrie, und lieferte nun Tauschwaren für den Exporthandel nach den Kolonien. Die immer steigende Nachfrage nach solchen Waren erzeugte das Bedürfnis nach massenhafter und immer rascherer Produktion, immer feiner bildete sich die Teilung der Arbeit aus, Werkzeuge wurden erfunden, um die Menschenhand zu ersetzen und die Arbeit zu vereinfachen, zu veredeln und doch zugleich zu vergrößern; die Wissenschaft fing an, sich durch die Technik dem gewerblichen Leben dienstbar zu machen.

Wenn wir heute auf die großartigen technischen Fortschritte der neuesten Zeit zurückblicken, so geht es uns dabei wie bei der politischen Entwicklung: wie wir hier die großen Umwälzungen an die Namen eines Cäsar, eines Napoleon, eines Bismarck anknüpfen, so erscheinen uns dort Arkwright oder Watt als die fast zufälligen Beförderer des Fortschrittes. Hier wie dort aber sind einzelne Männer nur der Ausdruck von tiefgehenden Bestrebungen ganzer Jahrhunderte. Das ganze 17. und 18. Jahrhundert ist erfüllt von dem Streben nach technischer Vervollkommnung der Industrie, aber Hunderte begabter Erfinder fallen dem Mißgeschick, dem Mangel an Kapital oder dem zähen Widerstande der in ihrer Existenz bedrohten Gewerbsgenossen zum Opfer. Einige Tatsachen sollen dies erläutern: So lag z. B. die Möglichkeit unserer gesamten industriellen Entwicklung hauptsächlich in der Massenproduktion des Eisens. Bis etwa zum Jahre 1750 aber gewann man das Eisen aus den Erzen ausschließlich mittelst Holzkohlen, ein Verfahren, das, abgesehen von seiner Kostspieligkeit, auch der Produktion sehr enge Grenzen setzte, sollte nicht aller Waldbestand vernichtet werden. Schon 1620 hat ein gewisser

Dudley ein Patent genommen auf das Schmelzen von Eisen durch Steinkohlen; aber trotz der finanziellen Unterstützung des allmächtigen Protektors Cromwell ging sein Unternehmen infolge der Feindschaft seiner Berufsgenossen schmählich zu Grunde, das aufgehetzte Volk zerstörte seinen Schmelzofen. Eine Anzahl ähnlicher Versuche blieb erfolglos; erst hundert Jahre später gelang es der Energie Darbys, mit ungeheuren Schwierigkeiten das Verfahren zu vervollkommnen und zur Anerkennung zu bringen; erst 1796 wurde in Gleiwitz der erste deutsche Koks-Hochofen erbaut. — Im Jahre 1680 entdeckte Denis Papin (1647 bis 1714) die Anwendung der Dampfkraft; im Jahre 1690 erbaute er eine vollständige Schiffsmaschine; das Dampfboot, womit er 1707 die Fulda befuhr, wurde aber von den eifersüchtigen Schiffern zerstört. Noch hundert Jahre später konnte sogar Napoleon den Mann verlachen, der ihm Dampfschiffe zu bauen vorschlug, um Englands Weltmacht zu brechen. — Arkwright, der Erfinder der Spinnmaschine, entwickelte 30 bis 40 Jahre ältere Erfindungen Wyatts fort; nachdem ihm unter unendlichen Schwierigkeiten die Aufbringung des nötigen Kapitals gelungen war, brannte der fanatisierte Pöbel seine Fabrik nieder. — James Watt (1736 bis 1819), der Erfinder unserer Dampfmaschine, war vor seiner Verbindung mit Boulton mit einem Dr. Roebuck assoziiert, der in Konkurs geriet. In dem bei dieser Gelegenheit von den Gläubigern aufgestellten Verzeichnis war das Patent der Dampfmaschine, welche die Erde umgestalten sollte, nominell für einen Heller eingesetzt. — So kann man wohl sagen, daß die Maschine, welche heute zum unentbehrlichsten Mittel unserer Kultur geworden ist, mehr als ein Jahrhundert für ihre Vervollkommnung kämpfen mußte und dann noch die starre Beharrlichkeit des blöden Unverstandes zu überwinden hatte.

In welchem Maße die Anwendung der Technik unsere Betriebsamkeit gesteigert hat, das sei hier nur durch ganz wenige Zahlen angedeutet. Die Förderung von Eisenerzen, die im Jahre 1800 auf der ganzen Erde noch nicht 2 Millionen t (eine t [Tonne] = 1000 kg) betrug, ist 1850 auf 11 und 1903 auf über 100 Millionen t gestiegen. Die Produktion von **Roheisen** betrug in England: 1750: 10000, 1800: 158000, 1830: 700000, 1860: 3800000, 1870: 6000000, und beträgt 1904: $8^1/_2$ Millionen t. — Die Einfuhr von **Baumwolle** nach England wies bis 1750 jährlich selten mehr als

20000 Zentner auf, 1764: 40000, 1805: 600000, 1825: 2400000, 1848: 7000000, während sie 1904: $17^1/_2$ Millionen Zentner beträgt. In 150 Jahren hat sich also die Erzeugung von Roheisen und die Einfuhr von Baumwolle auf das 850fache vermehrt. — Zwischen 1880 und 1901 stieg die Weltproduktion von Kohle, Blei und Gold auf das $2^1/_2$fache, von Petroleum auf das 5fache. In der kurzen Zeit von 1780 bis 1788 verdoppelte sich das Quantum des Roheisens, welches in Einem Hochofen erzeugt wurde. Die erste Einführung der Spinnmaschine gestattete die Herstellung eines 14fachen Quantums von Baumwollgarn gegenüber demjenigen der Handarbeit. So war tatsächlich das in einem ganz anderen Sinne gemeinte Wort des Aristoteles in Erfüllung gegangen, man werde keine Sklaven mehr brauchen, wenn einst die Weberschifflein von selbst gehen.

Gleichzeitig vollzog sich eine gewaltige Umwälzung in der Lage der arbeitenden Klassen; die Fabrikation, die sich seither noch vielfach im Rahmen der Hausindustrie bewegt hatte, wurde mehr und mehr in große gemeinsame Räume zusammengedrängt, besonders nachdem die Dampfkraft anfing, überall den Menschen als Triebkraft zu ersetzen. In einzelnen Gegenden, die sich z. B. für Eisen- oder Baumwollindustrie besonders eigneten, entstand dadurch eine Fabrikbevölkerung mit neuen Erscheinungen der leiblichen und sittlichen Not. Gegenüber dem wachsenden Reichtum einzelner geschickter Unternehmer mußte die drückende Armut der auf einem Punkte vereinigten Massen immer greller in die Augen springen. Daher erklärt es sich leicht, daß es gerade England war, wo Forscher und Menschenfreunde anfingen, sich mit den Problemen des verwandelten Wirtschaftslebens zu beschäftigen; weder hatten die Kapitalisten damals eine Veranlassung, sich mit solchen Problemen zu befassen, noch war das zunächst betroffene neu entstandene Proletariat bei seinem niederen Bildungsgrade fähig, den Gedanken an eine wirksame Selbsthilfe in seinen eigenen Reihen aufkommen zu lassen. Dem unbefangenen und unbeteiligten Beobachter mußte klar werden, daß hier mit den Quacksalbereien des nur auf den Handel gerichteten Merkantilismus ebensowenig geholfen sein konnte, als mit der Einseitigkeit der nur an die Landwirtschaft denkenden Physiokraten. Denn die Erzeugung der Waren ist ja die wichtigste Voraussetzung des Handels, und die industrielle Tätigkeit drängt den Ackerbau in die zweite

Reihe, durch ihre Gesamtbedeutung sowohl als auch durch die wachsende Zahl der an ihr beteiligten Personen und durch die steigende Höhe der angelegten Kapitalien. Die Bedeutung von Gold und Silber trat völlig zurück, Eisen und Baumwolle fingen an, das Leben zu beherrschen; das Wohl der Völker schien nicht mehr in der Machtentfaltung ihrer Fürsten zu bestehen, es zeigte sich das Feld einer anderen, einer friedlichen Eroberung, fruchtbarer als dasjenige kriegerischer Erfolge. Aber führte nicht dieser neu eingeschlagene Weg der Industrie auch auf ein Schlachtfeld, auf welchem unter dem eisernen Kommando der Not Millionen marschierten, litten und zu Grunde gingen? —

Wo anders hätten solche Gedanken entstehen sollen, als eben in England, demjenigen Lande in Europa, wo die gewerblichen Verhältnisse zuerst umgestaltet wurden, wo die seit 500 Jahren ruhig fortschreitende politische Entwicklung eine höhere Freiheit des Denkens, eine größere Gewalt der öffentlichen Meinung erzeugt hatte? So sehen wir denn in England naturgemäß die Grundlagen einer neuen Wirtschaftslehre entstehen, welche die Einseitigkeiten der Vorgänger zu überwinden und die wahren Gründe des Volkswohlstandes zu entdecken versucht. Auch auf diesem Gebiete hatten Hunderte vorgearbeitet, drei Männer aber sind es, welche die Resultate der neuen Wissenschaft weit in alle Welt getragen haben: Adam Smith (1723 bis 1790), ein schottischer Professor, Thomas Robert Malthus (1766 bis 1834), ein englischer Pfarrer, und David Ricardo (1772 bis 1823), ein von portugiesischen Juden abstammender Londoner Bankier, der auch im englischen Unterhause eine erfolgreiche politische Tätigkeit übte. Der wissenschaftlich bedeutendste und schärfste Denker unter ihnen ist unstreitig Ricardo, weshalb auch heute noch ein Lehrstuhl der politischen Ökonomie an der Universität London mit Recht seinen Namen trägt. Derjenige aber, der durch die Klarheit und Volkstümlichkeit seiner Darstellung am meisten zur Verbreitung neuer Lehren beigetragen hat, ist Adam Smith. Sein grundlegendes Werk: „Untersuchung über die Natur und die Ursachen des Volkswohlstandes" erschien 1776, das Buch von Malthus: „Versuch über die Grundsätze der Bevölkerung" 1798, das Hauptwerk von Ricardo: „Prinzipien der politischen Ökonomie und des Steuerwesens" 1817. Wenn auch gewisse Abweichungen in den Grundansichten der drei Denker sich geltend machen, so sind

doch die Grundzüge ihrer Systeme so ähnlich, daß sie im Wesentlichen als ein einziges System angesehen und behandelt werden können.

Am besten kann eine Übersicht über das Wesen der neuen Theorie an der Hand des Werkes von Adam Smith gegeben werden, eines Werkes, das — die Frucht zehnjähriger Arbeit und persönlicher Untersuchungen in England, Frankreich und der Schweiz — in seiner Faßlichkeit und Klarheit eingehend studiert werden sollte. Wohl durch kein anderes Buch wird das Denken über wirtschaftliche Fragen so mächtig angeregt.

Nach Smith entspringt aller menschliche Fortschritt aus der eine außerordentliche Steigerung der Produktion herbeiführenden Arbeitsteilung. So kann z. B. ein einzelner Arbeiter im besten Falle 20 Stecknadeln im Tage verfertigen, während zehn vereinigte Arbeiter, die sich in die einzelnen Verrichtungen teilen, 48000 liefern. Je geringer die Teilung der Arbeit, desto langsamer ist der Fortschritt, was am besten an der Landwirtschaft erkannt wird. — Die Erhöhung der Leistung entsteht durch die größer werdende Geschicklichkeit des einzelnen Arbeiters, durch die Ersparung von Zeit beim Wechsel der Beschäftigung und durch die Anwendung arbeitsparender Maschinen. Die ursprüngliche Erfindung von Maschinen ist vielfach nur der Bequemlichkeit oder dem Zufall zuzuschreiben: so wurde z. B. die wichtigste Verbesserung der Dampfmaschine, das selbsttätige Ventil, von einem Knaben erfunden, der zu faul war, jedesmal das Ventil zwischen dem Kessel und dem Zylinder zu schließen und es daher durch einen Strick mit einem anderen Teile der Maschine verband.

Diese Vervielfältigung der Erzeugnisse ist die Ursache des sich allmählich bis zu den untersten Volksklassen erstreckenden Wohlstandes. Wie viele Menschen müssen in den verschiedensten Berufen tätig sein, um nur den einfachen wollenen Rock eines armen Tagelöhners herzustellen! — Die Idee der Arbeitsteilung aber ist nicht etwa der menschlichen Weisheit von selbst entsprungen, sie ist vielmehr das Ergebnis der menschlichen Neigung zum Tauschen, die durch den gegenseitigen Vorteil geschaffen wird. Die Teilung der Arbeit erzeugt eine große Verschiedenheit unter den Menschen, die aber nicht sowohl ihre Ursache, als ihre Wirkung ist. Dem Kinde kann man kaum anmerken, ob ein Philosoph, ob ein Lastträger aus ihm werden wird. — Die Ausdehnung der Arbeitsteilung ist von derjenigen des Marktes abhängig: in einem Dorfe z. B. wird

man keinen besonderen Beruf des Lastträgers brauchen. Daher kommt es auch, daß die ersten Erscheinungen der höheren Kultur an den Seeküsten und in den großen Flußgebieten entstehen: am Mittelländischen Meere, an den Ufern des Nils und des Ganges, an den Flußmündungen des östlichen China. Hier bildet sich mit Hilfe der Schiffahrt der Tauschverkehr, der im Binnenlande durch die ungenügenden Verkehrsmittel noch gehemmt ist, leichter aus. Aber zu einem solchen Verkehr gehören Tauschmittel: wenn der Eine nichts von dem hat, was der Andere begehrt, so kann kein Tausch stattfinden. Daraus entsteht die Notwendigkeit allgemeingültiger Wertmesser, als welche sich zuletzt Metalle und das aus ihnen geprägte Geld darbieten.

Was wir Wert nennen, hat zwei verschiedene Bedeutungen: es kann entweder die Nützlichkeit eines Gegenstandes ausdrücken, oder aber die Fähigkeit, andere Waren einzutauschen. Im ersten Falle ist es der Gebrauchswert, im zweiten der Tauschwert. Diese beiden Bezeichnungen von Wert decken sich nicht immer: es gibt Dinge, die einen sehr großen Gebrauchswert und doch keinen Tauschwert haben, wie z. B. die Luft, während andere Dinge einen sehr hohen Tauschwert und beinahe gar keinen Gebrauchswert besitzen, wie z. B. der Diamant.

Ein Mensch ist reich oder arm, je nachdem er sich die Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens aneignen kann; sobald aber die Arbeitsteilung auftritt, hängt sein Reichtum von der Arbeit der anderen ab, die er sich zu verschaffen imstande ist. Die Arbeit ist also der Maßstab für den Tauschwert aller Güter. Reichtum ist nur die Herrschaft über die Arbeit Anderer; nicht mit Hilfe von Gold und Silber, sondern durch Arbeit ist ursprünglich aller Reichtum erworben worden. Arbeit ist jedoch ein sehr schwer zu bestimmendes Wertmaß, weshalb der Tauschwert meistens in Geld ausgedrückt wird. Dieser Umstand aber führt zu vielen Irrungen, denn auch der Preis der edlen Metalle ist nicht, wie wir gemeinhin annehmen, ein fester; Gold und Silber sind Waren, die je nach der Ausbeute in den Bergwerken und durch das Verhältnis von Angebot und Nachfrage im Werte schwanken. In einem besonderen Abschnitt des ersten Buches seines Werkes weist Smith nach, daß das Verhältnis des Wertes von Gold und Silber seit der Entdeckung Amerikas sich von 1 zu 10 auf 1 zu 14 bis 15 verschoben habe. (Bis vor etwa einem

Vierteljahrhundert war das Verhältnis wie 1 zu etwa 16 und hat sich neuerdings auf 1 zu ca. 35 verschoben.) Man erhielt also für 1 Pfund Gold um das Jahr 1450: 10 Pfund Silber, im Jahre 1776: 14 bis 15, 1870: 16, 1896: ca. 30 und 1905 ca. 35 Pfund Silber. Daraus ergibt sich eine fortschreitende Wertverminderung, die Smith wenigstens im Prinzip vorausgesehen hat. Diese kann natürlich ebensowohl eine Verteuerung des Goldes, als eine Verbilligung des Silbers bedeuten, oder auch beides zugleich; aber sie beweist augenfällig den wechselnden Wert des Geldes, der sich unserem Blicke nur deshalb entzieht, weil seine Benennung immer dieselbe bleibt. — Daher sagt Smith mit Recht, daß nur zu derselben Zeit und an demselben Orte das Geld der genaue Maßstab für den Tauschwert aller Güter sei, weshalb auch in der Regel die auf Getreide lautenden Abgaben und Renten (Naturalrenten genannt) sicherer und auf die Dauer auch wertvoller sind, als Geldrenten. Getreiderenten, die zur Zeit der Königin Elisabeth festgesetzt wurden, gaben zur Zeit von Smith, also etwa 200 Jahre später, einen viermal größeren Ertrag, als die gleichzeitig mit gleichem Werte festgesetzten Geldrenten. — Demgegenüber bleibt sich, nach der Ansicht Smiths, der Preis der Arbeit im Wesentlichen immer gleich.

Unter den einfachen Verhältnissen, als man noch keine Kapitalansammlung noch Landerwerb kannte, war die Arbeit die alleinige Grundlage des Tausches; wenn z. B. die Tötung eines Bibers doppelt so viele Mühe kostete als die eines Hirsches, so wurden zwei Hirsche gegen einen Biber ausgetauscht. Auf einer höheren Stufe der Kultur aber treten die verschiedenen Bestandteile des Preises in selbständiger Weise hervor: neben der Arbeit kommt das Kapital und der Boden in Betracht. Der Ertrag der Arbeit heißt Lohn, der Ertrag des Kapitals Gewinn, der Ertrag des Bodens Rente.

Sobald ein gewisser den eigenen Bedarf übersteigender Vorrat an Gegenständen zum Besitze Einzelner wird, verfallen diese darauf, andere Menschen zur Arbeit anzustellen, um dadurch einen Überschuß als Kapitalgewinn zu erzielen. Die Einzelnen, die auf diesem Wege zu Unternehmern werden, leiten Betrieb und Absatz, aber ihr Gewinn richtet sich dabei nicht nach dem Werte ihrer Leistung für Aufsicht und Verkauf, sondern nach der Menge des verwendeten Kapitals. Wenn

z. B. der durchschnittliche Kapitalgewinn in einem Lande 10 % beträgt, und in zwei Fabriken je 15 Arbeiter mit je 1000 Mk. Jahreslohn beschäftigt werden, wobei die eine Fabrik Rohstoffe im Werte von 30000 Mk. verarbeitet, die andere Rohstoffe feinerer Gattung im Werte von 300000 Mk., so beträgt (natürlich unter der Voraussetzung eines nur einmaligen Umsatzes im Jahre) das Betriebskapital der einen Fabrik 45000 Mk. (d. h. 30000 Mk. für Rohstoffe und 15000 Mk. für Arbeitslohn), das der anderen 315000 Mk. (d. h. 300000 Mk. für Rohstoffe und 15000 Mk. für Arbeitslohn); der Kapitalgewinn ist also bei gleicher Arbeiterzahl und gleicher Leistung in dem einen Falle 4500 Mk. (d. h. 10 % aus 45000 Mk.), im anderen 31500 Mk. (d. h. 10 % aus 315000 Mk.).

Der zweite Bestandteil ist die Bodenrente. Sobald der Grund und Boden Privateigentum wird, verlangen die Besitzer, die gleich allen anderen Menschen gerne da ernten, wo sie nicht gesäet haben, eine Entschädigung selbst für den natürlichen Ertrag dieses Bodens. Während unter der Herrschaft des Gemeineigentums das Holz des Waldes, das Gras auf dem Felde nur die Mühe des Einsammelns kosteten, muß jetzt dem Grundbesitzer die Erlaubnis zu sammeln bezahlt werden, indem ihm ein Teil des eigentlichen Arbeitsertrages abgegeben wird. Die Theorie der Bodenrente hat nun Ricardo weiter ausgebildet und in eine leicht faßliche Form gebracht. Er geht dabei von der Voraussetzung aus, daß es sich in einem erst zu bevölkernden Lande darum handle, das notwendige Getreide zu gewinnen. Dazu würde man, wie es sich von selbst versteht, den am meisten geeigneten Ackerboden wählen, d. h. den Ackerboden, der bei möglichst geringer Anwendung von Kapital und Arbeit den höchsten Ertrag liefern kann. Ricardo nimmt nun an, daß bei einem richtigen Anbau aus einer bestimmten Fläche solchen Bodens eine gewisse Menge Getreide gewonnen würde, z. B. 100 Scheffel. Ist nun bei wachsender Bevölkerung der Boden erster Güte erschöpft, so wird man zum Anbau der Äcker zweiter, geringerer Qualität gezwungen; aus diesen Äckern aber wird bei gleichem Aufwand von Kapital und Arbeit und bei der gleichen Bodenfläche eine kleinere Ernte gewonnen, z. B. 90 Scheffel. Die Folge davon ist, daß sich nun der Preis des Getreides nach dieser geringeren Produktion notwendig richten muß, denn andernfalls würde der geringere

Acker nicht angebaut werden. Der Besitzer des besseren Bodens muß somit für 90 Scheffel so viel als früher für 100 erhalten und erzielt dadurch einen Überschuß von 10 Scheffel. Dieser Überschuß in Geld ausgedrückt bildet nun seine Rente; der geringere Boden aber kann nur eben die Kapitalzinsen und den Arbeitslohn aufbringen. Nötigt die immer steigende Volkszahl, eine dritte noch geringere Art von Boden anzubauen, wobei unter den gleichen Bedingungen von Bodenfläche, Arbeit und Kapital nur 80 Scheffel gewonnen werden, so ergibt sich schon für den Besitzer der zweiten Art Boden eine Rente von 10 Scheffel, und die Rente der ersten Art, des besten Ackers, steigt auf 20 Scheffel usw. Mit anderen Worten: Die Rente wird bestimmt durch den Überschuß des Bodenertrags über den Ertrag der zuletzt angebauten, des geringsten Ertrages fähigen Grundstücke.

Diese von Ricardo ganz allgemein gehaltene Theorie, die natürlich in der praktischen Anwendung mancherlei Änderungen erleiden muß, ist besonders durch den Nachweis bedeutsam, daß nicht der Besitzer, sondern die steigende Bevölkerung und der wachsende allgemeine Wohlstand die Bodenrente erzeugen. Am klarsten sieht man es beim Steigen der Bodenwerte in unseren großen Städten, wo lediglich infolge des Zuströmens neuer Einwohner ungeheure Spekulationsgewinne an Grund und Boden erzielt werden. Die moderne Bewegung der sogenannten Bodenreform sucht diesem Übelstande abzuhelfen, indem sie die Überführung des gesamten Bodenbesitzes in gesellschaftliches Eigentum anstrebt, teils unmittelbar, teils auf dem Wege einer Verstaatlichung des Hypothekenkredits. Während die Bestrebungen der Bodenreformer mit Bezug auf den ländlichen Grundbesitz wegen der entgegenstehenden Schwierigkeiten bisher keine Erfolge aufzuweisen hatten, haben ihre Gedanken bei vielen städtischen Verwaltungen Einfluß gewonnen. Die Teuerung des städtischen Grundbesitzes und infolgedessen der Wohnungsmiete hat zur Errichtung von ungeheuren Mietskasernen geführt, wodurch ernste sittliche und gesundheitliche Gefahren entstehen. Durch die an vielen Orten getroffene Besteuerung der Spekulationsgewinne konnte nur eine finanzielle Ausgleichung für das Gemeinwesen erzeugt werden, die eigentlichen Übel aber wurden dadurch nicht beseitigt. Deshalb streben neuerdings viele Gemeindeverwaltungen die Erwerbung von Grundbesitz an, wodurch sie

in die Lage kommen, die Preise niedriger zu halten und zugleich auf eine größere Ausdehnung des Weichbildes der Städte hinzuwirken. Vergleicht man die meilenweit sich hinziehenden Vorstädte und die von Gärten umgebenen Familienhäuser Londons mit den gedrängten Straßenzügen und vielstöckigen Häuserreihen anderer Großstädte, so zeigt sich der Segen einer solchen Wohnungspolitik. Diese kann in unserer Zeit noch wirksam unterstützt werden, wenn man endlich die Verkehrsmittel der Straßen- und Vorortsbahnen in ihrer richtigen Bedeutung erkennt, d. h. wenn man die Außenquartiere mit der Stadt durch bequeme Verkehrslinien verbindet und einen sehr mäßigen Fahrpreis für die draußen wohnenden Familien festsetzt. Man würde dadurch ein wirksames Mittel gewinnen, um das Steigen der städtischen Bodenrente zu hemmen, die Annehmlichkeiten des städtischen Lebens mit denen des ländlichen zu verbinden und den modernen, für die Kultur nicht ungefährlichen „Zug nach der Großstadt" in gesunde Bahnen zu lenken.

Doch kehren wir nun zu Adam Smith zurück. — Überall besteht ein gewisser durchschnittlicher, üblicher Satz für Arbeitslohn, Kapitalgewinn und Bodenrente. Derjenige Preis der Waren, der sich auf Grund dieser Sätze ergibt, könnte der natürliche Preis der Waren genannt werden. Er wird durch größere Nachfrage erhöht, durch stärkeres Angebot erniedrigt, aber nur dann, wenn Angebot und Nachfrage wirksam sind, d. h. wenn sie wirklich zu Kauf oder Verkauf führen können. So entsteht der Marktpreis, aber alle Waren streben immer dem natürlichen Preise zu, weil die höheren Preise die Produktion anregen und steigern, die niederen die Produktion hemmen. Alle Monopole, Zölle, Zünfte u. dgl., die in diesen natürlichen Verlauf eingreifen, sind schädlich, weil sie zugunsten Einzelner die Preise über ihren natürlichen Stand erhöhen.

In den Zeiten der einfachsten Wirtschaftsform, da es weder Kapitalansammlung noch Bodenrente gab, gehörte dem Arbeiter der ganze Ertrag seines Werkes. Wäre die frühere Wirtschaftsform nicht verändert worden, so kämen ihm noch alle Vorteile der Arbeitsteilung zugute; alle Waren wären billiger, jedoch immer nur im Verhältnis der ersparten Arbeit. Sobald nun der Grund und Boden Privateigentum wird, fordert schon der Besitzer seine Rente; sobald der Unternehmer auftritt, der die Rohstoffe und die Werkzeuge liefert und dem Arbeiter

seinen Unterhalt vorschießt, verlangt er schon einen Gewinn. Eine Teilung des Ertrages greift Platz, es entsteht der Arbeitslohn, der aber vom Übereinkommen abhängt; die Arbeiter wie die Unternehmer vereinigen sich, um möglichst günstige Bedingungen zu erzielen. Aber die Unternehmer erreichen es leichter: es sind ihrer wenige, sie können es länger aushalten und haben zudem die Klinke der Gesetzgebung in der Hand. Deshalb gibt es auch nirgends Gesetze gegen das Herabdrücken des Lohnes, aber sehr viele gegen das Streben nach dessen Erhöhung. Die Vereinbarungen der Unternehmer gehen meist ganz still vor sich, diejenigen der Arbeiter müssen bei ihrer größeren Zahl und ihrer geringeren Bildung geräuschvoll sein. Darum haben sie selten Erfolg, weil die Gegner fest zusammenhalten, sie selbst der Not unterliegen und oft die Behörden gegen sich haben. Doch besteht in der Möglichkeit der Erhaltung und Fortpflanzung immerhin eine gewisse Grenze für das Herabdrücken der Ansprüche der Arbeiter. Sobald diese Grenze überschritten wird, muß sich die Zahl der arbeitenden Bevölkerung vermindern, das Angebot von Arbeit sinkt, und eine Erhöhung des Lohnes muß von selbst wieder eintreten.

Adam Smith beschäftigt sich mit der Bevölkerungsfrage nur vorübergehend, während Malthus sie zu einer eingehenden wissenschaftlichen Erörterung gebracht hat. Wir haben gesehen, wie ernst man sich schon im Altertum mit diesem wichtigen Problem befaßte, man suchte es dort zu lösen durch staatliche Einwirkung auf die Eheschließung, durch Beseitigung schwacher Kinder, durch Auswanderung usw. Das Mittelalter stand unter der Herrschaft des biblischen Gebotes: „Seid fruchtbar und mehret euch.“ Bis an die Schwelle der neuen Zeit waren auch die Fürsten Anhänger einer möglichst großen Volksvermehrung, weil sie nicht genug Steuerzahler und besonders nicht genug Söldner bekommen konnten. Die Bevölkerung aber vermehrte sich dennoch nicht, da durch die nicht endenden Kriege und die beständigen Epidemien eine große Anzahl Menschen hingerafft wurden. Das Menschenleben stand nieder im Werte, besonders das Schicksal der unteren Klassen fand fast gar keine Beachtung. Mit der steigenden Bedeutung der Arbeit aber mußte sich diese Anschauung ändern; das Fortschreiten der Naturwissenschaften und die erste Ausbildung der Statistik führten zur Erkenntnis einer gewissen Regelmäßigkeit

in den Vorgängen der Zusammensetzung und Bewegung der Bevölkerung. So sehr der Einzelne in seinem Verhalten scheinbar frei war, so ergab sich bald eine bisher unerklärliche Übereinstimmung in der Zahl der Ehen, Geburten und Todesfälle. So fing man an, nicht nur dem Leben der herrschenden Klasse, sondern auch den Massen eine größere Aufmerksamkeit zu schenken, nach einer Gesetzmäßigkeit in den Vorgängen der Bevölkerung zu forschen.

Nach der Theorie von Malthus haben die Menschen, gleich den Pflanzen und den Tieren, den natürlichen Trieb zur unbegrenzten Vermehrung. Die Natur wirkt unter normalen Verhältnissen erfahrungsgemäß dahin, daß etwa in 25 Jahren eine Verdoppelung der Bevölkerung eintritt. Mit der Vermehrung der Bevölkerung kann die Vermehrung der Nahrungsmittel nicht gleichen Schritt halten; je höher die Kultur und die Menschenmenge steigen, desto schwieriger wird die entsprechende Vermehrung der Nahrungsmittel. Malthus sucht dieses Verhältnis in Zahlenreihen darzustellen: während die Volkszahl anwachsen will nach der Reihe 1, 2, 4, 8, 16, 32 usf. (nach der sog. geometrischen Reihe), steigen die Nahrungsmittel nach der Reihe 1, 2, 3, 4, 5, 6 usf. (nach der sog. arithmetischen Reihe). In 200 Jahren würde also die Menge der Lebensmittel zu der Zahl der Bevölkerung sich verhalten wie 9 zu 256, in 300 Jahren wie 13 zu 4096 usw. — Ein solches Mißverhältnis wird nun verhindert durch die natürliche Unmöglichkeit, daß überhaupt mehr Menschen leben können, als sie Nahrungsmittel zu finden vermögen. Daraus schließt Malthus, daß dieses Streben nach unbegrenzter Vermehrung nur durch gewisse Hemmungen geregelt werden könne, die entweder in freiwilliger Enthaltsamkeit, Beschränkung der Kindererzeugung, Auswanderung usf. bestehen oder in äußeren Ursachen, wie Mißernten, Krieg und Seuchen. Soweit menschliche Handlungen nicht hemmend genug einwirken, vernichtet den Überschuß die Natur selbst durch Hunger und Elend. Er gelangt zu folgenden drei Grundsätzen: 1. Die Volkszahl ist notwendig beschränkt durch die Menge der vorhandenen Nahrungsmittel, 2. sobald die Nahrungsmittel sich vermehren, nimmt die Volkszahl auch ohne künstlichen Anreiz von selbst zu, 3. die Hemmnisse bleiben immer Enthaltsamkeit oder — Laster und Elend.

Eine solche Lehre wäre erschreckend, wenn sie mehr sein wollte als ein Hinweis auf die ernste Prüfung einer für die

Menschheit so wichtigen Frage. Wenn Malthus' Theorie richtig wäre, so würde sie nichts Geringeres bedeuten als den Rückgang, ja den Verfall des Menschengeschlechtes. Denn nur die Besten würden im günstigsten Falle das Mittel der freiwilligen Enthaltsamkeit üben, so daß zuletzt sich nur die Schlechtesten fortpflanzen und ihre Eigenschaften vererben würden. Diese düstere Lehre ist aber nicht weniger einseitig, als der ihr entgegenstehende biblisch-merkantilistische Optimismus, zu dessen Bekämpfung sie entstanden ist. Abgesehen von der Unrichtigkeit der Zahlen, die Malthus selbst nicht etwa als feststehende anführt, sondern nur zur Erläuterung seines Grundgedankens gebraucht, beweist die Entwicklung der Bevölkerung im eigenen Vaterlande von Malthus augenfällig das Gegenteil. Im Jahre 1750 zählte Großbritannien 8 Millionen Einwohner, 1798, zur Zeit des Erscheinens von Malthus' „Versuch über die Bevölkerung", 10 Millionen, heute 40 Millionen. Die Volkszahl Großbritanniens hat sich also in 100 Jahren auf das Vierfache, in 150 Jahren auf das Fünffache vermehrt, ist dabei unbestritten wohlhabender und lebt durchschnittlich besser als damals.

Malthus hat allzuwenig berücksichtigt, daß der Mensch, ungleich der Pflanze und dem Tiere, die Mittel seines Unterhalts selbst vermehrt. Er konnte zu seiner Zeit, da es noch keine Eisenbahnen und Dampfschiffe gab, nicht erkennen, wie sehr die ganze Erde ein einziges Verkehrsgebiet zu bilden berufen ist, und wie daher eine wirkliche Übervölkerung erst dann eintreten könnte, wenn allenthalben die Grenze der vorhandenen Lebensmittel erreicht wäre. Erfahrungsgemäß sind ja gerade die am dichtesten bevölkerten Länder meistens auch die reichsten, weil sie das Vermögen haben, mit den Produkten ihrer Arbeit die nötigen Nahrungsmittel einzutauschen, selbst dann, wenn ihre eigene landwirtschaftliche Produktion nicht mehr genügt. Die Bewohner der heutigen Großstädte sind in dieser Lage, und, unter der Voraussetzung friedlicher Zustände, könnten wir uns jetzt recht wohl ein blühendes Land denken, das gar keine Nahrungsmittel erzeugt. Wäre die Theorie von Malthus richtig, so wären die Armenpflege, die Fürsorge für Schwache und Kranke, und die öffentliche Gesundheitspflege, die doch alle die Bevölkerung künstlich zu erhalten suchen, gegen das Interesse der Menschheit. Und in der Tat hat Malthus anfangs bezüglich des Armenwesens verneinende An-

schauungen ausgesprochen, die ihm von vielen Seiten, namentlich von der Kirche, Mißverständnisse und heftige Angriffe zugezogen haben. In den späteren Auflagen seines Werkes hat er seine Ansichten über das Armenwesen gemildert und bleibt nur dabei stehen, daß das Prinzip der Unterstützung arbeitsfähiger Armen schädlich ist, weil die Armen dadurch zu leichtsinniger Eheschließung angereizt werden.

Aber bei all diesen Widersprüchen wohnt doch der Theorie von Malthus eine tiefe Wahrheit inne. Beim ersten Auftreten einer kapitalistischen Produktionsweise freut man sich über die billigen Arbeitslöhne, die dadurch aufrechterhalten werden, daß sich die Arbeiterbevölkerung den Kaninchen gleich vermehrt. Man verschließt sich dem Elend, das im tierischen Zustande proletarischer Armut zugleich Ursache und Wirkung jener scheinbar so vorteilhaften Volksvermehrung ist; man ist blind gegen die Gefahren, welche dadurch die gesamte Gesellschaft bedrohen. — Bei aller Ausdehnung des Weltverkehrs sind doch die Menschen, besonders die armen Menschen, viel schwerer beweglich als z. B. die Lebensmittel; daher kann neben allem Reichtum der Erde das schlimmste lokale Elend einhergehen. Nur durch bessere Lebenshaltung und höhere Bildung wird auch im Arbeiterstande jene ernstere Voraussicht entstehen und wachsen, die bei den höheren Ständen die Zahl der Kinder mit der Möglichkeit ihrer Erhaltung und Erziehung in Einklang bringt. Auf diese wichtigen, für die Gesamtkultur entscheidenden Fragen hingewiesen zu haben, bleibt das unvergängliche Verdienst von Malthus, und es ist sicherlich kein bloßer Zufall, daß sich die ganze reiche Literatur über die Bevölkerungsfrage seit 100 Jahren lediglich an seinen Namen und an seine Theorie anknüpft.

Daß die Nachfrage nach Arbeit nur wachsen könne mit dem Steigen des Kapitals, ist eine der Grundansichten von Adam Smith. Jedoch kommt die absolute Höhe des Kapitals dabei weit weniger in Betracht, als dessen andauernd steigende Bewegung, die sich eben im Wachsen der Bevölkerung ausspricht. In den nordamerikanischen Kolonien Englands waren bei niedrigeren Preisen der Lebensmittel die Arbeitslöhne viel höher als im Mutterlande und auf dem europäischen Kontinent, weil hier nach dem damaligen Bevölkerungsstande erst in etwa 500 Jahren eine Verdoppelung der Volkszahl vorausgesehen

wurde, während sie dort schon innerhalb 25 Jahren eingetreten war. In dem reichen, aber stillstehenden China sind die Löhne sehr niedrig; in Ostindien, wo jährlich drei- bis vierhunderttausend Menschen Hungers sterben, findet ein ständiges Sinken des Lohnes statt. „Das ist der Unterschied zwischen dem Geiste der britischen Verfassung, welche die amerikanischen Kolonien schützt und regiert, gegenüber demjenigen der Handelsgesellschaft, die Indien beherrscht und unterdrückt." Steigende Bevölkerung und reichliche Arbeitslöhne hängen innig mit dem wachsenden Reichtum zusammen: kein Staat kann blühen, in welchem der weitaus größte Teil der Bürger arm und elend ist.

Einen sehr scharfen Kampf führt daher Smith gegen das ausbeuterische Kolonialsystem seiner Zeit, das er vom allgemein menschlichen, wie vom wirtschaftlichen Standpunkt aus streng verurteilt. Es ist eine Verletzung der heiligsten Menschenrechte, wenn man einem Volke verbieten will, aus seinen Produkten den möglichst großen Nutzen zu ziehen. Ein großes Reich zu dem Zwecke gründen zu wollen, um sich lediglich ein Volk von Käufern zu erziehen, das ist ein Unternehmen, würdig nur einer Nation von Krämern. Aber selbst vom Standpunkte einer Krämernation ist ein solches Unternehmen unsinnig und kann nur in einem Staate entstehen, in dessen Regierung die Interessen einzelner Krämer den Ausschlag geben. Von allen Maßnahmen, eine Kolonie zu schädigen, ist das Monopol einer großen Handelsgesellschaft die wirksamste. Die englischen Kaufleute klagen über die hohen heimischen Arbeitslöhne, die ihnen auf fremden Märkten die Konkurrenz erschweren, aber von ihren eigenen hohen Kapitalgewinnen, die zur Verteuerung der einheimischen Produkte doch ebensoviel beitragen, reden sie nicht. Die Politik der Kaufleute war es, die Großbritannien dazu geführt hat, daß es bisher bei der Herrschaft über seine Kolonien nur Verlust hatte. — Adam Smith schlägt daher weitblickend die Selbstregierung der Kolonien vor, ja sogar deren Vertretung im britischen Parlament.

Smith setzt weiter auseinander: je verwickelter die Herstellung einer Ware ist, desto größer wird der Anteil, den Arbeit und Kapital gegenüber der Bodenrente beanspruchen. Hoher Lohn verbessert die Arbeit, indem er die Tätigkeit und Geschicklichkeit des Arbeiters befördert. Gleichzeitig aber vermindert der sich vergrößernde Reichtum den Kapitalgewinn in

Gestalt des rückgehenden Zinsfußes, von dessen Höhe der Kapitalgewinn abhängig ist. So erhielt damals die Regierung in Holland Geld zu 2 % Zins, zuverlässige Kaufleute konnten dort Geld zu 3 % bekommen, in England stand der Zinssatz auf 3 bis 4 %, in Frankreich sogar auf 5 %. — Die Einwohner der Städte haben es überall vermöge ihres engeren Zusammenwohnens und ihrer höheren Bildung verstanden, dem Handel und der Industrie den Vorrang vor der Landwirtschaft zu verschaffen, besonders durch Zölle und Zünfte; die dadurch erzielte Preissteigerung fällt immer auf den Landwirt zurück. Dieser erträgt die Ungerechtigkeit, weil er sich durch das Geschrei und durch die Scheingründe der Kaufleute und Fabrikanten zu dem Glauben verleiten läßt, daß das Privatinteresse einer städtischen Minderheit sich mit dem Gemeinwohle decke. Die Verbesserungen der Arbeitsmethoden, Verbilligung der Fabrikate und Steigerung der Bevölkerung kommen auch der Landwirtschaft im höchsten Grade zustatten: die Interessen der Arbeiter und die Interessen der Grundbesitzer decken sich vollkommen mit denjenigen der ganzen Gesellschaft, nicht aber die des Kapitals, das zwar den größten Teil der nützlichen Arbeit in Bewegung setzt, aber lediglich den Gewinn zum Endzweck hat. Nicht gleich der Rente und dem Lohn steigt mit der Blüte oder fällt mit dem Niedergange der Gesellschaft der Gewinn des Kapitals, sondern er ist niedrig in reichen, hoch in armen Ländern und gemeinhin am höchsten in der Periode einer untergehenden Wirtschaft.

Doch verschaffen sich die größten Kapitalisten, Kaufleute und Fabrikanten den stärksten Einfluß im Staate; da sie immer mit Geschäften zu tun haben, besitzen sie eine raschere Auffassungsgabe als z. B. die Landedelleute. Durch die Natur ihres Berufes sind sie, wenn auch oftmals unbewußt, selbstsüchtig, halten gern ihre eigenen Interessen für die Interessen der Gesamtheit, die doch stets von diesen verschieden und oft ihnen entgegengesetzt sind. Im Interesse des Kaufmanns liegt es immer, den Markt auszudehnen und die Konkurrenz einzuschränken; ersteres mag manchmal den allgemeinen Interessen gleichfalls entsprechen, letzteres widerstrebt ihnen allenthalben. — Durch Steigerung ihrer persönlichen Gewinne suchen die Kapitalisten eine ungerechte Steuer von ihren Mitbürgern zu erheben. Die von der Kapitalistenklasse ausgehenden Gesetzes-

vorschläge sollten daher stets mit besonderer Sorgfalt auf den wahren Vorteil der Allgemeinheit hin geprüft werden. — In ähnlicher Weise sind auch alle sich auf den Grundbesitz beziehenden Gesetze den besonderen Interessen des Grundeigentümers angepaßt, weil in früheren Zeiten in ganz Europa die Grundbesitzer zugleich auch die Gesetzgeber waren.

So finden wir Adam Smith überall auf der Seite der wirtschaftlichen Gerechtigkeit und Freiheit. Er ist Gegner aller Handelsmonopole: kann das heimische Produkt auch ohne künstliche Beeinflussung ebenso billig zu Markte gebracht werden, so ist das Monopol offenbar unnütz, verteuert es aber die Waren, so wirkt es offenbar schädlich. Der kluge Familienvater fertigt zu Hause nichts an, was er auswärts billiger kaufen kann; der Schneider macht sich seine Schuhe nicht selbst, sondern kauft sie beim Schuster, der sich bei ihm hinwieder seine Kleider anfertigen läßt; der Bauer schneidert und schustert nicht selber, sondern wendet sich an die Handwerker. Was aber im Haushalt des Einzelnen klug ist, das kann im Haushalt eines großen Reiches unmöglich töricht sein. Kann uns ein fremdes Land eine Ware billiger liefern, als wir sie bei uns herstellen, so ist es besser, sie mit einem bei uns vorteilhaft hergestellten Produkte zu kaufen. Man kann freilich auch in Schottland Weintrauben ziehen, nur kommen sie dreißigmal teurer zu stehen als in Frankreich. — Zölle und Steuern auf notwendige Lebensmittel haben dieselbe Wirkung, wie ein dürrer Boden oder ein schlechtes Klima. Die sogenannte Zollkampfpolitik gegen das Ausland kann ja durch Wiedergewinnung eines ausländischen Marktes einen vorübergehenden Nutzen bringen; auf die Dauer aber muß sie schädlich wirken, weil sie nicht auf weitblickenden wirtschaftlichen Erwägungen beruht, sondern auf der „Geschicklichkeit jenes hinterlistigen und verschmitzten Wesens, das man Staatsmann oder Politiker zu nennen pflegt, und das sich nur nach den Eingebungen des Augenblickes richtet".

Der naturgemäße und regelrechte Handel ist stets für beide Parteien vorteilhaft, wenn auch nicht immer in gleichem Maße. Kauft der Engländer günstig Wein in Frankreich und liefert dahin seine Wollwaren, so vergrößert sich das angewandte Kapital in beiden Ländern. Nur der kleine Krämer glaubt, ausschließlich seinen eigenen Kunden Verdienst zuwenden zu müssen; der große Kaufmann kauft ohne kleinliche Interessen

da, wo er am besten wegkommt. Durch die Grundsätze des Merkantilismus brachte man die Völker zu dem Glauben, daß ihr Vorteil darin liege, die Nachbarn zu Bettlern zu machen. Man sah mit scheelen Blicken auf die Blüte derjenigen Nationen, mit denen man im Handelsverkehr stand, und betrachtete ihren Gewinn als eigenen Verlust. So wurde der Handel, der doch das Band der Einigkeit und Freundschaft sein soll, die Quelle der Zwietracht und des Hasses. „Der Eigensinn und der Ehrgeiz der Könige und Minister war für Europa in den letzten zwei Jahrhunderten nicht so verderblich, als die freche Eifersucht der Kaufleute und Fabrikherren. Dieser Stand sollte darum nicht Beherrscher des Menschengeschlechtes sein, seine niedrige Habsucht und sein Monopolgeist müssen so niedergehalten werden, daß er keines anderen Ruhe mehr stören kann."[1])

So greift Adam Smith die Bollwerke des Merkantilismus an und bekämpft die Grundsätze der „Handelsbilanz". Es gibt eine andere, von der sogenannten Handelsbilanz grundverschiedene Bilanz, die, je nach den Umständen, die Blüte oder den Verfall eines Volkes bedingt: es ist die Bilanz zwischen dem, was jährlich hervorgebracht, und dem, was jährlich verbraucht wird, der eigentliche Unterschied zwischen Produktion und Konsumtion. So wie in der Einzelwirtschaft das Vermögen wächst, wenn der Tauschwert der erzeugten Produkte den der verbrauchten Produkte übersteigt, so ist es auch mit dem Gesellschaftsvermögen der Fall: durch das dabei neu gewonnene Kapital wird die Produktion noch weiter vergrößert. Wenn aber die Ausgaben der Gesellschaft die Einnahmen übersteigen, so geht das Gesellschaftskapital zurück, und im gleichen Verhältnisse sinkt auch die Produktion. Dieses von der Handelsbilanz sehr verschiedene Gleichgewicht würde bei einem von der übrigen Welt abgesperrten Volke ebenso eintreffen, wenn es auch gar keinen ausländischen Handel triebe; es findet auf die ganze Erde Anwendung, und von ihm hängt auch im großen Ganzen das Steigen und Fallen des Reichtums der Bevölkerung und der Kultur ab. Diese Bilanz kann für ein Volk, das eine

1) Diese Betrachtungen von Smith sind von besonderer Bedeutung für die Gegenwart, wo mehr und mehr die Handelsinteressen bestimmend werden für die Beziehungen der Nationen untereinander und damit gefährlich für die Politik.

ungünstige „Handelsbilanz" hat, günstig und dauernd sein; dann mag ein solches Volk während eines halben Jahrhunderts mehr ein- als ausführen, mag es das hereinströmende Silber und Gold sofort wieder hinaussenden, mag es durch Einführung von Papierzahlung aller Art die umlaufenden Münzen vermindern, ja selbst seine Verschuldung an das Ausland vermehren: trotz alledem muß während derselben Zeit sein wirklicher Reichtum, nämlich der Tauschwert seines Bodenertrages und seiner Arbeit, zugenommen haben.

Mit derselben Schärfe kritisiert Smith die Einseitigkeiten des physiokratischen Systems, obwohl er mit dessen praktischer Forderung, Befreiung aller Erwerbszweige von künstlichen Schranken, übereinstimmt und mit dessen Hauptvertreter Quesnay persönlich befreundet war. Er weist hin auf die rückständige Kultur reiner Ackerbaustaaten, wie China und Indien, und führt aus, daß jedes System, welches durch Begünstigungen oder Beschränkungen das Kapital auf einen bestimmten Erwerbszweig künstlich hinlenken will, am Ende seinem eigenen Zwecke zuwider handelt, indem es den Fortschritt der Gesellschaft zum wirklichen Reichtum und zur wirklichen Größe verzögert und den Ertrag aus Grund und Boden und aus der Arbeit der Gesellschaft verringert, anstatt ihn zu vergrößern.

Auch für die Schäden, welche den Arbeitern aus der industriellen Arbeitsteilung erwachsen, hat Adam Smith einen klaren Blick und ein warmes Herz. Im ersten Kapitel des 5. Buches schildert er die traurigen Folgen der einförmigen Beschäftigung des Arbeiters auf Geist und Gemüt und den auf die Dauer daraus entstehenden Stumpfsinn. Um so dringender fordert er einen allgemeinen Volksunterricht, weil in einem zivilisierten und handeltreibenden Lande die Erziehung des gemeinen Volkes sogar eine größere Aufmerksamkeit erheischt, als die der höheren und vermögenden Klassen. Er verlangt auch die Befreiung des Staates vom Einflusse der Geistlichkeit und eifert gegen die verschiedene Moral, welche die Reichen für sich und für die Armen konstruieren. Er hält ein gerechtes Steuersystem für das Fundament des Staates, verurteilt die Wirtschaft der Domänen, da es besser wäre, die letzteren mit Ausnahme der Parks und der öffentlichen Promenaden unter das Volk zu verteilen. Er bekämpft jede Steuer auf den Arbeitslohn, die in letzter Linie doch stets von den Konsumenten und

Grundeigentümern getragen werden müsse, ebenso auch jede Besteuerung notwendiger Lebensmittel; dagegen befürwortet er die Steuern auf große Verbrauchsgegenstände, wenn diese nicht zu den notwendigen Lebensmitteln gehören. Ein solches System ist auch in der Tat heute die Grundlage der englischen Finanzwirtschaft geworden und erbringt in Gestalt von Akzisen und Zöllen auf Wein, Bier, Tee, Kaffee, Tabak usw. die volle Hälfte der Staatseinnahmen. — Bei allen Steuern fordert Smith die weiteste Berücksichtigung der Lage der unteren Klassen.

Aufs allerschärfste verurteilt er die Maßregeln, welche das Brot verteuern. Zu seiner Zeit erzeugte noch Großbritannien mehr Getreide, als es verbrauchte; heute hat sich in England dieses Verhältnis umgekehrt: es führt jetzt jährlich etwa 50 Millionen Doppelzentner Brotfrüchte und Mehl im Werte von ca. 700 Millionen Mark ein. Dies ist der Entwicklungsgang aller Industriestaaten: auch Deutschland hat bereits eine Einfuhr von ca. 25 Millionen Doppelzentner aufzuweisen. — Zur Zeit von Smith suchte man in England die Ausfuhr von Getreide durch eine Prämie zu unterstützen. Wenn nun die Prämie 5 Sh. auf das Quarter (= $2^9/_{10}$ Hektoliter) betrug, so erhöhte sich naturgemäß der Preis des inländischen Getreides um einen ähnlichen Betrag, was ja eben durch die Prämie im Interesse der Grundbesitzer erreicht werden sollte. Smith schätzt jedoch diese Preiserhöhung nicht ebenso hoch als den vollen Betrag der Prämie, sondern vorsichtigerweise nur auf 4 Sh. per Quarter. Das Volk hatte somit außer der aus dem Staatsschatz gezahlten Prämie auch noch eine Preiserhöhung von 4 Sh. auf jedes im Inlande verbrauchte Quarter zu tragen. Da sich nun damals die Menge des im Inlande verzehrten Getreides zu der des ausgeführten Getreides wie 31 zu 1 verhielt, so mußte das Volk für jede durch den Staat bezahlte Prämie von 5 Sh. noch weitere 31 mal 4 Sh. = 6 Pfd. St. 4 Sh. aus eigener Tasche entrichten. Eine so schwere Steuer aber mußte nach der Meinung von Smith entweder die Lebenshaltung des armen Arbeiters herabdrücken und dadurch die Bevölkerung wie auch die Produktion vermindern, oder aber die Löhne erhöhen.

Nun könnte man zwar glauben, der Schaden gleiche sich dadurch wieder aus, daß der Landmann einen höheren Preis für sein Getreide erhält; aber dies ist nur eine Täuschung,

denn, im Gegensatz zu jeder anderen Ware, bei welcher sich eine künstliche Preiserhöhung lediglich auf die einzelne Gattung beschränkt, ist ja das Getreide der eigentliche Wertmesser, dessen Preisveränderung auf den Arbeitslohn und damit wieder auf die Preise aller anderen Waren einwirkt. Die Preiserhöhung des Getreides ist also in Wahrheit nur der Ausdruck für eine Wertverminderung des Geldes, denn sie pflanzt sich auf alle anderen Waren fort und entzieht dem Landmann das reichlich wieder auf einer anderen Seite, was sie ihm auf der einen eingebracht hat. Denn in der ganzen Welt ist der Wert von Getreide gleich derjenigen Menge von Arbeit, die durch seinen Verbrauch geleistet werden kann. — Die künstliche Verteuerung ist aber beim Getreide noch besonders deshalb nachteilig, weil sie nicht, wie z. B. bei der Industrie, eine Ausgleichung durch Vermehrung der Produktion herbeiführen kann. Den Vorteil davon hat also nicht der Ackerbauer, sondern lediglich der Händler; als die Gutsbesitzer die Ausfuhrprämie verlangten, ahmten sie zwar das Beispiel der Kaufleute und Fabrikanten nach, aber ohne Verständnis für die eigenen wahren Interessen. Sie legten dem Volke eine schwere Steuer auf, ohne ihr eigenes Einkommen merklich zu erhöhen; sie glaubten, den Preis des Getreides zu heben, und verminderten doch nur den des Silbers; durch die Benachteiligung der Industrie schädigten sie mittelbar wieder ihre eigenen Interessen. Denn der zwischen Stadt und Land betriebene Handel besteht in letzter Linie im Austausch einer gewissen Menge roher gegen eine gewisse Menge verarbeiteter Produkte; je teurer die letzteren, desto billiger müssen die ersteren werden. Also führt alles, was die Fabrikate verteuert, zu einer Preisverminderung der Bodenprodukte und beeinträchtigt dadurch den Landbau. So handelt jedes auf einseitige Begünstigung berechnete System seinem eigensten Zwecke entgegen. Der zugunsten der Industrie eingeführte Ausfuhrzoll auf Wolle z B. verbilligt zwar den Preis der Wolle, verteuert aber den Preis des Fleisches. In solcher Weise opfert überall das Prämien- und Zollsystem den Interessen der Fabrikanten nicht nur den Vorteil der Konsumenten, sondern auch den vieler Produzenten.

Mit einer kaum jemals in der Geschichte der Ideen bekannten Gewalt und Schnelligkeit haben sich die Lehren des Adam Smith und seiner Schule zunächst in England, dann aber auch in der ganzen zivilisierten Welt Bahn gebrochen. Siebzig

Jahre nach Smiths Tode waren in seinem Vaterlande alle Monopole, alle Ausfuhrprämien und Schutzzölle beseitigt, war die Navigationsakte und das Privilegium der Ostindischen Gesellschaft aufgehoben, die Sklaverei in allen britischen Kolonien (gegen eine Entschädigung von 20 Millionen Pfd. St.) abgeschafft, die gesamte Handels- und Steuerpolitik nach den Grundsätzen von Adam Smith eingerichtet. Mit jener das Genie kennzeichnenden wahren Bescheidenheit hatte Smith selbst einen solchen Erfolg seiner Lehre niemals zu hoffen gewagt. Während die Physiokraten ihren Meister Quesnay für den größten Wohltäter der Menschheit seit Prometheus erklärten und sein „Tableau Economique" der Bibel gleichstellten, sagt Adam Smith von seinen eigenen Leistungen: „Die Erwartung, daß in Großbritannien jemals die volle Handelsfreiheit eingeführt würde, wäre ebenso töricht als die Hoffnung, daß in diesem Lande je ein Staat Oceana oder Utopia entstehen könnte."

Die volle Handelsfreiheit kam, aber nicht ohne schwere innere Kämpfe, die sich ganz besonders um die Aufhebung der Getreidezölle drehten. Von dem Zeitpunkte an, wo die eigene Getreideproduktion Englands den Bedarf nicht mehr decken konnte, war eine Änderung in der Zollpolitik eingetreten: die Ausfuhrprämie auf Getreide wurde aufgehoben, dagegen die Einfuhr verboten, sofern der Preis nicht 80 Sh. per Quarter überstieg. Im Jahre 1828 wurde dann eine sogenannte „gleitende Skala" eingeführt, die den Zoll, je nach dem Preise des Getreides, höher oder niederer ansetzte. Gegen die Belastung des notwendigsten Lebensmittels richtete sich, da noch der Druck einer schwierigen Lage der Industrie hinzukam, eine immer lebhafter werdende Bewegung, die von Manchester ausging. Richard Cobden (1804 bis 1865), Kaufmann und Besitzer verschiedener Kattundruckereien in dieser Stadt, begründete im Jahre 1837 mit einigen Freunden die Liga zur Bekämpfung der Getreidezölle (Anti-Corn-Law-League), welcher er fast zehn Jahre lang, bis zu ihrem schließlichen Siege, als unermüdlicher Leiter vorstand. Wohl niemals ist eine Volksbewegung in so glänzender und aufopfernder Weise geführt worden: die Anhänger Cobdens veranstalteten zahllose Versammlungen in Stadt und Land und trugen Millionen zündender Flugschriften in alle Schichten des Volkes, zu den

Industriearbeitern, denen die Verteuerung des Brotes nachgewiesen, zu den ländlichen Pächtern, denen klargemacht wurde, daß nicht ihnen, sondern den Großgrundbesitzern der Vorteil aus den Getreidezöllen zugute komme. Sogar die Frauen wurden herangezogen, und die Bewegung nahm schließlich einen beinahe religiösen Charakter an.

Ins Parlament gewählt, schloß sich Cobden keiner Partei an und kämpfte, anfangs nur von Wenigen unterstützt, aus allen Kräften für die Sache des Freihandels. Durch die Bedeutung seiner Person und die Wucht seiner Beweisführung wußte er sich die Achtung der Minister und der herrschenden Torypartei, die ihn anfangs verlacht hatte, zu erzwingen. Man lachte nicht mehr, als Cobden im Zorne des begeisterten Apostels der konservativen Majorität vorhielt, wie der arme Mann bedrückt werde, wie der Brotzoll das Einkommen des kleinen Arbeiters mit einer Steuer von 20 % belaste, während auf das Einkommen der Reichen nicht der tausendste Teil dieses Prozentsatzes entfiel. Bei der herrschenden Begeisterung wurden ungeheure Geldmittel für die Zwecke der Liga aufgebracht: ein einziger Basar in London lieferte 25000 Pfd. St. (500000 Mark), und im Jahre 1845, unmittelbar vor dem letzten Ansturm, sammelte die Liga die Summe von 250000 Pfd. St. (5 Millionen Mark), wovon der vierte Teil in einer einzigen Versammlung in Manchester, dem Hauptquartier der freihändlerischen Agitation, aufgebracht wurde.

Der konservative Premierminister Sir Robert **Peel** hatte im Jahre 1842 unter dem Eindrucke der Volksstimmung einige Erleichterungen der Getreidezölle bewilligt, aber die Reform befriedigte die Führer der Bewegung nicht, weil sie nur teilweise ihren Forderungen entsprach, und als ihnen im Sommer 1845 eine Mißernte und die darauf folgenden sehr hohen Brotpreise zu Hilfe kamen, war es die Regierung selbst, die im Januar 1846 im Parlament die allmähliche vollständige Aufhebung der Kornzölle beantragte. Der heftigste ehemalige Gegner Cobdens, Sir Robert Peel, stellte selber als leitender Minister diesen Antrag und sprach dabei in warmen Worten seine Anerkennung und Bewunderung für Cobden aus: seiner Einsicht und Tatkraft sei einzig und allein die auch von der Regierung nunmehr als segensreich erkannte Reform zu verdanken.

Cobden löste die Liga auf und widmete sich anderen politischen Aufgaben: der Reform des Wahlrechts, der Abschaffung der Navigationsakte, dem Handelsvertrag mit Frankreich und der internationalen Friedensbewegung. Die wiederholten Aufforderungen zum Eintritte in die Regierung lehnte Cobden ab und wies auch eine ihm kurz vor seinem Tode von Gladstone angetragene ehrenvolle und reich dotierte Staatsanstellung zurück. Dabei hatte sein eigenes Vermögen durch die fast zehnjährige agitatorische Aufopferung stark gelitten. Als dies in England bekannt wurde, legte ihm eine Nationalsubskription die Ehrengabe von 100000 Pfd. St. (2 Millionen Mark) zu Füßen. So feierte die großmütige Nation, die so oft als Krämervolk bezeichnet wird, die Verdienste des uneigennützigen Mannes, den sie noch jetzt als einen ihrer größten Wohltäter ehrt und liebt. Nach seinem Tode gaben im Unterhause die Vertreter aller Parteien, Disraeli, Lord Palmerston und John Bright, der allgemeinen Volkstrauer einmütig Ausdruck; in der französischen, wie auch in der preußischen Kammer wurde Cobdens Gedächtnis gefeiert; ein Denkmal in Manchester und der zur Verbreitung der Freihandelsidee gegründete Cobdenklub preisen sein Andenken. Und was mehr ist, in Tausenden von englischen Arbeiterhäusern ist heute noch die Wand des einfachen Zimmers mit dem Bilde von Richard Cobden geschmückt.

Die Abschaffung der Getreidezölle bildet einen bedeutsamen Wendepunkt in der Handels- und Sozialpolitik Englands und ist auf die Lehren der englischen Nationalökonomie zurückzuführen. Man hat der Lehre von Adam Smith und seiner Schule den Namen des Industriesystems gegeben. Insofern die klassische Nationalökonomie die wahre Bedeutung der Arbeit in ein helles Licht gestellt hat, ist wohl diese Bezeichnung zutreffend. Soll aber damit gesagt sein, sie habe die Industrie auf Kosten anderer Berufsarten bewußt begünstigen wollen, so ist es, wenigstens mit Bezug auf die Urheber der Lehre, durchaus unbegründet: Smith, Ricardo und Malthus waren unabhängige Männer von höchster Ehrenhaftigkeit, vom lautersten Streben nach Wahrheit und Menschenwohl erfüllt, weit entfernt, irgendwelche Sonderinteressen zu vertreten. Daß sie die Bedeutung des Kapitals für den Produktionsprozeß in gutem Glauben überschätzt haben, das lag in den Verhältnissen der Zeit: angesichts der niedrig stehenden Arbeiterbevölkerung konnte

damals kaum Jemand auf den Gedanken kommen, daß eines Tages der Arbeiter eine wichtigere Rolle spielen könnte als der Unternehmer. — Wollte man aber ihnen die Verantwortlichkeit für die Ausschreitungen aufbürden, die sich die Kapitalisten im Mißbrauch der freien Konkurrenz überall zuschulden kommen ließen, so wäre dies ebenso ungerecht, als wenn man etwa Wilberforce, nachdem er als Erster die Abschaffung der Negersklaverei angeregt hat, für alle Untaten verantwortlich machen wollte, die befreite Sklaven irgendwo begangen haben. — Auch haben Smith und seine Nachfolger keineswegs daran gedacht, ihr Vaterland auf Kosten der übrigen Menschheit zu erheben: verkünden sie doch vielmehr aus innerster Überzeugung heraus überall den Segen der Freiheit für alle Länder und Völker. Wenn Großbritannien, dank seiner am weitesten vorgeschrittenen politischen Entwicklung, auf Grund seiner geographischen Lage und durch die rasche Durchführung wirtschaftlicher Freiheit alle anderen Nationen auf dem industriellen Gebiete überflügelt hat, so war dies zwar das Verdienst, nicht aber die Absicht der großen englischen Nationalökonomen.

Theoretisch ist auch die neueste Nationalökonomie durch Smith, Ricardo und Malthus angeregt und mächtig gefördert worden: sowohl die Gegner des modernen Sozialismus, als auch seine Träger gehen auf sie zurück. Unter den letzteren hat Ferdinand Lassalle auf der Theorie von Malthus und Ricardo sein „ehernes Lohngesetz" aufgebaut, welches lautet: „der durchschnittliche Arbeitslohn beschränkt sich auf die in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderliche Lebensnotdurft; falls er vorübergehend höher steigt, muß er infolge der Vermehrung der Arbeiterbevölkerung stets wieder auf dieses Existenzminimum herabgedrückt werden". Dieses „eherne" Gesetz ist seitdem nicht nur von der Wissenschaft, sondern auch von der Arbeiterpartei aufgegeben worden, deren Agitation damit eingeleitet wurde. Denn aus diesem Lohngesetz, welchem die nicht absolut zutreffende Malthussche Theorie zugrunde liegt, würde sich als eherne Notwendigkeit die dauernde Vorherrschaft des Kapitals über die Arbeiterklasse ergeben. Unter veränderten politischen Verhältnissen aber, bei einer höher gebildeten Arbeiterschaft und bei voller Koalitionsfreiheit, kann sicherlich der Anteil des Arbeiters an den Ergebnissen seiner Leistung ein weit höherer

sein, als er zur dürftigen Lebenserhaltung und zur Fortpflanzung ausreicht. Der Kapitalgewinn setzt sich zusammen aus den Zinsen des angewandten Kapitals, der Entschädigung für die Leitung des Unternehmens und aus dem darüber hinausgehenden Überschuß des Unternehmers. Sobald auch die Arbeiter durch die Assoziation kapitalkräftig werden, sobald in ihrer eigenen Mitte sich die Fähigkeiten zur Leitung der Produktion finden und ausbilden, vermögen sie den Unternehmer zu entbehren und an dessen Stelle selber den Gewinn zu genießen. Alle Bestrebungen moderner Sozialreformer bewegen sich nach diesem Ziele, und gerade die Entwicklung der englischen Verhältnisse beweist die Möglichkeit einer solchen wirtschaftlichen Wandlung.

Das „eherne Lohngesetz" aber hat, trotzdem es längst überwunden ist, in seiner Art das gleiche Verdienst wie die Lehre des Malthus. Ebenso wie bei all ihrer Fehlerhaftigkeit die Lehre von Malthus zuerst zum Denken über die wichtige Bevölkerungsfrage aufgerüttelt und den Anstoß zu der gründlichen Reform des englischen Armenwesens gegeben hat, hat auch das eherne Lohngesetz durch die furchtbare Fassung, die Lassalle der Ricardoschen Lohntheorie gab, die Arbeiterschaft Deutschlands zuerst zu politischer Tätigkeit entflammt. Diese Tätigkeit an und für sich aber muß, auf welchem Standpunkte man immer stehen mag, als notwendig und segensreich erkannt werden, weil unter modernen Zuständen die Kultur nur dann Dauer haben kann, wenn alle Volkskräfte sich an der politisch-sozialen Arbeit beteiligen. — Auf der Theorie von Ricardo und Smith, daß „nur die Arbeit Werte schafft", beruht auch die Lehre von Karl Marx über den „Mehrwert", die seitdem eine Grundlage des sozialistischen Programms bildet.

Auf der Theorie der großen englischen Nationalökonomen beruht aber hauptsächlich die „Manchesterschule", die Freihandelspartei, durch deren Lehren die Handelspolitik Englands noch jetzt bestimmt wird[1]) und die auch bis über die Mitte

1) In den letzten zwei Jahren ist unter der Führung von Joseph Chamberlain und der stillschweigenden Unterstützung der bisherigen Regierung (Lord Balfour) wieder eine starke Schutzzollbewegung auch in England eingeleitet worden, die sich gegen die steigend schutzzöllnerische Richtung der kontinentalen und nordamerikanischen Handelspolitik und die dadurch herbeigeführte Zurück-

des 19. Jahrhunderts hinaus in der französischen und deutschen Wissenschaft vorherrschte. Ihre hauptsächlichsten Vertreter sind in England Cobden, John Bright und Mc. Culloch, in Frankreich Jean Baptiste Say und Frédéric Bastiat, in Deutschland Prince-Smith, Böhmert und Karl Braun. Die Einseitigkeit ihrer Lehren ist in den jüngsten Jahrzehnten erkannt und allenthalben überwunden worden, aber dieser erfreuliche Fortschritt darf uns gegen diese Männer nicht ungerecht machen; ihnen bleibt das hohe Verdienst, daß sie überall den Schutt einer überwundenen Wirtschaftsperiode weggeräumt, freiheitlichen Gedanken Bahn gebrochen und den Boden für eine neue Ordnung bereitet haben.

In Deutschland hat Friedrich List den Anstoß zu einer Bewegung gegen die Lehren der Manchesterschule gegeben. Geboren 1789 zu Reutlingen in Württemberg, schwang sich dieser talentvolle Mann vom einfachen Schreiber zum Professor der Staatswissenschaften an der Universität Tübingen auf, legte, von der Regierung verfolgt und gemaßregelt, schon 1819 die Professur nieder und übernahm das Amt eines Sekretärs des Deutschen Handelsvereins, dessen Mitbegründer er gewesen war. Als Abgeordneter seiner Vaterstadt infolge seines freisinnigen Auftretens von der Regierung angeklagt und verfolgt, und von der gefälligen Abgeordnetenkammer preisgegeben, brachte er acht Jahre in Nordamerika zu, kam als amerikanischer Konsul nach Leipzig, führte in den letzten zehn Jahren seines Lebens ein unsicheres Wanderdasein, bis er 1846 in Kufstein verzweiflungsvoll selber seinem Leben ein gewaltsames Ende setzte.

List ist der erste, der die Lehren der politischen Ökonomie vom nationalen Gesichtspunkte aus betrachtet. Er erkennt, daß die Grundsätze der klassischen Nationalökonomie auf den hoch entwickelten industriellen Zustand Englands volle Anwendung finden, aber er glaubt, daß Deutschland sich auf eine

---

drängung der englischen Industrie wendet und im kommerziellen Zusammenschluß Großbritanniens mit seinen Kolonien ein Kampfmittel dagegen schaffen will. Bei der dem englischen Volke in Fleisch und Blut übergegangenen Abneigung gegen die Belastung der notwendigen Lebensmittel ist der Erfolg dieser Agitation zweifelhaft, falls nicht etwa politische Leidenschaften ihm zu Hilfe kommen sollten; vielleicht aber wird sie dazu beitragen, die derzeit außerhalb Englands herrschende protektionistische und agrarische Strömung wieder in vernünftige Grenzen einzudämmen. (Inzwischen ist im Dezbr. 1905 das Ministerium Balfour gestürzt worden.)

ähnliche Stufe erheben müsse, ehe absolute Handelsfreiheit eintreten könne. Denn das von Adam Smith aufgestellte Gesetz von dem Vorteil des Tausches könne zwischen verschiedenen Nationen nur unter der Bedingung einer gleichen oder doch ähnlichen industriellen Entwicklung gelten, während es bei ungleichen Verhältnissen den Fortschritt hemme. Deutschland müsse gegenüber der Übermacht Englands erst in sich selbst erstarken, es müsse sich nach außen hin durch Zölle schützen, um im Innern seine industrielle Erziehung ruhig vollenden und dann ebenbürtig in den internationalen Wettstreit eintreten zu können.

Friedrich List ist so der Vater einer deutsch-nationalen Handelspolitik geworden, aber er ist doch weit entfernt, ein einseitiger Schutzzöllner zu sein. Mit weitem Blick trachtet er nach einer Verständigung mit England, ja er sieht das Zukunftsbild eines freien Welthandels auf Grund des nationalen Fortschrittes voraus. Er ist auch ein entschiedener Gegner jeder Besteuerung der notwendigen Lebensmittel, insbesondere verurteilt er gleich Adam Smith die Erhebung von Getreidezöllen. Den gewaltigen Einfluß des damals noch jungen Eisenbahnwesens sieht er voraus, er plant den streng rationellen Ausbau eines deutschen Eisenbahnnetzes: hätte man seine Ratschläge damals gehört, so wären ungeheure Summen für planlose Eisenbahnbauten erspart geblieben.

Lists Wirken ist in hohem Grade bestimmend gewesen für den Aufschwung der deutschen Industrie. Seine Grundsätze waren für die Schaffung und anfängliche Leitung des Zollvereins entscheidend. Als 1878 die jetzige schutzzöllnerische Wendung der deutschen Handelspolitik eintrat, wurde überall seine Autorität angerufen, manchmal freilich nach einer Richtung, die er selber zurückgewiesen hätte. Zu seinen Lebzeiten aber hat man List in Not verkommen lassen; die deutschen Industriellen, die seinem Wirken so viel zu danken haben, hatten keine noch so kleine Stellung für ihn frei: ein Vergleich mit der Anerkennung, die Cobden in seinem Vaterlande gefunden hat, kann nicht verfehlen, in deutschen Herzen traurige Empfindungen zu wecken.

Literatur.

Smith, Adam, Natur und Ursachen des Volkswohlstandes, deutsch von Wilh. Löwenthal. Berlin 1879, Elwin Staude.

Mohl, Robert von, Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften, III. Band. Erlangen 1858, Enke.

Roscher, Wilhelm, Die Grundlagen der Nationalökonomie, Band I. Stuttgart 1873, Cotta.
Ricardo, David, Grundgesetze der Volkswirtschaft, deutsch von Baumstark. Leipzig 1877, Engelmann.
George, Henry, Fortschritt und Armut. Berlin, Staude.
Malthus, Robert, Versuch über das Bevölkerungs-Gesetz, deutsch von Stöpel. Berlin 1879, Prager.
Lange, Friedrich Albert, John Stuart Mills Ansichten über die soziale Frage. Duisburg 1866, Falk und Lange.
Holtzendorff, Franz von, Richard Cobden. Hamburg 1874, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
List, Friedrich, Nationales System der Politischen Ökonomie, 7. Auflage. Stuttgart 1883, Cotta.
Goldschmidt, F., Friedrich List, Deutschlands großer Volkswirt. Berlin 1878, Springer.
Schulze-Gävernitz, Gerh. von, Die Großindustrie. Leipzig, Duncker und Humblot.

Achtes Kapitel.

Sozialisten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

St.-Simon, Fourier, Cabet, Owen.

Die französische Revolution des 18. Jahrhunderts verschob die Machtverhältnisse nur in den oberen Schichten der Gesellschaft; das Beispiel konnte nicht ohne Gegenwirkung von unten bleiben, aber diese war zu oberflächlich und zu scharf und blieb deshalb ohne ein wirkliches Ergebnis. Es war eine Art von romantischem Kommunismus, den die St.-Just und Babeuf predigten und ins Werk setzen wollten: die Republiken des Plato und Morus sollten endlich leibhaftig auferstehen, Sparta sollte in einem Lande wie Frankreich wieder erwachen. Der schwärmerische unzeitgemäße Radikalismus führte seine Urheber auf die Guillotine und bot nur willkommenen Anlaß zu einer stärkeren Reaktion seitens der herrschenden Gewalten.

Zuerst mußte der Feudalismus zugunsten des Bürgertums überwunden werden, ehe die Worte „Gleichheit" und „Brüderlichkeit" einen höheren Sinn bekommen, ehe sie aufhören konnten, die phrasenhafte Verhüllung einer lediglich in ihren Trägern veränderten Unterdrückung zu sein. Die große Revolution hatte im Grunde nur die Formel umgedreht: war früher das System der Privilegien die Leiter zum Reichtum gewesen, so wurde jetzt der Reichtum zur Staffel für neue Privilegien. Schon im Jahre 1798, unter dem Direktorium, jammerte man

wieder über „die Schmarotzer, die Händler, die neu Bereicherten, die Geier des 18. Jahrhunderts". Durch die neu bevorrechtete Klasse wurden denn auch alle sogenannten Rettungen der Gesellschaft möglich gemacht, alle Unterdrückungen der politischen und sozialen Freiheit, vom 18. Brumaire des ersten Napoleon bis zum 2. Dezember Napoleons III. Diese Klasse blühte und herrschte unter der Restauration und unter dem Bürger- und Spekulantenkönig Louis Philippe, dessen Minister Guizot ihr offen das Losungswort gegeben hat: „Bereichert euch!" Durch diese neue Vorherrschaft des Reichtums mußten die besseren Geister aufgerüttelt werden: so sehen wir in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Männer wie St.-Simon, Fourier, Cabet auftreten, sehen zum erstenmal, wie sich um ihre Gedanken und Systeme begeisterte Jünger scharen in der Absicht, die vorgeschlagenen Reformen zu verwirklichen. Gemeinsam ist allen diesen Reformatoren die philosophische Richtung, gemeinsam die Verbindung des sozialen Strebens mit dem Versuch einer religiösen Erneuerung der Gesellschaft, gemeinsam das begeisterte Aposteltum der Welterlösung.

Der Graf Claude Henri von Saint-Simon, geboren 1760 zu Paris, führte ein stürmisches, romanhaftes Leben. Als Erbe eines feudalen Millionenvermögens erhält er eine vortreffliche Erziehung, kämpft als neunzehnjähriger Jüngling unter Lafayette für die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Amerika, verfolgt in Mexiko und Spanien großartige Kanalpläne im Stile des späteren Ferdinand Lesseps, verliert durch die Revolution sein ganzes Vermögen, legt seinen Adel ab, wirft sich in Vereinigung mit einem deutschen Edelmann auf die Güterspekulation, verpraßt das dabei gewonnene ansehnliche Geld wieder in einem einzigen Jahre, lebt dann ärmlich als Beamter des Leihhauses mit einem Gehalte von tausend Franken, wird endlich in höchster Not von einem dankbaren früheren Diener aufgenommen, ernährt und verpflegt, und stirbt im Jahre 1825 arm und verlassen. Von der Zeit an, wo er sich von den Geschäften zurückgezogen hatte, lebte er unter den größten Entbehrungen nur seinen Studien, und beschäftigte sich unter niemals abnehmender Begeisterung mit dem Problem, wie die menschliche Gesellschaft auf eine ihrer Bestimmung würdige Höhe gehoben werden könne.

St.-Simon hat kein System hinterlassen, sondern nur ein reiches Material von philosophischen Gedanken, die von seinen

Schülern zu einem System ausgebaut worden sind. Nach seiner Geschichtsphilosophie wurde das Mittelalter durch Eroberung organisiert und durch Glauben geleitet, die moderne Gesellschaft dagegen soll durch Arbeit organisiert und durch Wissenschaft geführt werden. Die weltliche Macht muß künftig durch die Industriellen, die geistliche durch die Gelehrten ausgeübt werden.

Der Zweck der Gesellschaft besteht in der Hervorbringung von Dingen, die für das Leben nützlich sind. Die Systeme der Vergangenheit wirkten auf die Personen der Menschen, indem sie dieselben unterjochten und trennten; das System der Zukunft soll auf die Natur in der Vereinigung und Befreiung der menschlichen Arbeit wirken. Das gemeinsame Ziel aller menschlichen Arbeit ist die Ausbeutung der Erde, das Mittel dazu ist die Assoziation. In dieser Gesellschaft darf nur die Arbeit gelten, dürfen nur die Bienen herrschen und nicht die Drohnen. Die Wissenschaft hat die Mittel für den Fortschritt zu finden, die Politik hat die als gut befundenen Theorien auszuführen. Als oberster Grundsatz muß gelten, daß die Gesellschaft in einer für die Mehrheit am meisten vorteilhaften Weise regiert werde. In seinem letzten Werke: „Das neue Christentum" stellt St.-Simon die Forderung nach einer gemeinsamen Moral an Stelle des bisherigen Dogmas und verlangt religiöse Vertiefung gegenüber der materialistischen Richtung der Zeit.

Die St.-Simonistische Schule entsteht etwa vier Jahre nach dem Tode St.-Simons. Die St.-Simonisten weisen ernst darauf hin, daß die Unfreiheit des Arbeiters durch politische Befreiung allein nicht beseitigt werde. Denn die Revolution hat das größte Privilegium unangetastet gelassen, das der Geburt: das Elend ist erblich. Soll aber die Gesellschaft gedeihen, so müssen alle Güter der Erde von denjenigen ausgebeutet werden, die am fähigsten dazu sind. Dieser Forderung steht das Erbrecht entgegen, deshalb muß es abgeschafft werden. Das persönliche Eigentum bleibt bei Lebzeiten des Besitzers gewahrt, nach seinem Tode fällt es an den Staat, durch welchen dann die günstigste Art der künftigen Verwaltung bestimmt wird. Der Staat hat auch die friedliche Arbeit vernunftgemäß zu organisieren, wie er es ja schon bezüglich der kriegerischen Tätigkeit tut. — In der Praxis läuft dieses System auf einen strengen Staatssozialismus hinaus: schon nach einer Generation hat der Privatbesitz aufgehört, und jeder ist lediglich Staats-

beamter. — Die St.-Simonisten weisen die gleichmäßige Teilung des Eigentums zurück, die sie für eine noch schlimmere Ungerechtigkeit erklären, als die ungleichmäßige Teilung. Denn sie glauben an die natürliche Verschiedenheit der Menschen und betrachten gerade diese als den Grundstein der Assoziation und des Fortschritts. — Als Übergangsstufen zu ihrem Idealstaate wollen sie vorerst die Erbschaft der entfernteren Grade aufheben, hohe Erbschaftssteuern einführen, die Staatsschulden durch Steuern ersetzen und den Kredit, besonders den landwirtschaftlichen Kredit, durch Errichtung von Banken befördern.

Die Anhängerschaft dieser Schule war anfangs eine sehr bedeutende: viele der ersten Geister des damaligen Frankreich, die später im politischen und wissenschaftlichen Leben eine Rolle gespielt haben, schlossen sich mit jugendlichem Eifer der neuen Lehre an: so u. a. Auguste Comte, Michel Chevalier, Sadi Carnot, Auguste Thierry, Leon Halévy, die Brüder Péreire und die Brüder Rodrigues. Aber bald erlitt der St.-Simonismus Schiffbruch durch seine mystische und sinnlich-religiöse Seite, die hauptsächlich vom „Vater Enfantin" vertreten war. Dieser ehrliche, aber schwärmerische Mann fühlte sich als der Messias einer neuen Erlösung. Unter seiner Leitung blieb die Schule nicht bei religiös-philosophischen Gedanken und der Gründung eines engen, familiären Verbandes stehen, schritt vielmehr in der Frage der Emanzipation und Gleichstellung der Frau zu einer radikaleren Richtung fort: man wollte nicht nur die Ehescheidung erleichtern, sondern auch die Prostitution durch eine gewisse Legalisierung ihrer Beziehungen überwinden. Diese Bestrebungen endeten schließlich vor dem Gerichtshof und führten im Jahre 1832 zur vollständigen Auflösung der Schule.

Es gibt kaum einen größeren Gegensatz als den zwischen dem Leben St.-Simons und dem Leben Fouriers: dort die wilde Unbeständigkeit des Schicksals, hier die bescheidene Ruhe einer ärmlichen, aber immer gesicherten Existenz. Charles Fourier, geboren 1772 zu Besançon, war Zeit seines Lebens ein kleiner Kaufmannsgehilfe. Aber er haßte seinen Beruf aus ganzer Seele; die frühesten Eindrücke der Kindheit hatten ihn dazu geführt, denn als fünfjährigen Knaben züchtigte ihn der Vater, weil er einem Kunden, gegen das Geschäftsinteresse, die Wahrheit über eine schlechte Ware gesagt hatte, und der Umstand, daß sein erster Prinzipal in Marseille eine große

Ladung Reis ins Meer werfen ließ, um den Preis des Artikels künstlich zu steigern, brachte seine starke Abneigung gegen den Handel zum Durchbruch. So wächst früh in Fourier ein heftiger Haß gegen alle Unwahrheiten und Ungerechtigkeiten des gesellschaftlichen Lebens, und sein ganzes Streben geht darauf hinaus, sie zu beseitigen. Harmonie ist der Grundton, auf den sein ganzes Wesen gestimmt ist: er strebt nach Harmonie der Arbeit und des Genusses, nach Harmonie des Menschen und der Natur, die durch ein volles Ausleben der menschlichen Eigentümlichkeiten, der verschiedenen Neigungen und Leidenschaften erreicht werden soll. So wird Fourier zwar zum Sozialisten, denn er erstrebt den höchsten Glückszustand der Gesamtheit, aber er bleibt dabei Individualist, indem er diesen Zustand nur durch die Entfaltung des Einzelnen zu seinem eigenen höchsten Glücke für erreichbar hält.

Fouriers ganze Gedankenwelt bewegt sich in der Richtung zur Natur, nach dem Reize des Landlebens, nach dem Ackerbau. Dort sieht er die Zersplitterung der Arbeit und ihre unheilvollen Folgen, er will die Vorzüge des Kleinbesitzes erhalten und seine Fehler beseitigen. So entsteht der Plan seines Gemeindekontors, des Vorbildes der landwirtschaftlichen Genossenschaft. Gemeinsamkeit der Scheunen und Keller, des Handels und Verkehrs soll die selbständigen Kleinen vereinigen und zu wirtschaftlicher Macht erheben. Was immer die gemeinschaftliche Tätigkeit vorteilhafter leisten kann, das soll nur ihr zugewiesen werden.

Fouriers berühmtes Phalansterium ist der Wohnpalast einer landwirtschaftlich-gewerblichen Bevölkerung. Dort sind 300 Familien verschiedener Berufe und Bildungsgrade vereinigt, bilden eine große Familie, führen einen Haushalt und arbeiten doch nach freier Wahl, in Serien eingeteilt, zum gemeinsamen Besten wetteifernd. Bis in die allerkleinsten Einzelheiten hat Fourier seinen Lieblingsgedanken ausgebaut, Zeit seines Lebens hat er auf dessen Verwirklichung gehofft; zehn Jahre lang ging er täglich um die Mittagsstunde nach Hause, mit unerschütterlicher Zuversicht den reichen Menschenfreund erwartend, der ihm die für das erste Phalansterium nötige Million bringen sollte. — Er starb enttäuscht im Jahre 1837. —

Drei gesunde Ideen sind es, die aus Fouriers Schriften besonders in die Augen springen: die enge Verbindung des

Gesellschaftslebens mit der Freiheit aller einzelnen Glieder, die ständige Verknüpfung dieses Lebens mit der Natur, und der hohe Wert der Arbeit an sich, auch abgesehen von ihrem materiellen Ertrage. Ein Geschlecht, so sagt Fourier, das mit dem Trachten nach persönlichem Glücke ein starkes Streben nach Gemeinsamkeit verbindet, das in der höchsten Leistung für die Gesellschaft auch das Ziel des Einzellebens sucht, — ein solches Geschlecht wird erst würdig sein, den Namen einer menschlichen Gesellschaft mit Ehren zu tragen.

Fouriers Hoffnungen auf eine Umgestaltung der Welt durch sein System haben sich nicht erfüllt, aber überall im wirklichen Leben begegnen wir den Früchten seiner geistvollen Anregungen. Wenn wir unsere Lagerhäuser und Getreidespeicher, unsere wichtigsten Kommunalbetriebe, unsere Volksküchen und Arbeiterkolonien betrachten, so werden wir an Fourier erinnert. Auch das Phalansterium sehen wir, in seinen Vorzügen durch die modernen Hotelpaläste, in seinen Schattenseiten durch die Mietkasernen unserer Großstädte, verwirklicht. — Die oftmals phantastische Außenseite der Schriften Fouriers und seine ewigen Wiederholungen haben verhindert, daß seine Werke ins große Publikum eingedrungen sind. Fourier war eine schwärmerisch poetische Prophetennatur mit einem außerordentlich praktischen Blick; viele seiner Gedanken, die zu seiner Zeit abenteuerlich erschienen, sind heute erfüllt: wir haben die Landenge von Suez durchstochen, die Gesundheitsverhältnisse verbessert, wir beanspruchen den Mehrwert des städtischen Bodens für die Gemeinschaft, wir legen mit Hilfe der Elektrizität einen Riesenlichtkranz um die Erde und überwinden durch die Dampfkraft Raum und Zeit. —

Aber die Errichtung kommunistischer Gemeinwesen ist uns noch nicht gelungen: das Unternehmen Etienne Cabets, sein Ikarien (vgl. das Literaturverzeichnis Seite 61) in Texas zu errichten, für welches sich gegen das Ende der Mißwirtschaft unter Louis Philippe eine große Begeisterung in Frankreich gezeigt hatte, mißlang gänzlich. Der Ausbruch der Februarrevolution erweckte die Hoffnung, daß Ikarien, das Land der sozialen Sehnsucht, in Frankreich selber erstehen werde; die geringe Eignung der durch Zufall zusammengewürfelten Kolonisten war die Ursache, daß auch Cabet seine anfangs so stolzen Hoffnungen enttäuscht zu Grabe tragen mußte.

Ähnliche Kolonisationsversuche, die aus gleichen Gründen mißglückten, hat in seinen alten Tagen auch Robert Owen unternommen. Nicht diesen Versuchen aber, sondern seiner humanitären Wirksamkeit verdankt er seine geschichtliche Bedeutung. Robert Owen (1771 bis 1858), ärmlichen Verhältnissen entstammend, übernahm im Jahre 1800 die Leitung einer Baumwollspinnerei in New-Lanark in Schottland. Er fand dort eine grauenhaft verkommene Arbeiterbevölkerung, die sich aus dem Abschaum des Landes zusammensetzte. Menschenfreundlichkeit, verbunden mit geschäftlichem Scharfblick, veranlaßte ihn zu einer energischen Reformtätigkeit. In der Tat erscheint uns die antike Sklaverei als eine humane Einrichtung, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß zu Anfang unseres Jahrhunderts die hauptsächliche Arbeit in den Spinnereien von Kindern im Alter von sechs bis acht Jahren geleistet wurde, die Sommers und Winters täglich 13 Stunden zu arbeiten hatten und dann noch die Schule besuchen mußten. — Owen beschränkte die Kinderarbeit auf das Alter über zehn Jahre und auf zehn Stunden des Tages, verkürzte die Arbeitszeit der Erwachsenen, errichtete Kindergärten, Schulen, Volksküchen, Spitäler, Sparkassen, sorgte für gute und billige Lebensmittel und für Bildung und sittliche Hebung der Erwachsenen. Nach kaum zehn Jahren hatte sich das Grundwesen einer Bevölkerung von 2000 bis 3000 Menschen total verändert, sie wurden sittsam, nüchtern, sparsam, fleißig und in gewissem Sinne wohlhabend. Dabei hatte sich der Gewinn der Fabriken bedeutend erhöht. — Owen schien das Mittel gefunden zu haben, die menschliche Gesellschaft vor dem Versinken zu retten, die öffentliche Meinung aller Länder feierte ihn, Tausende wallfahrteten nach New-Lanark, um seine Einrichtungen zu studieren.

Owen entfaltete nun eine großartige propagandistische Tätigkeit: in zahllosen Zeitungsartikeln und Flugschriften verkündete er seine Erfolge. Er wendete sich in ausführlichen Denkschriften an die Mächte von Europa und Amerika, besuchte im Jahre 1818 persönlich den Aachener Kongreß und legte dort den Vertretern der Heiligen Allianz eine Denkschrift vor, worin er auseinandersetzt, daß die Produktivkraft von England sich durch die Maschinen in den letzten 25 Jahren auf das Zwölffache gesteigert habe (die Erfindungen Arkwrigths und Watts, die Spinnmaschine und die Dampfkraft, ersetzen nach

Owens Angabe allein die Arbeit von 200 Millionen Menschen); deshalb sei die Zeit gekommen, wo so viele Reichtümer geschaffen werden könnten, daß alle Glieder der Gesellschaft in Hülle und Fülle zu leben vermögen. Er schildert die Gefahren, die aus dem Bestehen eines Proletariats hervorgehen und weist auf die entscheidende Macht der Erziehung hin. Owen gewinnt die Unterstützung angesehener Staatsmänner und trotzt dem Parlament das erste Fabrikgesetz ab, welches die Arbeit der Kinder in Baumwollspinnereien auf das Alter von zehn Jahren beschränkt. Mehr als eine Million Mark hat Owen in dieser Zeit aus Privatmitteln für seine Agitation ausgegeben, er war eine Zeitlang der populärste Mann nicht nur in England, sondern in ganz Europa. Die Feindschaft der Geistlichen und der Radikalen, die er beide ohne Not verletzt hatte, schreckte ihn ab, er ging hinüber nach Amerika, entwickelte seine Ansichten vor dem Kongresse der Vereinigten Staaten und begründete dort seine Kolonie New-Harmony, die bald wieder zugrunde ging; aber allerorten, auch jenseits des Ozeans, erwachte nun der korporative Geist.

Der Fehler Owens lag darin, daß er seine persönlichen Erfahrungen und Erfolge verallgemeinern zu können glaubte. Der staunenswerte Aufschwung von New-Lanark war lediglich seiner Persönlichkeit zu verdanken, seiner imponierenden, vertrauenerweckenden Männlichkeit, seiner Begeisterung und Menschenliebe. Solche Männer aber erscheinen leider nicht als Regel, sondern nur als seltene Ausnahme. Er war durch die isolierte Lage seines Wirkungskreises begünstigt, und dies hat ihn auch dazu geführt, an Stelle der großen Industriezentren kleine agrarisch-industrielle Verbände von nicht mehr als 1200 Einwohnern zu befürworten, womit er sich den Gedanken Fouriers nähert.

Robert Owen ist gestorben im Bewußtsein eines vergeblichen Wirkens. Und doch hat kaum je ein einzelner Mensch so tiefe Spuren in der Entwicklung seines Landes hinterlassen, als gerade er. Alle Fortschritte Englands auf sozialpolitischem Gebiete in den jüngsten 50 Jahren sind mehr oder weniger auf Anregungen Owens zurückzuführen: die ganze Fabrikgesetzgebung, die Reformen des Unterrichts- und Armenwesens, die Gewerkschafts- und vor allem die Genossenschaftsbewegung. Der ersten Konsumgenossenschaft der 28 armen Pioniere von

Rochdale[1]) ist Owen Pate gestanden. Den englischen Kapitalisten und Aristokraten hat er den Abgrund gezeigt, in welchen die Gesellschaft durch das wachsende Proletariat gestürzt werden müßte; mächtige Wortführer, wie Thomas Carlyle und Charles Kingsley, sind mittelbar durch ihn angeregt worden: kurz, Robert Owen ist ein Bahnbrecher gewesen für die zur Gerechtigkeit hinstrebende moderne englische Sozialpolitik.

Systeme werden vergessen und überholt, aber nützliche Einzelgedanken verwirklichen sich: alles, worauf St.-Simon, Fourier und Owen stolz waren, womit sie die Menschheit umzugestalten glaubten, ist mit ihnen dahingegangen; was ihnen nebensächlich erschien, wächst zur fruchtbaren Tat empor. Auch an ihnen offenbart sich die Wahrheit des biblischen Wortes: „Der Stein, den die Bauleute verwarfen, ist zum Eckstein geworden."

Literatur.

Stein, Lorenz von, Der Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreichs. Leipzig, Otto Wiegand.

Reybaud, Louis, Etudes sur les Réformateurs. Brüssel, Wouters.

Janet, Paul, Saint-Simon et le Saint-Simonisme. Paris, Germer Baillère & Co.

Warschauer, Geschichte des Sozialismus, I. Abteilung: St.-Simon und der St.-Simonismus. Berlin 1892, Bahrs Verlag.

Fourier, Charles, Oeuvres choisies par Ch. Gide, Petite Bibliothèque économique. Paris, Guillaumin & Cie.

Bebel, August, Charles Fourier. Stuttgart 1888, Dietz.

Lux, Dr. H., Etienne Cabet und der Ikarische Kommunismus. Stuttgart, Dietz.

Owen, Robert, Life of Robert Owen, written by himself. London 1857.

— A New View of Society, or Essays on the formation of the human character etc. London 1818.

(Von Owen sowohl als von Fourier scheinen leider keine deutschen Übersetzungen zu existieren.)

Simon, Helene, Robert Owen, Sein Leben und seine Bedeutung für die Gegenwart. Jena 1905.

Carlyle, Thomas, Vergangenheit und Gegenwart, deutsch von P. Hensel. Göttingen 1898.

---

1) Im Jahre 1843 vereinigten sich 28 arme Weber in Rochdale, brachten ein Kapital von 28 Pfd. Sterl. zusammen und gründeten einen genossenschaftlichen Krämerladen. Heute ist aus diesem unscheinbaren Anfang eine mächtige Genossenschaft mit Millionen von Kapital, eigenen Fabriken und großartigen Bildungsanstalten erwachsen.

Neuntes Kapitel.

Proudhon.

Eigenartig und einsam steht in der Reihe der Sozialreformer Pierre Joseph **Proudhon**. Im Jahre 1809 in Besançon als Kind braver, armer Arbeitsleute geboren, früh gezwungen, sich sein Brot selbst zu erwerben, widmete er sich der Schriftsetzerei, die ihm Liebe zu den Wissenschaften einflößte und mannigfache Kenntnisse eröffnete. Um sein Wissen zu vervollständigen, machte er nach zweijähriger Wanderschaft als Handwerksgeselle weitere private Studien und erhielt im Jahre 1838 von der Akademie seiner Vaterstadt ein Stipendium. Durch die Herausgabe seiner ersten Schrift über das Eigentum verscherzte er indessen die Gunst seiner Freunde und trat, nachdem ihm bei der Führung einer eigenen Druckerei das Glück nicht hold gewesen war, zuerst in ein Pariser Advokatenbureau, dann in ein Fracht- und Kohlengeschäft in Lyon ein, indem er sich auf diese Weise vielseitige Kenntnisse des praktischen Lebens erwarb. Die Revolution von 1848 rief Proudhon auf die politische Bühne, auf der er als Journalist sich glänzend bewährte und mit ungeheurer Stimmenzahl von der Stadt Paris in die Kammer gewählt wurde. In seinen Journalen sowohl als im Parlament kämpfte er für seine sozialen Ideen, konnte aber damit keine praktischen Erfolge erreichen, weil alle Parteien ihm feindlich gesinnt waren. Die Reaktion unter der Präsidentschaft Louis Napoleons bereitete seinem öffentlichen Wirken ein jähes Ende, indem er, wegen Preßvergehens verfolgt und verurteilt, zehn Jahre im Exil in Brüssel verleben mußte und erst 1860 auf Grund einer Amnestie nach Paris zurückkehren konnte, wo er im Jahre 1865 gestorben ist. Die letzten fünfzehn Jahre seines Lebens verbrachte Proudhon fern von der Tagespolitik, lediglich beschäftigt mit wissenschaftlichen Studien und mit der Herausgabe zahlreicher Werke über ökonomische, politische, philosophische und religiöse Fragen (zusammen 51 Bände).

Proudhon veröffentlichte im Jahre 1840 seine Schrift über das Eigentum unter dem Titel: „Qu'est ce que la propriété?“, bei dessen Wahl er sich von dem Vorbilde des Abbé Sieyès hat leiten lassen, der durch sein berühmtes

Pamphlet: „Qu'est ce que le tiers-état?“ der großen französischen Revolution die Losung gegeben hatte. — In seiner Darlegung stellt Proudhon den Unterschied auf zwischen dem Eigentum als ausschließlichem Verfügungsrecht und dem Besitz, unter dem die Nutzung verstanden wird. Er verneint prinzipiell jedes Eigentum, aber nicht nur für den Einzelnen, sondern auch für die Gesamtheit. Der Mensch hat ein Recht auf das Produkt seiner Arbeit, aber nur hinsichtlich der Form, die er dem von der Natur gegebenen Stoffe verliehen hat; der Stoff selbst gehört nicht uns, da wir ihn ja nicht geschaffen haben. Diese Unterscheidung trifft ebensowohl auf alle Rohstoffe zu, welche von der Industrie veredelt werden, als auch auf den Grund und Boden. — Wenn der Mensch vor Beginn seiner Arbeit oder über deren Verlauf hinaus berechtigt war, sich des nötigen Stoffes als eines Eigentums zu bemächtigen, so kann er dieses Recht nicht aus der Arbeit, sondern muß es von der Besitzergreifung ableiten. Wenn der Boden noch im Überfluß vorhanden ist, so mag das Recht der ersten Besitzergreifung seine Geltung behalten, jedoch nur als provisorisches Recht. Die gleichmäßige Verteilung der Erde darf nicht nur am Ausgangspunkte existiert haben, sondern sie muß, wenn nicht Mißbräuche eintreten sollen, von Geschlecht zu Geschlecht erneuert werden.

Proudhon greift also keineswegs die persönliche Verfügung über ein Stück Land oder einen Rohstoff an, sondern nur das Recht auf besonderen Gewinn, der sich im Eigentum ausspricht und in verschiedenen Formen zur Erscheinung kommt: in Gestalt der Rente für Grund und Boden, der Miete und Pacht für Häuser und Grundstücke, im Zins für Geldforderungen, im Kapitalprofit. Er sucht zu zeigen, wie die nach seiner Ansicht mißbräuchlichen Nebengewinne entstanden sind: der Charakter des römischen und feudalen Rechtes beruhte darauf, daß der Eigentümer fast Alles, was er brauchte, selbst produzierte, er borgte niemals, kaufte und verkaufte wenig, war frei von den Lasten der Verteilung und fremd der Handhabung des Geldes. Durch die Arbeitsteilung wurde die isolierte Stellung des Grundeigentums aufgehoben. Der Grundeigentümer ist heute Industrieller geworden, Großproduzent von Getreide, Wein, Öl, Futter und Fleisch, ist allen Zufällen des Handels und der Geschäftskrisen ausgesetzt und auf vielseitige Beziehungen

zum Kredit- und Bankwesen angewiesen. So ist das früher sichere Grundeigentum jetzt ebenso unbeständig geworden, wie der Lohn des Arbeiters oder die Kundschaft des Kaufmanns.

Proudhon erblickte im Eigentum das treibende Prinzip in der Geschichte der Menschheit und ist damit der eigentliche Begründer des sogenannten ökonomischen Materialismus, der die ganze geschichtliche Entwicklung nur aus dem Wirtschaftsleben der Menschen erklären will. Doch hält er sich von der Einseitigkeit des „geschichtlichen Materialismus" frei, indem er die Wechselwirkung zwischen dem Geschehen und den Ideen für die Entwicklung besonders betont. Aber zugleich richtet sich auf das Eigentum sein ganzer Haß: alle Gewalten, die sich in der modernen Gesellschaft gegen die Freiheit stemmen, faßt er in dem einzigen Worte „Eigentum" zusammen.

Das individuelle Besitztum aber, im Gegensatze zum Eigentum, hält Proudhon geradezu für die Bedingung alles sozialen Lebens, wie dies durch die Geschichte von fünf Jahrtausenden bewiesen wird. Deshalb ist er ein ebenso entschiedener Gegner jeder kommunistischen Richtung und erklärt den Krieg dem kollektiven Eigentum ebenso, wie dem privaten. Jede gewaltsame, unvermittelte Bewegung, jede Revolution scheint ihm vom Übel: die Beseitigung des Eigentums muß auf Grund einer organischen Umwandlung erfolgen. Eine allgemeine gesetzliche Enteignung ist ganz unmöglich. Wie Herkules, sagt Proudhon, den Drachen nicht am Kopfe, sondern am Schwanze packte, so muß man das Kapital nicht in seinem Kern, sondern beim Zins und Profit fassen. Man würde das Eigentum fast auf null reduzieren, wenn man seine Auflagen, wie Rente, Zins usw. fortschreitend unterdrückte. Auf diese Art will Proudhon „das Eigentum mit Kleingewehrfeuer zugrunde richten, anstatt ihm durch eine Bartholomäusnacht gegen die Eigentümer neue Kraft zu verleihen". Sein Kampf richtet sich also nicht gegen die Person der Eigentümer, sondern gegen das Eigentum selbst. Mit seinem berühmten Schlagwort: „Eigentum ist Diebstahl", das übrigens auch schon vor ihm von Brissot und beiläufig auch von Diderot ausgesprochen worden ist, will er „kein Prinzip aufstellen, sondern nur einen Schluß ziehen". Das Privateigentum ist ihm die Beraubung des Schwachen durch den Starken, während in der Gütergemeinschaft der Starke durch den Schwachen vergewaltigt wird.

Die Proudhonsche Eigentumstheorie ist keineswegs so neu und so revolutionär, wie man gewöhnlich annimmt. Denn das Eigentum ist nicht, wie es uns so leicht vorkommt, ein feststehender Begriff, sondern hat sich im Verlaufe der Zeit fortdauernd verändert und verwandelt. Die Abschaffung der Sklaverei oder der Leibeigenschaft ist im Grunde Eigentumsberaubung im großen Stile, ebenso sind alle Arten von Einkommen- und Erbschaftssteuern Lasten für das Eigentum, die oftmals nicht nur dessen Höhe, sondern auch dessen innerstes Wesen verändern; auch die Rechte der Enteignung seitens des Staates und der Gemeinden beschränken zeitweilig das freie Verfügungsrecht. In reichen Ländern enteignet sich das Kapital selbst fortdauernd, wie wir gesehen haben, durch seine Konzentration und durch den fortwährenden Rückgang der Renten und Zinsen. Schon lange vor Proudhon waren auch deutsche Denker zu ganz ähnlichen Erwägungen gelangt: so finden wir z. B. sehr starke Anklänge an die Proudhonsche Eigentumslehre bei dem Philosophen J. G. Fichte in seinem 1800 herausgegebenen Werke: „Der geschloßne Handelsstaat."

Fichte geht ebenfalls von dem Gedanken aus, daß das Eigentum nicht der ausschließende Besitz einer Sache sei, sondern nur das ausschließende Recht, mit ihr eine bestimmte Tätigkeit vorzunehmen. Es gibt also kein Eigentum an Boden, sondern nur das Recht auf dessen Gebrauch. Auch das Gebrauchsrecht beruht auf einem Vertrage, durch welchen sich die Menschen gegenseitig zur Anerkennung ihrer Rechte verpflichten. Nur gegen die Erlangung seines eigenen Anteils tut der Eine auf den Anteil aller übrigen Verzicht. Wer nichts ausschließend zu eigen bekommen hat, hat nach Fichte auch auf nichts Verzicht geleistet; er behält seinen Rechtsanspruch, Alles allenthalben zu tun, was er will. Nicht nur der Grundbesitzer, sondern jeder Angehörige des Staates muß deshalb ein ausschließendes Eigentum haben, weil man sonst Niemand verpflichten kann, das Recht der Anderen anzuerkennen. Besitzt Jemand keinen Grund und Boden, so hat ihm der Staat wenigstens die Gewähr zu leisten, daß er stets Arbeit und Absatz für seine Produkte finde, damit er dafür den ihm zukommenden Teil an den Gütern des Landes erhalten kann.

An der Hand dieser der Proudhonschen verwandten Theorie gelangt freilich der deutsche Philosoph zu ganz anderen Folge-

rungen. Wenn Fichte dem Staate die Pflicht auferlegt, jedem seiner Bürger Grundeigentum oder an dessen Stelle Arbeit und Absatz zu verbürgen, so muß er seinen Idealstaat abschließen in derselben Weise, wie etwa die Familie abgeschlossen ist, und muß ihn zum unumschränkten Gebieter über seine Angehörigen erheben. Proudhon aber wird durch die Erkenntnis, daß das Eigentum ein sich selbst widersprechender Begriff ist, zu dem Schlusse geführt, die wahre Form der Regierung beruhe auf der Herrschaftslosigkeit, auf der sogenannten Anarchie. Denn das Eigentum führt überall, sowohl im Besitze des Einzelnen wie in der kommunistischen Wirtschaft, zum Despotismus. „Anarchie" aber ist die Beseitigung eines jeden Herrn, eines jeden Souveräns, ist jene Regierungsform, der wir uns immer mehr nähern müssen; nur die eingewurzelte Gewohnheit läßt uns diese Form des Zusammenlebens als Unordnung erscheinen. Der Staat hat nur darüber zu wachen, daß Jedem sein Recht werde, nicht aber sich in die Meinungen und Bestrebungen seiner Bürger einzumischen; er übe nicht Herrschaft, sondern nur Aufsicht.

Auch diese politische Theorie des Anarchismus, als deren Vater in der Neuzeit allgemein Proudhon betrachtet wird, ist keineswegs neu[1]); zu Anfang unseres Jahrhunderts noch war sie auch bei deutschen Philosophen und Staatsmännern gang und gäbe. Erst die allerneueste Zeit hat uns wieder einen Rückfall in die Lehre von der Allmacht des Staates gebracht, bei den Vertretern der Regierungen sowohl, als auch bei ihren Gegenfüßlern, den Sozialisten. Schon Wilhelm von Humboldt (1767 bis 1835), einer der geistreichsten deutschen Gelehrten, von 1809 bis 1819 preußischer Staatsminister, sagt in seinem 1792 verfaßten, erst im Jahre 1851 vollständig herausgegebenen Werke: „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen":

„Wenn die Staatsverfassung den Bürgern, sei's durch Übermacht und Gewalt, oder Gewohnheit und Gesetz ein bestimmtes Verhältnis anweist, so gibt es außerdem noch ein anderes, freiwillig von ihnen gewähltes, unendlich mannigfaltiges

---

1) In Deutschland ist die Theorie beinahe gleichzeitig mit Proudhon, 1845, von dem unter dem Schriftstellernamen Max Stirner bekannten Bayreuther Philologen Kaspar Schmidt in seinem Buche „Der Einzige und sein Eigentum" (Leipzig, Reclam) entwickelt worden.

und oft wechselndes. Und dies letztere, das freie Wirken der Nation untereinander, ist es eigentlich, welches alle Güter bewahrt, deren Sehnsucht die Menschen in eine Gesellschaft führt. Die eigentliche Staatsverfassung ist diesem, als ihrem Zwecke, untergeordnet, und wird immer nur als ein notwendiges Mittel, und, da sie allemal mit Einschränkungen der Freiheit verbunden ist, als ein notwendiges Übel gewählt."

In vollkommener Übereinstimmung damit meint auch J. G. Fichte, daß die Tendenz aller Regierung ihrer Natur nach dahin gehe, sich selbst überflüssig zu machen. —

Die Februarrevolution von 1848 schien Proudhon Gelegenheit zu bieten, seine Gedanken in die Wirklichkeit umzusetzen. Er betrachtete diese Revolution von Anfang an als eine ausschließlich soziale. Ihre Vorgängerin von 1789 bedeutete für ihn die Sicherung des Eigentums des dritten Standes gegenüber den Erpressungen der Feudalprivilegien; die gegenwärtige Revolution verlange eine Sicherstellung der Arbeit gegen die Mißbräuche des Eigentums, sie sei eine rein ökonomische Umwälzung durchaus bürgerlicher Natur, ihre Werkstatt sei das Kontor, der Haushalt, die Kasse.

Tatsächlich hat die Februarrevolution zu Anfang schon das Recht auf Arbeit verlangt, das durch Louis Blanc, den Hauptvertreter der sozialistischen Fraktion innerhalb der provisorischen Regierung, noch Ende Februar 1848 leichthin zugesichert worden war. Um diese Zusage zu erfüllen, errichtete man, nach dem Vorbilde einer zur Zeit der ersten Revolution getroffenen Einrichtung, die sogenannten Nationalwerkstätten, die aber aus Mangel an jeder Arbeitsorganisation bald zu einer reinen Unterstützungsanstalt für die schlimmsten Volkselemente wurden, gleich den Spenden der Römer an die proletarischen Massen. Das Recht auf Arbeit blieb eine Versprechung, deren Nichterfüllung eine starke Mitschuld trägt an den späteren Greueln der Junischlacht und an den Ausschreitungen der darauf folgenden Reaktion. Proudhon wendet sich in glänzend geschriebenen Leitartikeln seines „Représentant du peuple" gegen diese Unfähigkeit der Sozialisten. „Ihr wußtet nicht", so ruft er ihnen zu, „wie ihr das Kapital fassen solltet, ihr standet davor, wie eine nach Blut dürstende Meute vor einem Stachelschwein!"

Die sozialistischen Lehren sind, nach der Meinung Proudhons, nicht imstande, dem Volke zu helfen; denn sie setzen dazu

vorbereitete Menschen, angesammelte Kapitalien und eine richtig geordnete Zirkulation voraus. Der Kommunismus nimmt das Endziel der Gemeinschaft für den Anfang; er setzt die Brüderlichkeit der Gesinnung voraus, die doch erst als Frucht der Gesellschaft aus der Versöhnung der Interessen hervorgeht. Die Organisation der Arbeit durch die Regierung ist ein Unding: der Arbeit muß man aufhelfen, den Kredit beleben, die Zirkulation befördern, das Geld entbehrlich machen. Die Arbeit organisieren, heißt der Freiheit die Augen ausstechen. Die Arbeit verlangt individuelle Freiheit, und die Regierung ist nur dazu da, um die Freiheit zu schützen, nicht um sie zu maßregeln und einzuschränken.

Es sind Lawsche Gedanken, die wir bei Proudhon wiederfinden, wenn er von Geld und Kredit spricht. Gold ist in unserer Wirtschaftsordnung noch der einzige Gebieter, das Prinzip der Produktion, der Nerv des Handels, der Stoff des Kredites, der König der Arbeit. Dessen Herrschaft muß beseitigt werden, denn sie fesselt Kredit und Arbeit, hemmt die Zirkulation, macht die Menschen mißtrauisch und hält sie in gegenseitiger Sklaverei. Das große Prinzip der wirtschaftlichen Ordnung ist nicht das Geld, sondern die Gegenseitigkeit, die auf dem freien Widerstreit der Fähigkeiten, Temperamente, Leidenschaften, Meinungen und Interessen beruht. Der Grundsatz der Gegenseitigkeit ist ja schon in der Vorschrift enthalten: „Tue jedem anderen, was du willst, daß man dir tun soll" Die politische Ökonomie setzt die religiös-sittliche Lehre in die Formel um: „Arbeitsprodukte dürfen nur gegen Arbeitsprodukte ausgetauscht werden." Was uns fehlt, das ist Gerechtigkeit im Tauschverkehr; es darf im Haushalt der Gesellschaft keinen anderen Gewinn geben, als den auf der Gegenseitigkeit der Arbeit beruhenden. Die Arbeiter irren, wenn sie im Geiste des Kapitalismus nach hohen Löhnen verlangen: sie müssen vielmehr nach billigen Preisen streben.

Der Kredit muß organisiert werden. Unter dem monarchischen System des Geldes heißt kreditieren: darleihen; unter der republikanischen Herrschaft der allgemeinen Wohlfeilheit heißt kreditieren: tauschen. Alles seitherige Papiergeld beruht in letzter Linie auf dem Golde: man muß künftig der Banknote nicht Gold oder Grundstücke, sondern Arbeitsprodukte als Unterlage geben. Das Gold ist bisher Ware und Tausch-

mittel gleichzeitig, es soll in beiden Hinsichten unangetastet bleiben, aber dabei das wahrhaft königliche Privilegium verlieren, als das einzige Tauschmittel zu gelten. Sobald gleiches Recht auch für alle übrigen Arbeitsprodukte errungen wird, ist in Wahrheit der Staat des gerechten Austausches gegründet. „Wir leben von etwas Größerem, als vom Eigentum, wir leben von der Zirkulation: der Umlauf der Produkte ist die Blutzirkulation des sozialen Organismus. Im richtig organisierten Tausche ist das Eigentum aufgelöst, umgestaltet, verloren." Zum Beweise werden dabei die unmittelbaren wirtschaftlichen Folgen der Februarrevolution angeführt: „Wir machen im Jahre 1848 eine Revolution, stürzen eine Regierung und vertreiben eine Dynastie. Sofort stockt die Zirkulation, und die Hälfte der Eigentümer, besonders die großen, bleiben ohne Einkommen. Einem jeden sind die Hände gebunden, Jedermann ist unfähig, sich selber zu helfen, jeder ist in Gefahr, Hungers zu sterben. Der große Haufen glaubt, daß es in diesem Augenblicke noch reiche Leute gebe. Täuschung! Es gibt Leute, die mehr oder weniger mit Kleidern, mit Wäsche, mit Möbeln und Lebensmitteln versehen sind, reiche Leute gibt es nicht mehr! Und warum nicht? Weil das in der Zirkulation aufgehende Eigentum nicht mehr besteht, sobald die Zirkulation aufhört." Aus diesem Grunde will Proudhon gleichzeitig das Geld aus der Alleinherrschaft vertreiben, den Kredit umgestalten, das Eigentum in berechtigte Grenzen zurückführen, und die Macht des Kapitals brechen. Denn nicht der Kapitalist ist der eigentliche Arbeitgeber, sondern der Konsument: das heißt, da alle Menschen zugleich als Produzenten und Konsumenten leben, so sind wir alle gegenseitig unsere eigenen Arbeitgeber. Die Organisation der Konsumenten einerseits, der Produzenten anderseits, unter Beseitigung der vielen hemmenden und verteuernden Zwischenglieder, ist die Voraussetzung eines geordneten Wirtschaftslebens.

Die praktische Erfüllung dieser Ansichten und Forderungen will nun Proudhon durch seine Tauschbank erreichen, die ein Staatsinstitut sein sollte, ähnlich etwa den großen staatlichen oder vom Staate überwachten Notenbanken. Der Staat aber hätte nur die Überwachung zu üben und keinerlei Gewinn aus dem Institute zu ziehen. Die Tauschbank wäre ein Waren- und Musterlager aller Produkte des ganzen Landes, ein Basar

im großartigsten Maßstabe. Die Fabrikanten würden ihre Erzeugnisse dorthin bringen, die Konsumenten das ihnen Nötige dort suchen. Nach Proudhons Idee sollte die Preisbestimmung der Waren erfolgen auf Grund vollster Offenheit und Wahrheit, sollte die äußerste Wohlfeilheit des wirklichen Herstellungspreises zur Grundlage des Tausches werden. Denn alle Überteuerung ist ja immer nur ein gegenseitiger Betrug, bei dem der Anständigere meistens den kürzeren zieht. Die Tauschbank gewährt auf die bei ihr aufgestapelten Waren, deren Vorrat ja bald dem wirklichen Konsum angepaßt werden wird, zinsfreien Kredit in Gestalt von Wechseln oder Banknoten, die bei ihrer vollen Deckung durch sorgsam und vorsichtig abgeschätzte Warenvorräte das äußerste Maß der Sicherheit gewähren und daher gern als Zirkulationsmittel genommen werden, somit die Stelle des Metallgeldes und des darauf basierten Papiergeldes vertreten.

Proudhon und seine Vorschläge fanden bei den französischen Parlamentariern ein taubes Ohr: die Bürgerlichen fürchteten ihn, und die Sozialisten konnten ihn erst recht nicht leiden. Und doch ist sein Plan der Tauschbank keineswegs eine Utopie und würde bei tüchtiger Leitung wohl auch ausführbar sein. In der neuesten Zeit haben einzelne Sozialreformer, wie z. B. Michael Flürscheim, den Versuch gemacht, die Proudhonsche Idee der „Warenbank" im kleinen Kreise zu verwirklichen, indessen dürfte dies nicht ohne Schwierigkeit sein, weil der enge Kreis die Zirkulationsfähigkeit der Kreditwechsel oder Warennoten dieser kleinen Bank beeinträchtigen muß. Nur in großem Stile könnte voraussichtlich ein derartiger Versuch, die nationale Produktion zu solidarisieren, einen entscheidenden Erfolg haben.

Proudhon selbst schritt im November 1848 zur Begründung eines ähnlichen privaten Institutes, dem er den Namen „Volksbank" geben wollte. Die Bank sollte das Eigentum aller Bürger sein, nur zum Vorteil ihrer Kunden Tausch und Kredit vermitteln, aber dafür weder Provision noch Zinsen beanspruchen, sondern nur eine geringe Vergütung für ihre Arbeitsleistung und ihre Unkosten. Verbindungen der Konsumenten einerseits und der Produzenten anderseits sollten der Bank zur Seite stehen. Schon hatten sich etwa 20000 Teilnehmer gemeldet, als durch die inzwischen ans Ruder gelangte reaktionäre Herrschaft des Präsidenten Napoleon dem öffentlichen Wirken

Proudhons ein Ende gemacht wurde. Die Gründung der Volksbank mußte unterbleiben. — Später schien sich Proudhon noch einmal die Gelegenheit zur Verwirklichung seiner Ideale zu bieten. Aus Anlaß der ersten Pariser Weltausstellung im Jahre 1855 hatte Napoleon III. seinen Vetter, den Prinzen Napoleon, beauftragt, Vorschläge für eine spätere gemeinnützige Verwendung des Industriepalastes zu machen. Der Prinz, der ein gewisses Interesse für Proudhon hatte, befragte unter anderen auch ihn um seine Meinung. Proudhon schlug in einer Denkschrift vor, den Palast zu einer dauernden Ausstellung zu benützen, durch welche der gesamte Handelsverkehr Frankreichs im Sinne der Tauschbank einen ständigen Mittelpunkt erhielte. Obschon dieser Vorschlag unausgeführt blieb, zeigt doch die Entwicklung der bald zu großen Jahrmärkten ausgearteten Ausstellungen in der Gegenwart Ansätze in der von Proudhon angedeuteten Richtung.

Große Hoffnungen setzte Proudhon auf das damals beginnende Eisenbahnwesen; wie Friedrich List, so hatte auch er sofort den weiten Blick für die volkswirtschaftliche Bedeutung des neuen Verkehrsmittels. Er sah in den Eisenbahnen eine Möglichkeit, die Kosten jeder Produktion erheblich zu verringern, Hunderte Millionen an der inneren Zirkulation der Waren zu ersparen und die nationale Arbeit von jedem Bedürfnisse eines künstlichen Schutzes unabhängig zu machen. „Wir könnten dann ohne Bedenken Freihändler werden, Cobden hätte endlich recht und List nicht unrecht!" Leider sind Proudhons Hoffnungen nach dieser Richtung bis jetzt nirgends in Erfüllung gegangen; auch das Eisenbahnwesen, gleichviel ob im privaten oder im Staatsbesitz, ist nach dessen innerer Tendenz noch überall ein besonderer kapitalistischer Erwerbszweig, bei den Aktiengesellschaften von dem Streben nach Gewinn getragen, bei den Staaten durch vorwiegend fiskalische Interessen bestimmt.

Das für das praktische Leben Wertvollste an den Theorien Proudhons ist sicher der Hinweis auf die ungeheure Verschwendung, welche in der Verteilung der Produkte stattfindet. Während wir mit Hilfe der Technik und der Arbeitsteilung die Produktion des Einzelnen auf das Hundertfache gesteigert, während wir im Verkehrswesen die höchste Konzentration aus-

gebildet haben, befinden wir uns in bezug auf eine vernünftige Verteilung der Produkte noch auf dem alten Standpunkte. Während die Straßen der Großstädte von einer einzigen Stelle aus mit Licht und Wasser versorgt werden, stehen die Verkaufsläden in einem planlosen Durcheinander. Die Pracht dieser, einen ununterbrochenen Jahrmarkt bildenden Läden, der Luxus ihrer Ausstattung, der Beleuchtung, der Auslagefenster nötigen uns Bewunderung ab; wenn wir aber ernst darüber nachdenken wollten, so müßte uns dies alles vielmehr beschämen. Die Hunderte und Tausende von Verkaufshallen und Verkaufsbuden erschweren die Übersicht und die Auswahl und verschlingen Millionen an Miete und Kosten, die natürlich von den Käufern bezahlt werden müssen. Sie können aber nicht einmal den Eigentümern den entsprechenden Gewinn einbringen, weil die Kaufleute zur nutzlosen Anhäufung einer Menge von Waren gezwungen werden, die durch Zinsverlust und durch eintretende Entwertung der unmäßigen Vorräte den Nutzen in den meisten Fällen wieder aufzehren. Die Ausdehnung unseres modernen Kleinhandels ist ungesund, ja geradezu krankhaft; wenn wir unter besseren Einrichtungen lebten und derartiges von einem fremden Volke, etwa von den Chinesen, hörten, so müßten wir uns darüber lustig machen.

Das Überhandnehmen des Zwischenhandels läßt sich unschwer dadurch erklären, daß die Zerstörung des Handwerkes durch die Großindustrie eine große Anzahl von Menschen, teils freiwillig, teils gezwungen, auf den Handel hingeführt hat, zu dessen Betrieb verhältnismäßig geringe Vorkenntnisse erforderlich sind. So hat sich gerade auf diesem Gebiete die Konkurrenz außerordentlich gesteigert, wo sie doch, der Natur der Sache nach, in der Regel ungünstig wirken muß. Denn die ungesunde Ausbildung des Zwischenhandels macht den Erwerb unsicher, schmälert dem Produzenten den Nutzen, verteuert und verschlechtert zugleich dem Konsumenten die Waren. Die Zersplitterung vermindert die Umsätze der einzelnen Geschäfte und nimmt ihnen die Übersicht; die Bekämpfung der Konkurrenz zwingt die Handelsleute zu einem durchaus unwirtschaftlichen Wettlauf in den Ausgaben für Miete, Reklame, Ausstattung der Läden, Personal, Reisekosten usw. Alle diese an sich unproduktiven Auslagen müssen auf den Preis der Waren geschlagen werden, bei denen, wenn die Verteuerung zu groß

wird, die Verschlechterung nachhelfen muß. Auch die Verzinsung der großen Lager und deren Verlustgefahr muß von den Käufern getragen werden. Die Wegnahme aller Parterrelokale für Verkaufszwecke in unseren Städten verteuert die Mietpreise, steigert den Wert von Grund und Boden und trägt dadurch zur Vermehrung der Wohnungsnot bei.

Unsere ganze Zeitrichtung geht, im Widerspruch mit sich selbst und mit der technischen Entwicklung, darauf hinaus, alle Verbrauchsgegenstände fortdauernd im Preise zu steigern, sehr zu Ungunsten jener immer zahlreicher werdenden Personen, die auf feste Gehalte oder Löhne angewiesen sind. In diesem Sinne hat wohl Proudhon recht, wenn er, im Gegensatze zu Adam Smith, unter den veränderten Verhältnissen seiner Zeit, den Grundsatz aufstellt, daß gerade niedrige Preise ein Zeichen des allgemeinen Reichtums seien; er hätte vielleicht noch besser sagen können: ein Zeichen allgemeiner wirtschaftlicher Bildung.

Anstatt der wirtschaftlichen Bildung aber erleben wir heutzutage eine Ausbreitung des mammonistischen Handelsgeistes, der dem Einzelnen kaum zum Vorwurf gemacht werden kann, weil eben das Geld des Handels Nerv ist, der jedoch der Gesamtheit keineswegs zum Vorteil und zur Ehre gereicht. Denn die höhere, die wahre Freude am Berufe muß Not leiden, sobald es sich lediglich um den Profit handelt. Der Handwerker von ehedem hatte diese Freude an dem Produkte seines Fleißes; der Industrielle von heute, der Unternehmer wie der Arbeiter, kann sie nur noch in geringerem Maße haben; dem Händler aber liegt diese Empfindung ganz ferne, für ihn kommt nur in Betracht, wieviel er an einem Gegenstande verdienen kann.

Aus angestellten Berechnungen ergibt sich, daß unser ganzer Verbrauch durch den Zwischenhandel mit einem durchschnittlichen Aufschlage von 50 % belastet ist. Danach würden bei einem auf 10000 Millionen Mark veranschlagten Gesamt-Jahresverbrauche in Deutschland etwa 3400 Millionen Mark auf die Kosten der Verteilung entfallen. (Der französische Nationalökonom Michel Chevalier hat schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Belastung Frankreichs durch den Zwischenhandel auf 4000 Millionen Franken geschätzt.) Demgegenüber beträgt nach unserer Berechnung die Belastung des Gesamtkonsums durch den Unternehmergewinn nur etwa 400 Millionen Mark jährlich. Wir sehen hieraus, daß die Last, welche der Zwischen-

handel dem Konsum und der Arbeit auferlegt, ungleich schwerer ins Gewicht fällt als der Unternehmergewinn. Durch die infolge jener Zersplitterung der Verteilung mangelnde Übersicht müssen zudem gewaltige unnötige Warenvorräte bereit gehalten werden, die auf 600 bis 700 Millionen Mark zu veranschlagen sind, eine Summe, die den ungedeckten Banknotenumlauf unserer deutschen Notenbanken weit überschreitet.

Der Durchführung einer Reform auf diesem Gebiete steht leider der Unverstand des ganzen Publikums und der Widerstand der zunächst beteiligten Kreise entgegen. Die Händler, Krämer und Wirte üben gerade vermöge ihrer großen Zahl allenthalben einen starken politischen Einfluß in allen gewerblichen Fragen aus. Man kann dies am besten an den modernen gesetzgeberischen und steuertechnischen Maßregeln erkennen, die gegen die normale Entwicklung des Genossenschaftswesens und gegen die großen Warenhäuser gerichtet sind. Dieser reaktionäre Einfluß, der doch auf die Dauer den notwendigen Fortschritt nicht aufhalten kann, ist den Interessen der Gesellschaft sehr schädlich. Vom Standpunkte der Gesamtheit aus ist es ein Unding, wenn sich in ihrem Schoße eine Mehrzahl von Menschen mit unnötigen Tätigkeiten beschäftigt, welche von einer geringeren Zahl besser, leichter und billiger geübt werden könnten. Denken wir uns eine Arbeitsgemeinschaft auf eng abgeschlossenem Gebiete von 20 Menschen, die ihre wirtschaftlichen Bedürfnisse gegenseitig befriedigen; was würden wohl die übrigen dazu sagen, wenn drei oder vier gar nicht arbeiteten und sich nur damit befaßten, die fertigen Arbeitsprodukte in den nahe beieinander liegenden Häusern umherzutragen? Würden wohl die anderen fleißigen Leute bereit sein, für diese ganz unnötigen Vermittler lange Zeit mitzuarbeiten, sie mit den Erzeugnissen ihrer eigenen Arbeit zu ernähren und zu kleiden? . . .

Die Unternehmer haben in unserem jetzigen Wirtschaftszustande in ihrer Mehrheit noch eine nützliche Funktion, während die Mehrheit der Zwischenhändler überflüssig und daher schädlich ist. Mit diesen Erwägungen wollen wir keineswegs den Personen zu nahe treten, die ja immer unbewußt dem Zwange der Verhältnisse gehorchen, wir wollen nur die Verhältnisse beleuchten. Bei den anerzogenen konservativen Anschauungen fallen derartige Übelstände selten auf, aber man würde gewiß entsetzt sein, wenn morgen neben unseren Eisenbahnen wieder Frachtfuhrleute

und Botenfrauen, neben unseren Drahtstiftfabriken wieder Nagelschmiede und Drahtzieher, neben unseren Gasfabriken wieder Seifensieder, neben unseren mechanischen Spinnereien wieder spinnende Hausfrauen sich behaupten wollten.

Der anscheinend am meisten berechtigte Einwand gegen jede Verbesserung auf diesem Gebiete spricht sich in der Frage aus: Ja, was soll aber mit den zahlreichen Krämern, Händlern und Wirten geschehen, die bei einer anderen Organisation unseres Verteilungswesens brotlos werden müßten? — Die Antwort lautet: Sie sollen nützlichere Mitglieder der Gesellschaft werden, sollen an die richtige Stelle kommen, wo sie dem Ganzen dienen und nicht schaden können. Sind denn etwa durch die Einführung der Eisenbahnen oder durch die Einrichtung unserer zentralen städtischen Beleuchtungssysteme wirklich Menschen, die arbeiten wollten, brotlos geworden? Sind nicht im Gegenteile dadurch wieder neue Berufsarten entstanden, die eine weit größere Menge fleißiger Hände nutzbringend beschäftigen? — Aber selbst vom Standpunkte der Beteiligten aus ist eine Änderung wünschenswert, weil die Existenz einer großen Zahl unter ihnen eine sehr fragwürdige ist und immer fragwürdiger wird, wie es die überall steigende Zahl der Konkurse im Kreise der Krämer und Kleingewerbetreibenden so deutlich beweist. Gewiß ist für die Gesellschaft die Erhaltung eines kräftigen Mittelstandes notwendig, aber dieser Mittelstand darf nicht innerlich faul und krank, er muß gesund und lebenskräftig sein. Tausende unserer heutigen kleinen und großen Händler, die mit schweren Sorgen eine durchaus unsichere Existenz führen, würden sich z. B. als Angestellte von Genossenschaften bei einem bescheidenen, aber gesicherten Einkommen glücklich fühlen. Die breitere Grundlage der künftigen Gesellschaft wird wohl hauptsächlich auf produktiver Arbeit beruhen, indem sich die unteren Klassen von heute zu einer freieren Selbständigkeit und echteren Bildung emporringen werden.

Die Reform vollzieht sich deshalb so langsam, weil die Masse der Menschen gar zähe an überkommenen Gewohnheiten haftet, und weil auf diesem Gebiete nicht äußere Kräfte drängen, wie es auf dem der Industrie und des Verkehrswesens durch die Technik geschieht. Der Großhandel ist bereits weiter fortgeschritten: dort werden allmählich die mit großen Warenmagazinen arbeitenden Händler durch Agenten und Kommissionäre

verdrängt, die ohne eigene Vorräte, welche nur Zinsen kosten und Verluste bringen, ohne Miete von teuren Lokalen und ohne kostspieliges Personal, imstande sind, zu viel günstigeren Bedingungen den Verkehr zwischen Industrie und Kleinhandel, zwischen Ausland und Inland zu vermitteln.

Die Zwecke des Kleinhandels werden neuerdings immer mehr durch die großen Warenhäuser übernommen, welche uns in ihrer äußeren Erscheinung wohl ein Bild des Zwischenhandels der Zukunft zu geben vermögen. An und für sich aber ändern sie vorerst nichts, weil ihre Unternehmer nur nach dem möglichst hohen eigenen Nutzen streben und darüber hinaus für den Vorteil des Konsumenten gar kein Interesse haben. Deshalb arbeiten auch die meisten dieser Großgeschäfte auf dem allgemeinen verschwenderischen Wege fort: durch üppig eingerichtete Verkaufslokale und besonders durch Reklame suchen sie die Kleinen zu überflügeln.

Die großen Warenhäuser der Zukunft dürfen nicht das Eigentum Einzelner sein, nicht auf kapitalistischer Grundlage ruhen, sondern sie müssen sich auf der Genossenschaft der Konsumenten aufbauen. Dadurch wird in der Vereinigung mit vielen der einzelne Konsument selbst zum Großkaufmann und wird unter Überwindung der Zwischenglieder in den Stand gesetzt, seine Waren aus erster Hand zu beziehen. Die Genossenschaft aber hat den großen Vorsprung vor jeder Konkurrenz dadurch, daß sie den Bedarf ihrer Mitglieder überschauen und deshalb vor der Vergeudung durch übermäßige Warenlager vollständig bewahrt bleiben kann. Auf diese Weise braucht sie auch ein viel geringeres Kapital, da der ganze Verkehr notwendig auf der Barzahlung beruht. Die Konsumgenossenschaft wird so ein volkswirtschaftlich äußerst wichtiges Mittel für die Übersicht des Verbrauches, auf welchen sich die Produktion einzurichten hat. Unter der früheren Herrschaft des Handwerks war diese Übersicht möglich: die Produktion richtete sich nach dem Bedarf; die Maschine kehrte das Verhältnis um: es entstand eine massenhafte Produktion, für die der Absatz durch wilden Konkurrenzkampf erst gewonnen werden muß. Von Zeit zu Zeit tritt dann freilich wieder eine gewaltsame Regelung, eine „Krisis", ein, durch welche Erzeugung und Verbrauch wieder in ein gewisses Gleichgewicht gebracht werden, aber mit den traurigen Begleiterscheinungen des Ruins vieler Fabrikanten

und Kaufleute und der Brotlosigkeit zahlreicher Arbeiter. Es ist gewiß nicht zu leugnen, daß dieser Konkurrenzkampf seine segensreichen Folgen gehabt hat, indem dadurch viele Waren billiger und weiteren Kreisen zugänglich geworden sind; aber in vielen Fällen wurde dieser Fortschritt gar teuer erkauft. Der Planlosigkeit unseres modernen Wirtschaftslebens ist es zuzuschreiben, daß z. B. Kleider im Werte von Millionen nutzlos in den Magazinen liegen, während Millionen Menschen nicht imstande sind, sich Kleider zu kaufen, mit anderen Worten, daß dem allgemeinen Reichtum der Gesellschaft keine Kaufkraft der einzelnen Glieder gegenübersteht. Auf diesem Felde regelnd und erzieherisch einzugreifen, die unnützen Vorräte zu beseitigen und den Verbrauch durch Billigkeit und Güte der Waren zu steigern, das ist die weit über den Vorteil des Einzelnen hinausgehende Aufgabe der Konsumgenossenschaft.

Am weitesten ist die Organisation des Konsums in England fortgeschritten: dort gab es im Jahre 1904 allein 1469 Arbeiterkonsumvereine mit über 2 Millionen Mitgliedern, einem Jahresumsatz von 1200 und einem Nettogewinn von über 188 Millionen Mark. Auf dem europäischen Kontinent schreitet das Genossenschaftswesen etwas langsamer voran; in Deutschland hat es sich vorwiegend nach der Richtung des Bankwesens hin entwickelt. Die Konsumgenossenschaft bewegt sich hier noch vielfach zu sehr im Rahmen des Krämertums, dem sie meist mit dessen eigenen Mitteln Konkurrenz bieten will. Wesentliche Gründe dieses seltsamen Zurückbleibens sind einerseits die ausschließend politische Tätigkeit der deutschen Arbeiterschaft, andererseits der Umstand, daß die vielfach gedrückte wirtschaftliche Lage den Arbeiter, der nicht bar zahlen kann, zwingt, den verderblichen Kredit des Krämers aufzusuchen. So sind die großen genossenschaftlichen Warenhäuser selten, dagegen ist die Zersplitterung in kleine, auf alle Quartiere verteilte Krämerläden, welche ungeheure und unverhältnismäßige Kosten verursacht, fast überall die Regel. Von einer erzieherischen Wirksamkeit ist noch viel zu wenig die Rede. Ebenso ist es in der Schweiz; hier macht besonders der Allgemeine Konsumverein in Basel eine rühmliche Ausnahme, der im Jahre 1904 $13^1/_3$ Millionen Franken umsetzte, dabei in Wein 700000, in Bier 350000, in Milch 4000000 Franken. Er hat eine eigene Bäckerei, die über 700000 Franken jährlich produziert, eine Schlächterei mit

einem Umsatze von über 3 Millionen Franken, ein Brennmaterialiengeschäft mit einem solchen von 600000 Franken u. dgl. m. Er vergütete im Jahre 1904 seinen 25520 Mitgliedern eine Dividende von über 1 Million Franken = $8^1/_2$ % auf die Gesamtsumme ihrer Einkäufe.

Die Versuche, Produktivgenossenschaften zu gründen, sind auf dem Kontinent bisher fast ausnahmslos gescheitert, weil die für die Leitung geeigneten Kräfte noch fehlen, und weil sie daher der kapitalistischen Konkurrenz nicht standhalten konnten. Dieser gegenüber kann die Produktivgenossenschaft nur dann einen Vorsprung gewinnen, wenn sie sich auf der Konsumgenossenschaft aufbaut, wenn sie imstande ist, durchaus auf Grund eines übersehbaren und gesicherten Verbrauchs zu produzieren. — Das Gleiche trifft auf die Rohstoffgenossenschaft zu; sie bildet ein Mittelglied zwischen der Konsum- und der Produktivgenossenschaft und setzt den kleineren Gewerbsmann in die Lage, im Einkauf seiner Rohstoffe die größtmöglichen Vorteile zu erzielen.

Auch auf diesem Gebiete ist uns England weit voraus: die 149 englischen und schottischen Produktivgenossenschaften, die sich bereits mit der Fabrikation von Mehl, Biskuit, Seife, Schuhen, Wollgarn usw. befassen, erzielten 1904 einen Umsatz von 62 Millionen Mark mit einem Gewinn von 4,4 Millionen Mark und beschäftigen bereits über 8000 Arbeiter. Die Kollektivbäckereien in Belgien, die auf rein sozialistischer Parteigrundlage ruhen, erzeugen jährlich für $2^1/_2$ Millionen Franken Brot.

Einen erfreulichen Aufschwung nehmen neuerdings auch die Großeinkaufsverbände der Genossenschaften. Die beiden englischen Verbände in Manchester und Glasgow lieferten ihren Genossenschaften im Jahre 1904 für 530 Millionen Mark Waren mit einem Überschuß von 12 Millionen Mark, ihre Selbstproduktion betrug dabei 110 Millionen Mark bei 12700 Arbeitern. Die fünf kontinentalen Großeinkaufsverbände setzten 1904 zusammen 72 Millionen Mark um mit 1,4 Millionen Mark Gewinn (gegen nur 34 Millionen Mark mit 0,6 Millionen Mark Gewinn im Jahre 1901). Die Erkenntnis wächst allenthalben, daß die Genossenschaften weit weniger die Aufgabe haben, „Gewinne zu verteilen", als vielmehr die, zu selbständigen Organen für eine Reform des Wirtschaftslebens sich zu entwickeln.

Auf dem eigentlichen Felde der Produktion, dem der Großindustrie, bilden sich seit geraumer Zeit ebenfalls Vereinigungen zum Zwecke einer geregelten Erzeugung: die modernen **Ringe, Kartelle** und **Trusts**. Diese Verbände sind an sich Ansätze zu einer Überwindung der Planlosigkeit der Produktion und zu einer Verbesserung des Verteilungswesens. Aber sie können vorerst ihren höheren Zweck im Interesse der Gesamtwirtschaft nicht oder nur sehr selten erfüllen, weil sie meist ausschließlich vom Standpunkte des Unternehmertums aus geleitet werden und daher auf die Interessen des Konsumenten keine Rücksicht nehmen. Wenn sie Preise festsetzen, einheitliche Verkaufsbedingungen einführen und die Produktion regulieren, so geschieht dies fast durchwegs nur in der Absicht eines eigenen höheren Gewinnes.[1]) Ja, wir haben sogar oftmals Kartelle gesehen, wie z. B. das deutsche Schienenkartell, die den Überschuß ihrer Produktion nach dem Auslande viel billiger verkauften, um im Inlande mit Hilfe der Schutzzölle höhere Preise zu erzielen. Dieses Beispiel findet neuerdings, begünstigt durch den Schutzzoll, immer mehr Nachahmung: so hat z. B. das Syndikat der deutschen Drahtfabrikanten im Jahre 1900 dem Inlande fast den doppelten Preis abgenommen, wie dem Auslande (250 Mark pro Tonne gegen 140 Mark).[2]) — Immer großartiger gestaltet sich diese Konzentration in Amerika, wo z. B. der Stahltrust ein Kapital von über 5000 Millionen Mark unter einer Leitung vereinigt hat. Diese Riesenverbände werden wohl an ihrer egoistischen Tendenz wieder zugrunde gehen, aber sie sind Wegweiser auf dem Pfade der Vereinigung und Versöhnung der Interessen.

Durch eine bessere Organisation der Konsumenten und Produzenten würde ohne Zweifel ein ansehnlicher Teil des unberechtigten Kapitalprofits zugunsten der Konsumenten, also in letzter Linie zugunsten Aller, aus der Welt geschafft werden, nämlich die übermäßigen Aufschläge durch einen unzeitgemäßen

---

1) So hat das **Petroleummonopol** der amerikanischen „Standard Oil Co." zwar den Zwischenhandelsgewinn auf etwa 20 % herabgedrückt, aber nur zugunsten der Unternehmer und ihrer europäischen Filialgeschäfte, welche Dividenden bis zu 40 % verteilen.

2) Diese Preispolitik findet ihre Begründung in dem Umstande, daß bei der modernen Großindustrie mit der Vermehrung der Produktion die Erstellungskosten sinken; der Widersinn ist nur der, daß dieser Vorteil dem **Auslande** auf Kosten des Inlandes zugute kommt.

Zwischenhandel. Dadurch würden allmählich große Geldkapitale frei werden, und eine Ermäßigung des Zinsfußes würde die Folge sein. Daß aber durch eine solche Reform der Zins und die Rente gänzlich beseitigt würden, wie Proudhon glaubt, ist nicht anzunehmen. Es gibt eben keine Universalmittel für die Krankheiten des vielgestaltigen wirtschaftlichen Organismus.

Der streng konsequente Sozialismus hält der Theorie Proudhons entgegen, daß mit der Überführung sämtlicher Produktionsmittel in gesellschaftlichen Besitz die Verteilungsfrage von selbst geregelt sein würde. Dies ist gewiß im Prinzip nicht zu bestreiten; aber im praktischen Leben sollte man doch notwendige Verbesserungen in der Gegenwart niemals darum unterlassen, weil sie sich in einem angestrebten zukünftigen Zustande von selbst ergeben würden. Diese Einsicht gewinnt neuerdings erfreulicherweise auch in den Kreisen der deutschen Sozialdemokratie an Boden, man beginnt die Anbahnung wirtschaftlicher Reformen dem Streben nach politischer Macht an die Seite zu stellen, und so wird man bald zu der Überzeugung gelangen, daß die Beseitigung der Zwischenhandelsgewinne, wenn auch nicht wichtiger, so doch in nächster Zukunft eher erreichbar ist, als die Abschaffung des Unternehmergewinns, ja daß die Schulung durch die Genossenschaft die wichtigste Voraussetzung der Herrschaft über die Produktion ist.

Die Wirksamkeit von Karl Marx gehört der modernen Arbeiterbewegung an, an deren Grenze unsere Darlegungen Halt machen, weil die Arbeiterbewegung nur als ein Ganzes dargelegt werden kann. Doch kann man unmöglich von Proudhon reden, ohne seiner Beziehungen zu dem Manne zu gedenken, der eben dieser Bewegung die Richtung gegeben hat. Das Auftreten beider Männer ist merkwürdigerweise ein beinahe gleichzeitiges. Karl Marx hatte anfangs den Sturmlauf Proudhons gegen das Eigentum mit Wärme begrüßt, aber schon nach wenigen Jahren änderte sich das freundschaftliche Verhältnis zwischen beiden. Auf das 1846 erschienene Hauptwerk Proudhons „Contradictions Economiques ou Philosophie de la Misère“ antwortete Marx mit der scharfen Satire „La Misère de la Philosophie“. Der Gegensatz erklärt sich leicht aus dem Umstande, daß Marx damals in seiner revolutionären Anfangsperiode stand, die zwei Jahre später im „Kommunistischen Manifest“ ihren Höhepunkt finden sollte: da mußten ihm die

philosophisch-reformatorischen Gedanken seines Gesinnungsgenossen freilich in tiefster Seele zuwider sein. Der Bruch der beiden Männer aber blieb fürs Leben. Die Verschiedenheit ihrer Auffassungen verschärft sich noch dadurch, daß Marx hauptsächlich von der Betrachtung der großindustriellen englischen Verhältnisse und derjenigen des damaligen englischen Proletariats ausging, in deren Mitte er stand. Die englische Chartistenbewegung der vierziger Jahre konnte, in Verbindung mit dem gesteigerten Elend der Arbeiterklasse, wohl dem Gedanken Raum geben, daß nur auf dem Wege der Revolution eine Besserung zu schaffen sei. Proudhon aber ist das Kind der französischen sozialen Bewegung, die von ganz anderen Elementen getragen ward. Die Träger der Pariser Februarrevolution sind in ihrer überwiegenden Mehrheit gar keine eigentlichen Proletarier, sondern, gemäß dem ganzen Charakter der Pariser Industrie, gewerbliche Arbeiter, die auf einem viel höheren Bildungsniveau stehen und zuweilen über die tiefsten sozialen Probleme reife Gedanken aussprechen. Auf dem praktischen Felde der Assoziation haben sie bereits eine hohe Stufe erreicht, wie wir z. B. in den Statuten der sämtlichen Pariser Arbeiterassoziationen von 1848, die mehr als 50000 Mitglieder umfassen, den Grundsatz der Ansammlung eines stehenden „ewigen" Kapitals finden, dem meistens der sechste oder siebente Teil des ganzen Jahresgewinnes zugewiesen wird; dieses Eigentum der Gesamtheit darf niemals wieder verteilt werden und fällt sogar im Falle der Auflösung einer Assoziation einer ähnlichen Vereinigung zu. Alle diese hoffnungsvollen Keime hat die napoleonische Reaktion zertreten. Einem Denker wie Proudhon aber konnten sie wohl den Mut verleihen, zu einer Lösung der sozialen Frage auf dem Wege der freien Vereinigung voranzugehen, an deren Möglichkeit Karl Marx angesichts der damaligen Lage des englischen Proletariats verzweifeln mußte. Marx ist der deutsche streng wissenschaftliche Denker, der das private Kapital zugunsten des kollektiven beseitigen will, Proudhon der französische begeisterte Menschenfreund, der sich vermißt, „zwischen Privateigentum und Gemeinwirtschaft eine Welt aufzubauen".

Das letzte Ziel ist im Grunde beiden gemeinsam: vollendete Einrichtung der Produktion unter Beseitigung störender Einzelinteressen, mit alleiniger Rücksicht auf den höchsten Vorteil der Gesellschaft. Denn auch Proudhon kennzeichnet sich besonders

dadurch als konsequenter Sozialist, daß er in der Verschiedenheit der Menschen nicht den Grund verschiedener Entlohnung ihrer Arbeit sieht und für alle den gleichen Lohn verlangt. — Nur der Weg ist verschieden: Marx will, daß durch die Überführung der Produktionsmittel in den Besitz der Gesellschaft die Verteilung sich von selbst regelt; Proudhon will durch die Organisation von Konsumtion und Produktion in freien Vereinigungen die Arbeit vom Tribute an das Kapital befreien und so ebenfalls den idealen Zustand einer rein für die Interessen der Gesellschaft eingerichteten Produktion erreichen. Im Grunde können beide Richtungen nebeneinander hergehen und sich gegenseitig ergänzen; während die Menschen durch das Streben nach Vergesellschaftung der Produktionsmittel in einander bekämpfende Klassen gespalten werden, führt sie die Organisation des Konsums, die ja alle berührt, zu einer gemeinsamen Tätigkeit wieder zusammen.

In einem wichtigen Grundsatze stimmen schließlich Marx und Proudhon überein: beide sind sie durchdrungen von der Überzeugung, daß nicht auf dem Wege gewaltsamer Umwälzung, sondern nur auf dem der ruhigen organischen Umbildung ein wirklicher Fortschritt der wirtschaftlichen Zustände zu erreichen ist.

Literatur.

Proudhon, P. J., Qu'est ce que la propriété?, Besançon 1840, deutsch Bern 1844.

Proudhon, P. J., Système des Contradictions Economiques ou Philosophie de la Misère, Paris 1846, deutsch von Wilh. Jordan, Leipzig 1847, O. Wigand.

Marx, Karl, Misère de la Philosophie. Reponse à la Philosophie de la Misère de M. Proudhon, Brüssel 1847, deutsch von Bernstein und Kautsky, Stuttgart 1895, Dietz.

Mülberger, Dr. A., Studien über Proudhon, Stuttgart 1891, Göschen.
— P. J., Proudhon, Leben und Werke, Stuttgart 1899, Frommann.

Diehl, Dr. Karl, P. J. Proudhon, seine Lehre und sein Leben, 3 Teile, Jena 1888—1896, Gustav Fischer.

Sainte-Beuve, C. A., P. J. Proudhon, sa vie et sa correspondance, Paris, Michel Levy.

Bastiat, Frédéric, Ausgewählte Schriften, 2 Bde., Hamburg 1859.

Schulze-Delitzsch, Herm., Die Entwicklung des Genossenschaftswesens, Berlin 1870.

Humboldt, Wilhelm von, Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen, Breslau 1851, Trewendt.

Potter, Beatrice, Die britische Genossenschaftsbewegung. Leipzig 1893. Übersetzung von Brentano.

Zehntes Kapitel.

Rückblick und Ausblick.

Die deutsche Industrie stand im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts etwa auf derselben Stufe, wie die Englands zur Zeit Adam Smiths; die Organisation der Handels- und Zollpolitik Deutschlands kam derjenigen Frankreichs zur Zeit von Colbert kaum gleich. Die Entwicklung der Industrie war gehemmt, und der Ausbreitung des Handels stellten sich überall im Inneren des Landes die Zollschranken entgegen. Der im Jahre 1834, hauptsächlich auch dank den Anregungen Friedrich Lists, gegründete Deutsche Zollverein bildet den Wendepunkt der wirtschaftlichen Befreiung und zugleich den Anfang der politischen Einigung des deutschen Volkes.

Seit einem Menschenalter hat sich Deutschland zu einem mächtigen Industriestaate erhoben; rasch hat sich die Bevölkerung vermehrt, der allgemeine Wohlstand ist hoch gestiegen, und große Reichtümer sind erworben worden. Der Industriestaat aber mußte notwendig eine Verschärfung der Arbeiterfrage mit sich bringen, denn die unzertrennliche Begleiterscheinung der aufkommenden Industrie ist ja ein im Elend lebendes Proletariat. Zustände, wie sie Owen in New-Lanark vorfand, offenbarten sich auch in Deutschland: Gerhart Hauptmanns Gemälde des furchtbaren Elends der schlesischen Weber beruht nicht auf poetischer Erfindung; ich selbst habe noch in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts Arbeitsräume der sächsischen Heimarbeiter gesehen, in denen die ganze kinderreiche Familie mit den Haustieren zusammenwohnte; vom Morgen bis zum Abend stand der Kaffeetopf am Feuer, und neben ihm war jahraus jahrein außer schlechten Kartoffeln nichts zu finden. —

Bei solchen Zuständen und bei der Gleichgültigkeit der damaligen, lediglich vom Prinzipe der freien Konkurrenz beherrschten oberen Kreise, war die Entstehung einer selbständigen Arbeiterpartei eine natürliche Notwendigkeit. Nach einem stürmischen Beginne hat sich diese Bewegung, rasch aufsteigend, zu einer kaum je in der Geschichte dagewesenen Macht erhoben. Sie

erschreckte anfangs die Geister, aber sie rief doch ernste Aufmerksamkeit für soziale Fragen auch in den Kreisen des bisher schlummernden Bürgertums hervor und drängte die Regierungen, trotz allen Widerstrebens, auf den Weg der Sozialreform. Ihrer Agitation ist die Arbeiter-Schutz- und Versicherungsgesetzgebung zu verdanken, eine Gesetzgebung, die noch einer stetigen weitgehenden Fortbildung bedarf. Als ernste Aufgaben für die nächste Zukunft sind zu betrachten: die Ausgestaltung der Fabrikgesetze (insbesondere auch der Fabrikinspektion unter Teilnahme von Frauen und auch der Arbeiter selber, die ja an ihr das größte Interesse haben) und die gesetzliche Sicherung der vollen Koalitionsfreiheit. Die Erfahrungen in den sozial am weitesten fortgeschrittenen Ländern haben uns den unschätzbaren Wert solcher Ventile für die gebundene Kraft der Massen gezeigt; die ruhige Entwicklung in England und in der Schweiz lehrt uns, daß die wahre Sozialreform nur da gedeihen kann, wo volle politische Freiheit waltet, und wo die Betätigung aller Klassen gewährleistet ist. Denn nur unter dem Schutze der Freiheit und Unparteilichkeit kann das Genossenschafts- und Gewerkschaftswesen sich normal entwickeln, kann durch die Selbsthilfe einer zur Solidarität herangebildeten Arbeiterschaft ein gesunder Ausgleich der streitenden wirtschaftlichen Kräfte erzielt werden. Unsere Erfahrungen seit Plato haben uns gelehrt, daß kein Staat blühen kann, in dem die Masse der Menschen gedrückt und unzufrieden ist.

Das 18. Jahrhundert bereitete die Befreiung des Individuums vor, wir leben in der Zeit einer neuen sozialen Gliederung. Mächtig sind in unseren Tagen die Aufgaben der Gemeinsamkeit gewachsen, mehr und mehr erhebt sich als größter Unternehmer der Staat zu einem sozialen Organismus. Da stellt sich mit Recht die bange Frage ein: Wird der Staat diesem seinem neuen Berufe auch überall gerecht? — eine Frage, die in der Gegenwart bei einer unbefangenen Beurteilung noch keineswegs bejahend beantwortet werden kann.

Die Gestaltung unseres Eisenbahnwesens z. B. geht in den letzten 25 Jahren darauf hinaus, dieses wichtige Verkehrsmittel allen ausbeuterischen Privatinteressen zu entziehen. Die Verstaatlichung der Bahnen aber hat vielfach an die Stelle der Privatinteressen nur den fiskalischen Staatsprofit gesetzt. Heute,

wie früher, sind fast überall unsere Eisenbahnen noch weit entfernt, nur der Entfaltung des wirtschaftlichen Lebens zu dienen: wo immer möglich, da werden sie lediglich als eine neue, bequeme Steuerquelle aufgefaßt.

Die Handelspolitik der meisten zivilisierten Länder, mit Ausnahme von England, bewegt sich seit zwei Jahrzehnten im Geleise des „Schutzes der nationalen Arbeit". Man hat die Lehren von List befolgt, und die Erfahrung hat gezeigt, daß die deutsche Industrie unter einem gemäßigten Schutzzollsystem zu hoher Blüte gelangt ist. Die Frage bleibt unentschieden, ob dieser Aufschwung wirklich die Folge oder nur die Begleiterscheinung der veränderten Handelspolitik sei: die französische Industrie z. B. hat sich unter der Anwendung derselben Schutzzollpolitik keineswegs gehoben.

Eigenartige Verhältnisse, wie die geographische Lage und das Klima, der Zustand der proletarischen Bevölkerung und die Ausbildung des Arbeiterschutzes, lassen wohl zeitweilige oder dauernde Abweichungen von der Schulmeinung mit Bezug auf die Industriezölle als begründet erscheinen, niemals aber können sie eine Politik der Verteuerung notwendigster Lebensmittel, in der Gestalt von Brot- und Fleischzöllen, von städtischen Oktrois u. dgl., rechtfertigen, eine Besteuerung, in deren Verdammung Adam Smith und List übereinstimmen. Denn ein solches Besteuerungssystem ist und bleibt eine ungerechte Bedrückung der unteren Klassen und steht im Gegensatze zu der für einen Industriestaat einzig vernünftigen Politik. Der angeblich damit bezweckte Schutz der Landwirtschaft ist ja nur eine Selbsttäuschung: es werden dadurch im günstigsten Falle lediglich die Interessen der großen Grundbesitzer befördert.

Unser moderner Staat sieht eben in den Eisenbahnen und in den Zöllen, trotz aller Versicherungen des Gegenteils, nicht sowohl ein Mittel zur Hebung der nationalen Arbeit, als vielmehr in erster Linie ein fiskalisches Hilfsmittel. In ihrem Streben nach neuen, so wenig als möglich fühlbaren Steuern begegnen sich die Finanzminister mit den Interessen einzelner politisch einflußreicher Klassen, der Großindustriellen und der Großgrundbesitzer, und die dabei erzielten Kompromisse schädigen die Mehrheit des Volkes und damit das Wohl der Gesellschaft.

Zu dieser unheilvollen fiskalischen Politik sieht sich der moderne Staat durch das Wachsen der stehenden Heere gezwungen. Der **Militarismus**, welcher in Europa mehr als drei Millionen erwerbsfähiger Männer ständig der produktiven Arbeit entzieht, verschlingt zugleich bei einem jährlichen Aufwand von 8000 Millionen Mark (5 Milliarden für direkte Ausgaben und 3 Milliarden für Verzinsung von Kriegs- und Rüstungsschulden) den größten Teil der Volksersparnisse. Die vollendete Organisation des Heerwesens, durch welche die beste Geisteskraft der Nation in Anspruch genommen wird, ist ein sprechender Beweis dafür, was heutzutage auch auf produktivem Gebiete, besonders in der Organisation der gesellschaftlichen Arbeit und der Verteilung der Produkte, geleistet werden **könnte**.

Die künftige Geschichtsschreibung wird wohl unser Zeitalter das der Industrie nennen. Ungeahnte Umwälzungen haben sich vollzogen, die ganze **Bevölkerung** ist sozusagen in Fluß geraten: vor 30 Jahren wohnten noch $^2/_3$ des deutschen Volkes auf dem Lande, heute etwa noch die Hälfte (in den Rheinlanden nur ca. 33 $^0/_0$, in Sachsen 40 $^0/_0$). Je rascher die nach den Städten ziehende Bevölkerung im nervösen Strome des Erwerbs- und Genußlebens sich verzehrt, desto notwendiger wird die Erhaltung gesunder ländlicher Volkselemente; wir haben alle Ursache, uns an die Auffassung der Physiokraten und diejenige Fouriers von dem materiellen und sittlichen Wert des Landlebens zu erinnern. Die vom Industrialismus zurückgedrängte **Landwirtschaft** bedarf der höchsten Fürsorge; aber mit künstlichen Mitteln kann sie nicht wieder gehoben werden, nur die Wissenschaft, besonders Technik und Chemie, und die Assoziation können sie wieder auf die Höhe bringen, nachdem der stark konservative Charakter ihrer Angehörigen sie so weit hat zurückbleiben lassen.

Zu solchen Aufgaben aber bedarf es einer gründlichen Umwandlung unseres gesamten Staatswesens. Die Zeiten sind vorbei, wo ein Colbert von seinem Kabinett aus die wirtschaftlichen Geschicke eines großen Landes lenken konnte, und auch die zahlreichste und begabteste Bureaukratie ist einer solchen Aufgabe nicht mehr gewachsen Der moderne Staat kann seiner Mission nur dann gerecht werden, wenn er die gesellschaftlichen Interessen von seiner fiskalischen, bureaukratischen und polizei-

lichen Vergangenheit völlig emanzipiert, wenn er aufhört, in wirtschaftlichen Fragen Partei und Interessent zu sein und sich auf die hohe Stellung des obersten gerechten Richters aller Interessen beschränkt.

Die oben geschilderte Bewegung der Bevölkerung stellt auch der Kommunalpolitik gewaltige Aufgaben. Der unaufhaltsame Zug nach den großen Städten birgt bedeutende wirtschaftliche und sittliche Nachteile, die nur durch eine gesunde Volkspolitik der Gemeinden gemildert und beseitigt werden können. Dem Verkehr mit der nächsten Umgebung der Städte kommt die Fortbildung der Technik zu Hilfe: die Rolle der Dampfkraft, durch welche die ungeheure Konzentration der Industrie und des Verkehrs erreicht wurde, übernimmt jetzt die Elektrizität, die eine weitgehende Dezentralisation ermöglicht. Gelingt es, die neuen technischen Errungenschaften in modernem Geiste nutzbar zu machen, dann werden wohl eines Tages unsere großen Weltstädte sich über weite Länderstrecken ausdehnen, und es werden sich für alle Volksklassen die Annehmlichkeiten des städtischen Lebens mit dem Reize eines ländlichen Wohnsitzes verbinden.

Es ist eine unbestreitbare Wahrheit, daß die Gesellschaft jetzt so viele Güter hervorbringt, um die Bedürfnisse aller Menschen reichlich befriedigen zu können. Wenn es dessenungeachtet auch in unseren Tagen noch Obdachlosigkeit und Hungertod gibt, so ist das ein Zeichen der rückständigen sozialen Organisation, ein Beweis für die ungesunde Verteilung und ungenügende Anwendung des Besitzes, ein Armutszeugnis für unsere ganze Kultur. Gäbe es bereits tatsächlich ein feines soziales Gewissen, so würden Zeitungsmeldungen über eine aus Hunger in den Tod getriebene Familie weit größeres Entsetzen hervorrufen, als Nachrichten über das schlimmste anarchistische Attentat. Eine ernstliche Selbstprüfung der Völker und der Regierungen würde dann die tiefste Ursache der allermeisten Verbrechen enthüllen: die soziale Ungerechtigkeit.

In China gilt die Familie für entehrt, vor deren Hause ein Selbstmörder gefunden wird: wann wird unserer „hohen Zivilisation" die Stunde schlagen, wo sich eine ganze Stadt für entehrt halten wird, wenn, nahe ihren prunkvollen Palästen und ihren glänzenden Magazinen, arme Menschen erfrieren oder verhungern? — Wahrlich, lange bevor unsere großen Städte

glänzende Feste veranstalten und kostspielige Denkmäler errichten, sollten sie dafür sorgen, daß in ihrem Weichbilde die Lebenden nicht in Not verkommen. Das ist der Anfang aller Sozialpolitik.

Wenn man, wie wir, eine auch nur flüchtige Wanderung durch die soziale Geschichte der Menschheit beendigt hat, so bleibt als starker Eindruck das Gefühl der bisherigen Unzulänglichkeit aller Einrichtungen und Gedanken bestehen, die Erkenntnis der menschlichen Schwäche. In ewigem Wechsel wogt das Schicksal der Völker und Staaten auf und nieder, nichts ist von Dauer, nichts bleibt groß. „Der arme ägyptische Fellah" (sagt mit Recht Ferdinand Lassalle) „heizt heute den Herd seiner dürftigen Hütte mit den Mumien der Pharaonen, die die Pyramiden gebaut haben." — Und doch bleibt etwas in diesem Werden und Vergehen, das ist die Menschheit, die Menge, das Volk: der Pharao ist vermodert und vergessen, aber der Fellah lebt.

Langsam und fast unmerklich, aber doch sicher und bestimmt, vollzieht sich in diesem Wechsel der Aufstieg. Seine entscheidenden Kennzeichen offenbaren sich nicht in den äußerlichen Fortschritten unseres Lebens, wenig selbst in Literatur und Kunst, nicht in den rasch abfallenden Blütenspitzen der Wenigen, die oben stehen, sondern in der Hebung der Massen, im Steigen des allgemeinen Niveau. Die Sklaverei und die Leibeigenschaft sehen wir fallen, und mit dem Wachsen der gesellschaftlichen Arbeit gewinnt die Freiheit festere Grundlagen durch Verbesserung der Volkserziehung, durch Anwendung dessen, was die Wenigen gewonnen und ersonnen, auf das Schicksal der Vielen, durch eine Verfeinerung des Begriffes der Gerechtigkeit.

Doch jeder neue Fortschritt bringt neue Leiden. Erleuchtete Geister suchen deren Ursachen zu ergründen und die Not zu beseitigen. In der Kritik des Bestehenden erfolgreich, bleibt der Menschengeist immer unzureichend im Aufbau des Besseren. Denn in der Befreiung von dem einen bekannten Übel erwächst ein anderes, das nicht vorherzusehen war. Von neuem beginnt die Arbeit der Kritik.

Aber der Schatz der Erfahrung mehrt sich, immer zahlreicher wird wenigstens die Zahl der erkannten Irrtümer. Ein

Zustand der Vollkommenheit wäre Stillstand, im Streben nach Vollkommenheit liegt unser kräftigstes Lebenselement. Für dieses Streben bedürfen wir der tröstenden Sicherheit, daß es auch dann nicht vergeblich war, wenn wir seine Früchte nicht mehr selbst genießen können: wir kämpfen für die Enkel, wie die Väter für uns gekämpft.

Auch auf das wirtschaftliche Leben dürfen wir das schöne Wort Lessings anwenden:

„Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. — Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten, zurückzugehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist."

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Schaffen und Schauen

Ein Führer ins Leben

Von deutscher Art und Arbeit
Geb 5 M



Des Menschen Sein und Werden
Geb. 5 M.

Unter Mitwirkung von R. Bürkner, H. Dade, R. Deutsch, A. Dominicus, K. Dove, E. Fuchs, P. Klopfer, E. Koerber, O. Lyon, E. Maier, G. Maier, C. v. Maltzahn, †A. v. Reinhardt, F. A. Schmidt, O. Schnabel, G. Steinhausen, E. Teichmann, A. Thimm, K. Vorländer, A. Witting, G. Wolff, Th. Zielinski.
Mit 8 allegorischen Zeichnungen von Alois Kolb.

Schaffen und Schauen — es bildet den Inhalt menschlicher Lebensarbeit. Mitschaffen zu können am Bau des Lebens, schauen zu dürfen die Wunder der Welt, ist aber zugleich auch beste und höchste Lebensfreude. Freilich bedarf es, um das empfinden zu können, zweier Dinge: offener Augen und offenen Herzens. Man muß sehen können, wo und wie es anzupacken gilt, wo und wie „von dem goldenen Überfluß der Welt" zu trinken ist. Dazu möchte dieses Buch helfen, es möchte in diesem Sinne der deutschen Jugend ein Führer sein ins Leben, ihr die verständnisvolle Anteilnahme an dem Schaffen und Schauen unserer Zeit ermöglichen, indem es sie einführt in unser deutsches Wirtschafts- und Staatsleben und in die Lebensarbeit, indem es ihr die Bedingungen des leiblichen und geistigen Daseins des Menschen und menschlicher Lebensführung nahezubringen sucht. Damit will das Buch vor allem auch für die Berufswahl nicht äußerliche Berechnungen, sondern innerliche Erwägung maßgebend werden lassen, die allein eine wirklich befriedigende Lebensgestaltung gewährleistet.

Inhaltsübersicht.

I. Band. Das deutsche Land. Das deutsche Volk. Wie das Deutsche Reich geworden. Das Deutsche Reich im Zeitalter der Weltmächte. — Die Grundlagen der Volkswirtschaft. Die deutsche Volkswirtschaft der Gegenwart. Land- und Forstwirtschaft. Der Bergbau. Die Industrie. Die Technik. Das Kunstgewerbe und die Architektur. Der Handel. Das Verkehrswesen. — Der Staat. Die Wehrmacht des Staates. Die äußere Vertretung. Das Recht. Das Bildungswesen. Sonstige Verwaltungsaufgaben des modernen Staates. Organisation der Staats- und Gemeindeverwaltung. Wirtschaftspolitische Fragen (Steuerpolitik. Handelspolitik. Kolonialpolitik. Die Boden- und Wohnungsfrage. Das Bevölkerungsproblem. Die Frauenarbeit. Sozialpolitik). Staatsbürgerliche Bestrebungen (Politische Parteien. Wirtschaftliche Vereine. Soziale Bestrebungen. Bildungsbestrebungen. Frauenbewegung. Die Presse). — Die Vorbildung. Der Beruf. Die wichtigsten Berufe.

II. Band. Des Menschen Herkunft und Stellung in der Natur. Des menschlichen Körpers Bau und Leben. Des Menschen Seele. Die Entwicklung der geistigen Kultur. — Die Wissenschaft und ihre Pflege. Die mathematischen Wissenschaften. Die Naturwissenschaften. Die Geisteswissenschaften. — Die Philosophie. Die Kunst. Die Religion. — Das Leben. Der Beruf. Volk und Staat. Persönliches Leben. Lebensgemeinschaften. Der Wert des Lebens.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

F gen

(C . Jahr=
hu r Holz=
sch stich im
18 ichnung
ist eugnisse
ta . Hier
be für die
Te d kräf=
tig ochenen
Fa r über=
trä erwacht
de elheiten
hi usdruck
sei allein
sch Repro-
du ischem
W

Die ie: Karl
Ba dt, Otto
Fik morgen,
Gu ermann,
Em , Sascha
Sch nd u. a.

Ger nicht nur
dem Sie eignen
sich deshalb besonders für das deutsche Haus und können seinen schönsten Schmuck bilden. Der Versuch hat gezeigt, daß sie sich in vornehm ausgestatteten Räumen ebensogut zu behaupten vermögen wie sie das einfachste Wohnzimmer schmücken. Auch in der Schule finden die Bilder immer mehr Eingang. Maßgebende Pädagogen haben den hohen Wert der Bilder anerkannt, mehrere Regierungen haben das Unternehmen durch Ankauf und Empfehlung unterstützt.

Illustrierter Katalog mit 150 farbigen Abbildungen und beschreibendem Text gegen Einsendung von 30 Pfennig vom Verlag B. G. Teubner in Leipzig, Poststraße 3.

Urteile über [...] farbige Kün[...]en.

"... Doch wird man a[...] vorhandenen Bilder umfassenden A[...] erkennen. Indessen es genügt nicht, daß di[...] da sind, sie müssen auch gekauft werden. Sie müssen vor allen Dingen an die richtige Stelle gebracht werden. Für öffentliche Gebäude und Schulen sollte das nicht schwer halten. Wenn Lehrer und Geistliche wollen, werden sie die Mittel für einige solche Bilder schon überwiesen bekommen. Dann sollte man sich vor allen Dingen in privaten Kreisen solche Bilder als willkommene Geschenke zu Weihnachten, zu Geburtstagen, Hochzeitsfesten und allen derartigen Gelegenheiten merken. Eine derartige große Lithographie in den dazu vorrätigen Künstlerrahmungen ist ein **Geschenk, das auch den verwöhntesten Geschmack** befriedigt. An den kleinen [...] erſch[...]